Lbaa (B) 3-1

T 632

L.1.f 32 1307

Liter. B 3 17

Leonard Meisters

Charakteristik deutscher Dichter,

Nach der Zeitordnung gereihet,

mit Bildnissen

von

Heinrich Pfenninger.

Erster Band.

St. Gallen und Leipzig,
bey Huber und Compagnie. 1789.

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

Staatliche Bibliothek Passau

1035261 7X

Vorrede.

Vielleicht etwas sonderbar scheint es, daß ich auf Schmids Necrolog der deutschen Dichter so bald meine Characteristik darf nachfolgen lassen. Schon war indeß meine Handschrift beynahe ganz abgedruckt, als jenes Werk herauskam. Während daß mein Vorläufer das Ziel erreicht, bin ich zufrieden, wenn ich noch einige von ihm hingeworfene güldene Aepfel auf der Laufbahn aufhaschen kann. So gleichförmig überhaupt unser Zweck ist, so ist doch hoffentlich meine Arbeit durch die seinige nicht ganz überflüßig geworden. Gleichwie er Dichter darstellt, die in meiner Gallerie nicht sind, so stelle auch ich solche dar, die man in der seinigen umsonst sucht, besonders die ältern Dichter, und ich lasse sie von Pfenningers Portraiten begleiten. Grossentheils nur auf Männer, die Epoche machten, schränk' ich mich ein, und so werf' ich von den einzelnen Personen einen Blick auf den Zeitgenius, so wie er entweder durch sie, oder sie durch ihn umgeformt worden.

Innhalt.

I. Barden. Seite 1.
II. Hrabanus Maurus. 5.
III. Otfrid. 13.
IV. Notker Labeo. 28.
V. Willeram. 33.
VI. Roswitha. 37.
VII. Rüedger Maneß. 46.
VIII. Melchior Pfinzing. 67.
IX. Hans Sachs. 75.
X. Johann Fischard. 93.
XI. Burkard Waldis. 118.
XII. Georg Rollenhagen. 136.
XIII. Martin Opitz. 145.
XIV. Paul Flemming. 160.
XV. Hans Michael Moscherosch. 181.
XVI. Friederich von Logau. 190.
XVII. Fruchtbringende Gesellschaft. 206.
XVIII. Friedr. Rud. Ludw. von Canitz. 225.
XIX. Wernicke. 258.
XX. Karl Friedrich Drollinger. 271.
XXI. Barthold Heinrich Brockes. 276.
XXII. Joh. Jacob Bodmer. 287.
XXIII. Albrecht von Haller. 315.
XXIV. Friedrich von Hagedorn. 336.

Anhang.

XXV. Heinrich Frauenlob. 354.
XXVI. Sebastian Brand. 355.
XXVII. König Tyrol, Winsbeck und Winsbeckinn. 376.

Barden.

Aventin fand zu Regenspurg in dem Kloster des heil. Emerans Lobgedichte der alten Deutschen. Aus der deutschen Sprache soll sie Karl der Grosse in die lateinische haben übersetzen lassen. Eben dieses erzählt auch Eginhard.* Gleichwie Tuisto Lobgedichte auf die Helden verfertigen ließ, so ließ König Laber Spottgedichte auf die Memmen verfertigen. Oeffentlich wurden diese Arten von Satyren vor den Wohnungen gesungen. Man hieß sie Nachtgesänge oder Mondlieder, weil sie erst nach dem Abend angestimmt wurden.

Nach dem Tacitus wußten die alten Deutschen von keinen andern historischen Jahrbüchern, ausser ihren Heldengesängen. In denselben, sagt er, feyerten sie ganz besonders den Gott Thuisto und dessen Sohn Mannus, den Stammvater des Volkes. Im zweyten Theile seiner deutschen Litterargeschichte führt Joh. Fried. Reiman s. 64. die Stelle des Tacitus an, und setzt alsdenn hinzu: „So oft

* S. auch Sigeberts von Gemblours Chronicon ad ann. 194. vergl. mit Crusii Annal. Suev. Part. II. L. 1, c. 8.

„ ich diese Stelle ansehe, so oft glaub' ich eine „ Strophe von den alten Bardenliedern vor Augen „ zu haben, die Tacitus, als der deutschen Sprache unkundig, mit römischen Ohren angehört „ und also ganz mißdeutet hat. — Beym Anblick „ von Roms Legionen begannen die Deutschen zu „ singen:

„ Do iß de arge Kuz
„ De uhs verödet dût Huß,
„ Do is schone vele Mans
„ Kan dei der knastern ganz.

„ Woraus der Geschichtschreiber folgendes heraus„ zog:

„ Tuisto origo gentis
„ Deus terra editus,
„ Tuistonis filius Mannus
„ Conditor nostræ gentis. "

Reinmannen lassen wir diese Auslegung verantworten. Immer bleibt so viel gewiß, daß die Barden die Thaten der Helden besangen, und (nach dem Marcellin I, 15.) den Gesang mit der Leyer begleiteten. Auch Diodor der Sicilier (B. V.) schreibt den Barden eine Art Leyer zu. Sehr kontrastieren die friedlichen Lieder mit den Schlachtgesängen der Deutschen. „ Mit Gesang, " sagt Tacitus, „ gehn die Deutschen in's Treffen. Eine Gat„ tung ihres Gesanges ist der Barritus oder Bar„ ditus, wodurch der Krieger zum Streite ent-

„ flammt und zum voraus der glückliche oder un-
„ glückliche Erfolg geweissaget wird. Je nachdem
„ der Schlachtgesang so oder anders schallt, trotzt
„ oder zittert das Heer. Nicht so fast Einklang
„ der Stimme als des Muts hört man. Man hört
„ ein gedämpftes Gebrüll, den Schild vor dem
„ Munde, damit durch Zurückprellung der eiserne
„ Laut desto voller und ausgebreiteter sich schwelle.“
Julian (Misopog.) giebt folgende Beschreibung:
„ Die Barbaren jenseit des Rheines haben grosse
„ Lust an rohen Gesängen, die dem wilden Ge-
„ schrey der Raubvögel gleichen.“

Mehr oder weniger geben uns die Ueberreste der schottischen und dänischen Poesie einen Begriff von der deutschen. In den Dänischen Sagen sind, nach Schlözers Bemerkung, sehr oft deutsche Begebenheiten nordischen Helden und Gegenden auf abentheuerliche Weise angepaßt worden. „ Wenn ähn-
„ liche Gegenstände,“ sagt Hugo Bläir in der Abhandlung über den Ossian, „ in ähnlicher Ver-
„ fassung auf die Einbildungskraft wirken, so drü-
„ ken sie ihren Geburten ähnliches Gepräg auf, nur
„ wenig durch Klima und Genie verschieden. Nun
„ aber trugen die Menschen niemals ähnlichere Züge
„ als in der Kindheit des gesellschaftlichen Lebens.“

Olaus Wormius giebt im Anhange zu seinem Werke von der runischen Litteratur einen besondern Bericht von der gothischen Dichterey. Ausdrück-

lich sagt er, daß in keiner Versart ein Reim vorkomme, und er zält nicht weniger als hundert sechs und dreyßig verschiedene Versarten. Zur Bildung des Nationalcharacters trug die Tonkunst viel bey. Unmittelbar stärkt harmonische Schwingung die Nerven. In seinen Reverien merkt der Marschall von Sachsen mit Recht an, daß ohne Trommel und Musik die Beschwerlichkeiten des Krieges unerträglich seyn würden. Lyrische Poesie kann bis zu prophetischen Aussichten begeistern. Hildegast, der in dem dritten Jahrhunderte lebte, war der Orpheus der Deutschen. Wenn wir dem freylich nicht immer treuen Tritthemius (Annal. I.) hierin glauben dürfen, so war dieser Hildegast nicht selten von prophetischer Begeisterung ergriffen; die Söhne der Edeln unterwies er in der Tonkunst; er lehrte sie Heldengesänge; er zog die Franken aus dem Stande der Wildheit und machte sie bekannt mit den Künsten des bürgerlichen Lebens.

Nicht so edel und wohlthätig waren die spätern Barden. Vielmehr erscheinen sie als Schmarozer und erkäufliche Sänger. In vornehmen, oder auch nur reichen Häusern befand sich unter den Hausgenossen immer ein Barde. Er lobte oder tadelte nach dem Gutdunken seines Gastwirths.*

---

* S. Georg Buchanans Hist. Scot. B. II. f. 40. edit. Francof. wie auch Valerius in notis ad Ammianum, f. 93.

Hrabanus Maurus. *

Er ward im Jahr 785. zu Mayntz gebohren. Ein Schüler des Beda und Alkuins. Schon im neunten Jahre trat er in den Benedictinerorden zu Fulda. Noch sehr jung unternahm er eine Wallfahrt nach Morgenland. Im J. 810. wurde er Schulrector, und im J. 822. Abt des Benedictinerklosters zu Fulda. Hier stiftete er eine schöne Bibliothek. Im J. 842. legte er seine Abtwürde nieder, und schrieb in der Einsamkeit Bücher. Wider seinen Willen wurde er im J. 847. zum Erzbischof zu Mayntz erwählt. Er zog selbst im Lande herum und unterrichtete das Volk, hielt auch etliche Concilien, z. B. im J. 848. gegen Godeschalk. Während der Hungersnoth im J. 850. speisete er täglich dreyhundert Arme, ausser denjenigen, die alle Tage von seiner Tafel versorgt wurden. Er starb im J. 859. Von ihm hat man biblische Auslegungen, oder Auszüge aus den Kirchenvätern. Ferner Tr. de Universo seu etymologiarum opus; de eucharistia; tractatum allegoriarum; de videndo Deo;

* S. Trithemius und Rod. Presbyter, deren Nachrichten des Rhabanus Werken vorgedrukt sind.

de reverentia filiorum erga parentes; de inſtituto Clericorom; de S. Ordinibus, Sacramentis divinis & veſtimentis Sacerdotalibus; de anima; de inſtitutione Chriſti; de diſciplina eccleſiaſtica; de ſeptem Signis nativitatis Domini; Sermones; Epiſtolas; Opus de virtutibus, vitiis ac ceremoniis antiquæ eccleſiæ; carmen in laudem S. crucis cum declaratione in proſa. Seine poemata ſacra hat Chriſtph Brouwer mit dem Venantius Honorius Fortunatus im J. 1617. zu Maynitz edirt. Georg Calvonerius edirte ſeine ſämtlichen Werke in ſechs Foliobänden zu Cölln 1626. Auſſer dieſen findet man in Baluz Miſcellaneis etliche Poemata und das Buch de Computo; in Martene und Durands Sammlung die Abhandlung adverſus Judæos; in Caniſius Lectionibus antiquis das Pœnitentiale, Martyrologium &c.

Wenn wir dieſen Schriftſteller hier anführen, ſo geſchiehts vornehmlich wegen ſeines edlen Eyfers für die Ausbreitung der deutſchen Sprache. Auf der Mäynziſchen Kirchenverſammlung ſetzte er den Befehl durch: „Daß zur Beförderung der Auf„klärung unter dem Volke jede Predigt entweder „romaniſch (d. i. galliſch) oder theotiſch (d. i. „deutſch,) verfaßt werden ſollte.“ * Wenn wir dem Flacius (in ſeiner Vorrede zum Otfried,)

* S. Serarius Rer. mogunt. B. I. C. 11.

Glauben zustellen, so hatte Rhabanus, mit Beyhilfe des Walafrid Strabo und Haymons von Halberstadt, schon zu Carls des grossen Zeiten die h. Bücher in die Mutterspracche gedollmetscht: indeß ist es merkwirdig, daß dieser Dollmetschung sein Schüler, Otfried, mit keinem Worte erwähnet. Vielleicht daß man sie mit derjenigen verwechselt, welche auf Befehl Kayser Ludwigs des Frommen verfertiget wurde. *.

Von Rhabanus liegt noch in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien ein Glossarium latino-theotisticum. Dasselbe rückte Georg von Eccard in seine Kommentarien de reb. Franciæ orient. ein. — Auch schreibt man ihm die poetische Geschichte Kayser Lothars und Ludwigs zu.

Ludwig der Fromme, Carls Sohn und Nachfolger (814—840.) kam zwar an Muth und Fähigkeit seinem Vater nicht gleich, allein er ahmte ihm doch in der Bemühung um die Cultur Deutschlands nach. Eines der vorzüglichsten Verdienste dieses Kayfers war, daß er die Bibel in Niederdeutsche, eigentlich NiederRheinische Reime übersetzen oder vielmehr umschreiben ließ. ** Er begieng die Schwach-

* S. Andr. dû Chesne T. II. f. 220. rer. franc.

** S. Andr. dû Chesne Band I. Scriptor. rer. franc. und Eckhardt Franc. Orient. Th. II. f. 324.

heit, daß er seine Länder noch bey Lebzeiten unter drey Söhne vertheilte. So groß auch dieser Fehler in den Augen der Staatskunst seyn mag, so gewann doch dabey die deutsche Sprache. Deutschland bekam in Ludwig dem Deutschen (843 — 876.) seinen eigenen König, welcher die Sprache seines Volkes liebte, und die wenigen guten Köpfe seiner Zeit aufmunterte.

Da sich in Urkunden und Gesetzbüchern der Genius der Sprache am längsten erhält, so berufen wir uns hier auf ein Stück aus den Verordnungen Ludwigs und Lothars, (840.) so wie es handschriftlich in der Kathedralkirche zu Trier verwahrt liegt: That ein jounclihe man frier geuualt have, so vuar sose er vuilit, sachun sinu cegevene. So verse sachun sinu thuruhe salichedi selu sineru, athe ce audern craftlichern stat, athe se vuemo andremo vers ellan vuilit; inde cethemo cide innencuuendium theru seluero grasceffi vuilit, in theru sachun thie gesat sint, vuizzetta thia sala cegedune geulize, d. i. daß ein jeglicher Mann freye Gewalt habe, so wo er will, seine Sachen zugeben. Wenn jemand seine Sachen um der Seligkeit seiner Seele willen oder zu einer andern ansehnlichen Stette, oder zu etwas anderm verwenden wollte, und zu dieser Zeit in derselben Grafschaft befindlich wäre, in welcher diese Sachen gelegen

sind, so sey er eine offenbare Uebergabe zu thun beflissen.

Das Zeitwort steht meistens am Ende, Pronomen und Beywörter bald vor, bald nach dem Hauptwort, Geschlecht und Abfall, bald so, bald anderst, bald bleiben sie, wie der Artickel, ganz weg.

Den Eydschwur, welchen im J. 842. Karl seinem Bruder leistete, liefert Nithard wörtlich in der damaligen deutschen Sprache: In Goddes Minna ind thes christianes Folches ind unser bedhero Gealtnisi fon thesemo Dage frammordes so framso mir Got Gewizzei indimadh furgibit so halt ih thesan minan Brvodher seal inthin thaz er mig so so ma duo indi mit Ludheren in notheinri ting nege gango the gegango minan Willan imo ce Scaden werhen. D. i. In Gottes Liebe und des christlichen Volkes und unser beyder Erhaltung von diesem Tage ferner fort so fern als mir Gott Wissenschaft und Macht giebt, so halt ich diesen meinen Bruder, so wie ich soll indem, daß er mir eben also thue und mit Lothar in nöthigem Ding nicht gehe zu gehn meinen Willen ihm zu schaden wäre. Die Völker schwuren gleichfalls. Hier der Schwur der Deutschen: Oba Karl den Eid then Er sinemo Brvodher Ludhwige gesvor geleistet ind Ludhwig min Hero then er imó gesvor forbrichit: ob ich ina nes jov (ar) revenden ne-mag; uoh ih noh thero thein ih es irrwenden mag imo

ce follusti wider Karle ne wird hil. D. i. Ob Karl den Eyd, den er seinem Bruder Ludwig geschworen, geleistet, und Ludwig, mein Herr, den er ihm geschworen: ob ich ihn nicht abzuwenden vermag, ihm zu Folgleistung wider Karl nicht wird seyn. S. Leibnit. Collect. etymol. &c. edit. Eccardi. Hanov. 1717.

Um nicht mit Citaten zu ermüden, begnügen wir uns, nur für einige Augenblicke bey dem berühmten Siegeslied über die Normanen zu weilen. Der Innhalt desselben ist der Triumph, welchen Ludwig im J. 881. an der Schelde bey Soldacurch erfochten. Dieser Ludwig war ein Sohn Karls des Kahlen, den er mit Asgard, seiner heimlichen Gemahlin erzeugt hatte. Dieses Lied vergleicht Schilter mit den Gedichten des Sämonds, des ältesten schwedischen Dichters. Das Sylbenmaaß ist frey und gleicht dem Glükonischen. Zur Probe folgende Stelle:

Tho nam her skild indi Sper
Ellianlicho reit her
Wold her warer rahchon
Sina Widar sahchon
Tho ni was iz buro Lango
Fand her thier Northmannon
Gode lob sageta
Her siht thes hegereda
Ther Kunig reit Kuono

Sang lieth frono
Joh alle ſaman ſungun
Kyrie eleyſon
Sang was geſungen
Wig was begunnen
Bluot skein in Wangon
Spilodunder Vrankon
Vhar rath thegeno gelich
Nichein ſoho Hludwig
Snel indi Kuoni
Thas was imo gekunni &c.

Wörtlich nach heutiger Sprache:

Da nahm er Schild und Speer
Als Held rit er daher
Sich wolt er ernſtlich rächen
An ſeinen Widerſächern.
Nicht war es über lange,
So fand er die Nortmänner
Er ſagte: Gott ſey Lob!
Er ſieht, die er begehrte.
Kühn ritt der König her
Sang heiligen Geſang
Und alle ſangen mit:
Kyrie eleyßon!
Geſang war geſungen
Schlacht war begonnen.
Blut ſchien auf den Wangen
Der wolgemuthen Franken.

Da kämpfte einem Helden gleich
Niemand wie Ludewig
Schnell und kühn,
Das war ihm angebohren. ꝛc.

Der erste, deutsche Frohngesang, in welchem man poetischen Schwung siehet, ähnlichen Schwung mit den scandinavischen Dichtern. Immer noch wenig Artickel und Bindwörter, die gewöhnlich erst mit reiferm Wachsthum der Sprache hervorsprossen, wenn die Nation allmählich aus dem Krais der Sinnen und der Imagination in dem Krais deutlicherer Ideen emporsteigt.

Nach Auslöschung des **Carolingischen Stammens** kam die deutsche Krone auf das **Sächsische Haus** (919 — 1024.) Bey den immerwährenden Unruhen konnte keine neue Epoche in der Nationalaufklärung entstehn. Alle deutsche Schriftsteller aus diesem Zeitraume fuhren fort, in einer der oberdeutschen Mundarten, besonders in der Fränkischen, zu schreiben: Glossen und Wörterbücher aus dem zehnten Jahrhunderte liegen noch in verschiedenen Bibliotheken Ober-Deutschlands und Italiens.

Otfrid.

Unbekannt ist sein eigentliches Geburtsort. Daß er ein Deutscher gewesen, beweisen theils seine Geschicklichkeit in der deutschen Sprache, theils das ausdrückliche Zeugniß des Abt Thritheim. In der Zuschrift seines Evangelienbuches an Liutpert, den Erzbischof zu Maynz, sagt Otfried, er habe unter dem Hrabanus Maurus studirt. Rhabanus lehrete um das J. 802. zu Fulda, woselbst er Abt war, und endlich als Erzbischof zu Maynz starb. Von diesem Lehrmeister scheint Otfrid die besondere Liebe zu der deutschen Sprache eingesogen zu haben.

Nach Vollendung der Klosterstudien kam Otfrid von Fulda in das Benedictinerkloster zu Weissenburg, im Elsaß. Hofmann hält davor, er habe daselbst die meiste Zeit seines Lebens zugebracht und sey gegen Ende des neunten Jahrhunderts in diesem Kloster gestorben. In allen seinen Schriften nennt er sich den Weissenburgischen Mönchen, und die Zuschriften vor seinem Evangelienbuche sind alle an solche Personen gerichtet, welche im J. 870. noch lebten.

Unter den verschiedenen Schriften des Otfrids verdient sein Volumen Evangeliorum der vorzüglichsten Achtung. Laut der Zueignung an der Erz-

bischof zu Maynz verfertigte er's auf Antrieb theils einiger Mönche, theils einer gewissen vornemmen Matrone, Namens Juditha. Auf ihre Klagen, daß man in deutscher Sprache noch keine Erbauungsbücher besitze, schickte er sich an, die evangelische Geschichte in fränkischer Sprache und in Reimen zu schreiben. Es ist ausser Streit, daß er der Verfasser dieses Werks ist. Handschriften davon liegen zu Wien, zu Freisingen und im Vatikan zu Rom. Das Freisingische Exemplar entdeckte Beatus Rhenanus in der Klosterbibliothek des heil. Corbinians. Es hat die Aufschrift: Liber Evangeliorum in Theotiscam linguam versus. Am Ende liest man: Vualdo me fieri jussit: Sigefridus presbyter scripsi. Hieraus erhellt das Alter dieses Codex. Rhenanus, der Anfangs des XVIten Jahrh. gelebt hat, schrieb ihm schon damals ein Alter von sechshundert Jahren zu. Der Codex gehörte dem Freisingischen Bischof Waldo, dessen Daseyn in das neunte Jahrhundert fällt.

In der Vorrede an den Erzbischof Luitpert bekennt Otfrid offenherzig die Härte seiner Schreibart und Sprache. Nach Kaiser Karl dem Grossen war er der erste, der der Muttersprache gleichsam einen grammatischen Zaum anzulegen bemüht war.* Ueber den meisten Worten setzte er, wie Lambeccius

---

* S. Trithemius de polygraphia.

bemerkt, die Zeichen gewisser Accente. Die drey verschiedenen Zuschriften an den fränkischen König Ludwig, an den Maynzischen Erzbischof Liutpert und an den Constanzischen Bischof Salomon verdienen besondere Aufmerksamkeit. Die mittlere enthält interessante Nachrichten über den damaligen Zustand der deutschen Sprache. Diese ist lateinisch; die beyden andern sind deutsch. Immer ist bey vier Zeilen der Anfangsbuchstaben einerley mit den Endbuchstaben. Wenn man sie zusammenliest, so enstehn durch diese mönchische Künsteley folgende Worte: Luthouwico orientalium regnorum regi sit salus æterna, und, Salomni Episcopo Otfridus.

Die Ausgabe des Flacius (Basel 1571. 8vo.) ist mangelhaft. Erläuterungen über das Werk selbst lieferten Lambecius, Paul Merula, Franciscus Junius, Martin Opitz, Johann Schilter, Dietrich von Stade u. a. Ein Glossarium Otfridinum hat man von dem augspurgischen Arzte, Achilles Gassarus, welches von Merula seiner Herausgabe des Willeramischen Hohenliedes (Leyden 1598. 8vo.) beygefügt worden. Durch die Vorsorge des Straßburgischen Professors, J. G. Scherzens, erschienen im J. 1726. die Evangelia Otfridi mit der lateinischen Uebersetzung und den Anmerkungen des Herrn Schilters.

Von Otfrids übrigen Schriften erwähnen wir noch: Liber ad Monachos S. Galli, Hartmuatum

& Werinbertum, ein deutsches Gedicht, welches Lambecius zuerst vollständig herausgab. Man findt sonst noch andere altdeutsche Schriften, die man Otfriden zuschreibt. Dahin gehört z. B. die sogenannte Catechesis theotisca, welche Eccard nebst einigen andern zu Hannover 1713. in Octav herausgab. Er entlehnte sie aus der Wolfenbüttelischen Bibliothek. Noch sagt man von einer Grammatica theotisca, die (nach Einiger Meynung,) Kayser Carl der Grosse anfing, Otfrid aber vollendete. * Bey Hickes (Grammatica franco-theotisca) sieht man ein Alphabeth von den Buchstaben des Otfrids.

Wie sehr noch die deutsche Sprache zu Otfrids Zeiten von den Geistlichen und Grossen verachtet gewesen,

---

* S. Trithem. Poligraph. L. VI. c. 3. Multa & miranda lingua materna secundum easdem (Caroli M.) regulas composuit metro, seu carmine. — Mirabile est & lectione dignum, quicquid vir iste composuit, dum in teutonico sermone regulos posuit, & quasi in versibus pedes & numeros custodivit. Am Ende gedenkt Trithemius noch eines andern Otfridischen Werkes, in Psalterium tria magna volumina, eodem genere Sermonis, nämlich in gleicher Manier mit dem Evangelienbuch. Otfrids Psalter war also in Versen, und nicht in Prosa, wie Notkers.

gewesen, erhellet am deutlichsten aus seinen eigenen Worten. Lingua enim hæc, schreibt er an Liutpert, velut agrestis habetur, dum a propriis nec Scriptura, nec arte aliqua ullis est temporibus expolita, quippe qui nec historias suorum antecessorum, ut multæ gentes ceteræ, commendant memoriæ, nec eorum gesta vel vitam ornant dignitatis amore. Quod si raro contigit, aliarum gentium lingua, id est Latinorum vel Græcorum potius explanant; cavent aliarum, & deformitatem non verecundant suarum. Stupent in aliis vel litterula parva artem transgredi, & pœne propria lingua vitium generat per singula verba. Res mira tam magnos viros — usum scripturæ in propria lingua non habere.

Die Zueignungsschrift an den ostfränkischen König Ludwig fängt so an:

Ludouuig ther snello,
thes uuisduames follo,
Her Ostarrichi rihtit al,
so Frankono Kuning scal
Ubar Frankono lant gizal *
so gengit ellu sin giuualt;
Themo si iamer Heili,
joh solida gimeini

* Gizal, d. i. gezält, genennt, berühmt.

Bibliothek der Philos.-theol. Passau

Wörtlich in der heutigen Sprache: Ludwig, der schnelle, der Weisheit voll, er richtet ganz Oesterreich, so wie der Franken König soll; Ueber der Franken berühmtes Land geht alle seine Gewalt; das richtet er, so wie ich dir erzäle; die ist seine Gewalt alle; dem sey immer Heil, ja gemeine Wolfart.

Nach der Wienerischen und Vaticanischen Handschrift beginnt das Evangelienbuch mit folgender Einleitung:

Vuas Liuto filu in flize
In manageno Agaleize
Sie thaz in scrip gicleiptin
Thaz seiro Namon breittinn:
Si thes in io gilicho
Flizon guallicho.
In Buachon man gimeinti
thio iro chuanheiti.
Tharana datun si ou thazduam,
Ougtun iro uuisduam
Ougtun iro kleini
In thes tihtonnes reini,
Iz ist al thuruh not
so kleino giredinot
Iz dunkal eigun funtan,
Zi samane gebuntan.

Aus der Lobrede auf die Franken, die in diese

Einleitung eingewebt ist, nur folgende Züge zur Probe:

Sie sint sosama chuani,
selb so thie Romani.
Ni tharf man thaz ouh redinon,
thaz kriachi ni es uuideron.
Si eigun in zi nuzzi
so samalicho uuizzi.
In Felde, joh in uualde
so sint sie sama balde.
Rihiduam ginuagi,
Joh sint ouh filu chuani,
Zi nuafane snelle,
so sint thie thegana alle.
sie buent mit geziugon
joh uuarun io thes giuuon
In guatemo lante
bithiu sint se unscante
Iz ist filu feizzit,
Harto ist iz giuueizit
Mit manigfaltan ehtin,
Niß iz by unsen Frehtin.
Zi nuzze grebit man ouh thar
Er inti Kuphar.
Joh bi thia meina
isine steina;
Ouh thara zua fuagi
silabar zi nuagi.

Joh lesent thar in Lante
Gold in iro sante.
Sie sint fast muate
Zi managemo guate,
Zi manageru Nuzzi,
Thaz duent in iro uuizzi,
Si sint filu redie
sih sianton zi rettine.
— — — — — —
N'ist Liut thaz es beginne,
Thaz uuider in ringe
Sie lertun sie iz mit suerton,
N'ales mit den uuorton.

Der Poet beschließt seine Evangelien also: „Bin, „ Gote helphante, thero Arbeito zi Ente. Thes „ mi friunta batun, in Gottes Minna jz datun; „ thes si mich batun harto, selben Gotes uuorto „ thaz ih giscribin unser Heil Evangelino Deil, „ thaz ih es bigunni in unseragi Zungi." Wörtlich in der heutigen Sprache: (Ich) bin, Gott helfend, (d. i. unter Gottes Hilfe,) der Arbeiten zu Ende. Dessen mich Freunde baten; in Gottes Liebe (sie) es thaten. Dessen sie mich baten hart, (stark) selben Gottes Worte, daß ich geschrieben unser Heil, (der) Evangelien (einen) Theil, daß ich es begann in unsrer Zunge.

Aus Waldos Exemplar, welches B. Rhenanus zu Freysingen hervorgrub, nur noch folgende Probe:

Nu uuil ih scriban unser heil
Evangeliono Deil
So uuir nu hiar bigunnon
In Frenkisga Zungon
Hiar hores io Ziguate
Vuaz Got imo Gebiete
Thaz uuir imo hier sungun
In Frenkisga Zungun
Nu freuus sihes alle
So uuerso uuola uuole
Joh uuer si hold in muate
Frankono thute.

Trithemius kennt keine ältere deutsche Schrift, als diese von Otfried. Eine noch frühere glaubt Wolfgang Lazius gefunden zu haben.* Aus einem fränkischen Buche von der Natur der Thiere führt er folgende Verse an:

Vellet ir gihoren Daviden den guoton
Den sinen Tuoginon sin er gruzzte sinen trochtin,
Ja gihuri du mich Trochtin in teir chenistuer
Ih pin fone demo ane gine vncin an daz enti
Neme gih in gidan chun fore dir giuanchon
Duir chenist allo stiga seuarot so ih gingo
So uare seih cherte nime Zungo so rado
Gohnen den uehfuri vorthestu mir daz in becherte

* S. Lazius de aliquot gentium migrationib. Basil. ex edit. Oporini 1572. f. 77.

Du habest mir diu Zungon so uasto bidungon
Das jh ane din Gipet ne speriche noh ein Wort
Vnd di geh dust vordin giu Jdo cherist fene mir
Zce dir Gnadinne ueima hab dir intrinnen
Harhuff ze himle das pistu mit herie istze
Hello nimfart dar pistu giunart nemeghin
Noh ein Lanz nupe ich habet din Hand.
Nu vill ih man fleccan alle fone mir gitan
Alle die nur rieton den unrehton rihtuom,
Die sind fienta, din mit vill ih gifehen
Die inder dir vellent tuon de villih fastondon,
Alle durch dinen ruom mir ze fiente tuon.

Noch ältere, deutsche, zum Theil angelsächsische und schottländische liegen in der Abtey zu St. Gallen. Der Fürstabt zu St. Blasien, Martin Gerbert, erwähnt ihrer in seinem Iter alemanicum. Nicht eigentlich deutsch, sondern gothisch ist das Evangelium des Ulfilas aus dem vierten Jahrhundert.

Mit dem achten Jahrhundert geht erst die Morgenröthe der eigentlichen, teutschen Sprache an. Bey dem grossen Absprung von der Ulfilanischen Genauigkeit und Geisteskraft, sagt Fulda, bey der gänzlichen Gleichgültigkeit unter verwandten Mit- und Selbstlauten, und ersterer ungeheuren Aufhäufung, bey der treuherzigen Bemühung die Aussprache in ihrer übervollen, rauhen Wahrheit auszudrücken, leuchtet gleichwol immer das unveränderliche Wesen

der deutschen Sprache hell und klar. So z. B. hat Isidor erkipit, anstat, ergibt; Kescrip, anstat, Geschreib, und Keschrifti, Schrift. Isidors Scap ist so hochdeutsch als Kerons Scaf, Schaf. Er sagt Siwebul, anstat, Schwefel, heizon, anstatt, heissen. Für die Aussprache w verordnete (nach Gregor von Tours V, 45.) Chilperich I. zwey u. Um diese Zeit schrieb man piscauuuohe, anstat, beschaue; scuunto, schauend. Das h versieht, neben seinem Hauch, auch den Gaum- oder Kehlelaut, ih, ich, chaldan, d. i. halten. Unchuschida, (Unkuskida,) d. i. Unkeuschheit. Die ai werden nicht allenthalben ausgedrückt, wie in aikan, d. i. eigen. Ulfilas macht seine Fürwörter relativ durch ein angehängtes ei, z. B. that, d. i. das; thatei, d. i. was; thamma, d. i. dem; thammei, d. i. wem. Der alte Deutsche hat diese Gewohnheit auch, z. B. dem, d. i. denen, und diem, d. i. welchen. Er biegt sein u in iu; iu biegt er wieder in ui, z. B. Fiur, Feuer; Fuire, dem Feuer; biugan, biegen; buigt, er beugt. Die Biegung der Vokale liegt längst in der deutschen Sprache, z. B. geba, ich gebe; gibis, du giebst. Tat, er that; teta, er thät. Gast, Gesti, Gäste.

Die schematische Declination der Hauptwörter ist weg, weges, wege, weg. Plur. Wega, Gen. Wego, Dat. Wegum, Acc. Wega. So z. B. Angil, Engel, Angiles, Angile, Angil. Plur. Angila, Angilo, Angilum. So Achar, Acker, Achres,

Achre, Achr. Plur. Achra, Achro, Achrum. Doch hat das m im Dat. Plur. jezuweilen auch statt seiner schon ein n, z. B. Gurdilion, den Gürteln. Das schematische hat auch seine Abweichungen, und zwar erstlich im Prural ein i, z. B. Fuaz, Fuß, Fuazzi, Füsse. Gen. Fuazzio. Dat. Fuazzim. So Geist, Geistes, Dat. Geiste und Geistu. Plur. Geisti und Geistu. Gen. Geistio. Dat. Geistim. So Gast, Dat. Gastu. Plur. Gesti. Gen. Gesteo. Dat. Gestim. Ein abgeleiteter Name bekömmt am Ende ein i, z. B. von kun kömmt kunni, d. i. das Geschlecht, Kunnes, Kunne, Kunni. Plur. Kunni, Kunneo, Kunnum. Die zwote Abweichung vom schematischen hat auch einen Plural in — ir, z. B. Loh, das Loch, Lohhes, Lohhe, Lohh. Plur. Lohha und Lohhir. Gen. Lohho und Lohhiro. Dat. Lohhum und Lohhirim.

Die concrete Declination ist männlich, z. B. Voto, Bott, Apostel; Gen. Dat. Votin. Acc. Votun, Votan. Plur. Votun, Gen. Votono, Dat. Votom. So Lihham, Leichnam. Gen. Dat. Lihhamin. Acc. Lihhamun. Plur. Lihhamun. Gen. Lihhamono. Dat. Lihhamom, Lihhmnon. Acc. Lihhaman, Lihhamun. Weiblich. Wehha, Woche, Gen. Dat. Wehhun. Acc. Wehhun, Wehhon. Plur. Wehhun, Gen. Wehhono, Dat. Wehom. Geschlechtlos. Herza, das Herz, Gen. Dat. Herzin.

Plur. Herzun. Gen. Herzono. Dat. Herzom, Herzum.

Die unwandelbare Declination hat sehr wenige männliche und geschlechtlose, Sunu, Sohn, Jar, Jahr, aber unzählige weibliche. Der Singular bleibt unverändert, nur daß sich bisweilen der Dativ mit rahhau auszeichnet. Der Plur. ist Suni und Suno, Söhne, Gen. Sunio, Dat. Sunim.

Noch gab und nahm der Artickel, so häufig er war, den Namen nichts. Eigentlich hatte er nur demonstrative Bedeutung; aber man setzte ihn und ließ ihn weg, ohne allen Unterscheid.

Die Beywörter decliniren sich ungleich, bald abstract, bald concret. Cuat, gut, z. B. declinirt sich auf erstere Weise. Cuator; Fem. cuata und cuatiu; neutr. cuat und cuataz. Gen. cuates, fem. cuatera und cuateru, Dat. cuatemu, fem. cuatera und cuatero. Acc. Cuatan, fem. cuata und cuatiu, neutr. cuato, cuata, cuatia. Gen. Cuatero, fem. Cuateru. Dat. Cuatem, Cuaterum, fem. Cuaterum. Concret declinirt sich's Cuato, fem. und neutr. Cuata. Gen. Cuatin. Fem. Cuatun, neutr. Cuaten. Acc. Cuatan und Cuatun, fem. und neutr. Cuata. Plur. Cuatun. Gen. Cuatono. Dat. Cuatum. Acc. Cuatun.

Die Vergrösserung lautet paz, baß, gut, pezzir, besser, pezzir, best. Tiur, theuer, Tiuror, Tiurist.

Noch hat die Hauptconjugation eine dreyfache

Abänderung, aber noch weniger regelmäßig als beym Ulfilas. Erstlich Truaba und Truabu, ich trübe, truabas, truabat. Plur. Truabam, truabat, truabant. Truabata, ich trübete. Truaban, trüben. Zweytens: Meina und Meinu, ich meine, meinis, meinit; meinem, meinet, meinent. Meinida, ich meinte. Meinan, meinen. Drittens Suacho und Suachu, ich suche, suachos, suachot; suachom, suachot, suachont. Suachoda. Subjunctiv. Suachon, ich suche, suachons — suachomes, d. i. wir suchen, oder laßt uns suchen. Suachon, suchen. Noch hat Isidor, ih sagem dir, d. i. ich sag, ich dir. Vom em, d. i. ich, vom höchsten, mit dem altpersischen gemeinen Altertum. Pim, ich bin.

Bey einer andern Hauptconjugation ist zu bedauren, daß das ai im Imperfect, welches Ulfilas so sorgfältig gezeichnet hat, durch ein zweyzüngiges ei unkenntlich gemacht worden. Es liegt im alten Leiz (lies, liaz,) augenscheinlich ein ai, von laz, lazzan, d. i. lassen.

Noch ist das Perfectum mit dem Hilfswort Hab gänzlich unbekannt.

Ein Beyspiel aus Isidor sey C. V. §. 5. Danihel nim gaumun dhesses Wort, enti firstant dhis chisiuni. sibunzo wehhono sindun chibrevido oba dhinem liudim, endi oba dheru dhineru heilegun burc, dhazs chiendot werde dhiu oboha ubarhlaupnißi, endi dahzs sundono werdhe Endi, unrecht werde ar-

dilet, endi ewic rehd biguhime, endi Chisiuni joh fo-
rasagono spel werden arfullit, endi dhero heilegeno
heilego werdhe chisalbot. D. i. Daniel nihm wahr
dieses Wortes und versteh dieß Gesicht. Siebenzig
Wochen sind bestimmt über deinen Leuten und über
deiner Heiligen, daß geendet werde die verkehrte Ue-
bertretung und daß der Sünden werde (ein) Ende;
Unrecht werde vertilget und ewiges Recht beginne
und Gesichte, ja der Wahrsager Spiel (d. i. wie
bey den Engelländern Gospel oder Botschaft,)
werde erfüllt und der Heiligen Heiliger werde ge-
salbet.

Man bemerke die freye, oder, wenn man will,
lateinische Wortfügung: Dheru dhineru heilegun
burc, d. i. wörtlich: der deiner Heiligen Burg.
Ferner: dhaz sundono werdhe Endi, d. i. daß (der)
Sünden werde (ein) Ende. Häufige Weglassung
des Artickels, z. B. ewic rehd biguhime endi chisiuni
joh forasagono spel werdhen arfullit.

Notker Labeo.

In der Abtey zu St. Gallen lebten theils zu gleicher Zeit, theils nach einander der Reihe nach verschiedene Notker. Unter denselben sind folgende drey die bekannteste: Notker, der Stammler; (Balbulus) er verfertigte verschiedene Hymnen, und starb im J. 912. Sein Leben beschrieb Eckehard, der fünfte. Man findts beym Goldast, und verbessert in Bollands Actis Sanctorum auf den 7. April. Ein anderer Notker hat den Zunamen Physicus, oder auch Pfefferkorn, wegen der scharfen Klosterzucht, ingleichem Pictor, oder der Maler, wegen seiner kunstreichen Zeichnungen. Er starb im J. 975. Der Dritte Labeo, von den grossen Lippen, starb den 29. Junius 1022. Eben damals vollendete er seine deutsche Uebersetzung des Hiobs. Noch war er frisch und gesund, als er den Klosterbrüdern vorhersagte, daß er am gleichen Tag sterben würde, wie es denn wirklich erfolgte. Mit demselben muß man den Abt gleichen Namens nicht verwechseln. Dieser war ein Schwestersohn Notkers, des Physikus, der schon im J. 975. bald nach seinem Vetter mit Tod abgieng. Unser Notker Labeo ist der Verfasser der altdeutschen, freylich nur prosaischen Uebersetzung des Psalters, die in dem ersten Bande von Schilters Thesaurus

abgedruckt ist. Daselbst befindt sich eine Abhandlung de autore theotiscæ Paraphras. Psaltarii von Bernhard Franke, Bibliothekar in der Abtey zu St. Gallen. Lambeck, Mabillon, Hertius u. a. schreiben diesen Psalter Otfriden zu: Allein Ekkehard, der jüngere, der ungefähr im eilften Jahrhunderte Decan des Klosters zu St. Gallen gewesen, ein Schüler unsers Notkers, erklärt diesen zum Verfasser. Man sehe Ekkehards Liber Benedictus, sive Benedictionum. In demselben sagt er ausdrücklich von seinem Lehrmeister Notker, er hätte den Psalter ins Deutsche übersetzt, und zwar auf Befehl der Kayserin Kisila. In der Klosterbibliothek zu Sanct Gallen befindet sich von diesem Psalter ein Exemplar auf Pergament aus dem zwölften Jahrhunderte. Mit weniger Ausnahme ist es dem Lambekischen in der Wienerischen Bibliothek ganz gleich. In diesem Exemplar steht zwischen den Anfangsworten des ersten Psalms mit Zinnober dieser Titel gemalt: Incipit translatio barbarica Psalterii Notkeri tertii.

Ausser diesem Psalter, hat man von Notkern auch eine Dollmetschung des Buchs Hiobs und der Moralium S. Gregorii Papæ; in dem Kloster zu St. Gallen sieht man seine Verdeutschung von des Boethius Consolatione philosophica, von Aristoteles Organon und von Martianus Capella Nuptiis Mercurii & Philologiæ.

Otfrids und Notkers Sprache mag man nach folgender Probe, so wie sie Franke anführt, vergleichen:

Otfrid.

Fater unſer, thu in himilon biſt.
Uuih ſi namo thiner.
Biqueme uns thinaz richi.
Gi uuillo thin hiar nidare ſo ſer iſt ufan himile.
Thia dagalichun zuhti gib hiut.
Sculd bilaz uns allen, ſo uuir ouh duan uuollen.
Ni firlaze unſih thin uuara in thes uuideruuerten fara.
Loſi unſih io thanana then uueuuon io bimiden.

Notker.

Uáter unſir, du in himile biſt.
Din namo uuerde geheiligot.
Din riche chome.
Din uuille giskehe in erda alſo in himile.
Unſir tagelichih prot gib uns hiuto.
Unde unſere Schulde belazh uns, ſo ouch firlazhen unſeren Sculdenaren.
Unde in dia chorunga ne leiſt du unſih.
Suntis irloſe unſih fona dem ubile. *

---

* Mit der Otfridiſchen und Notkerſchen Sprache vergleiche man die Sprache des XIVten Jahrhunderts, nach folgender Probe:

Herre vater vnſer, du da biſt in dem hi-

Eine genauere Vergleichung zwischen Notkers und Otfrids Sprache liefert Schilter. Aus dem XLIsten Psalm nur einige Stellen:

Notker: Der hirz slindet den Wurm. Daz pezeichenet nah ferendoten unde irslagenen achusten.

Otfrid: Der hirz izet die Nateron. Das bezeichinot nah fer ento ten sundon, un sih mugen u. s. w.

Notk. Der Fons resurrectionis ist. Pruno Urstendi ist.

Otfr. Der dir ist ein Brunne dero Labunga.

v. 3.

Notk. Ist dursteg. Otfr. Dursta.

v. 5.

Notk. Intellectus, Fernumest. Otfr. Fernunst.

Notk. Unwendig. Otfr. Uuantellich.

Notk. Virtutum, Kuottato. Otfr. Tugendi.

Notk. Font intelligentiæ, Pruno Fernunfte.

Otfr. Der Pruno dero Geuuizete.

---

mel, geheiliget werde din name. Zvo kome vns din rich. din wille werde hie vf der erde, als in dem himel. dv gib vns vnser tegelich brot. vnd vergib vns vnser Schiulde, als wir vnsern Schuldern. vnn virleit vns in deheine bechorunge, svnder erlos vns von alleme ivbel. amen. das war ist. S. Bihtebuoch, aus dem XIVten Jahrh. mit Glossen herausgegeben von Prof. Oberlin. Straßb. 1784.

Noch merken wir zum Beschluß an, daß Notker ein Liebling der vornehmsten Frauen, und die Gelehrsamkeit keine unedle Beschäftigung für die größten Fürstinnen gewesen. Nach St. Gallen war die Kenntniß der alten Schriftsteller theils durch Angelsachsen und Scoten, theils durch die griechischen Gefehrten der Theophano, Gemahlin Otto II. gekommen. — Die Herzogin Hedwig von Schwaben empfahl (im J. 970.) den Virgil und Horaz bey Hofe, auch lehrte sie den jungen Burkard griechisch und beschenkte ihn mit Horazens Gedichten. Auf ihrem Bergschlosse zu Hohentwiel empfieng sie die verscheuchten Musen; ihr Lehrmeister war der Mönch Ekard. — Der jüngere Ekard kopirte in der Abtey Sanct Gallen den Notkerschen Psalter, und zwar auf besondern Auftrag der Kayserin Kunigunda, einer Tochter des rheinischen Pfalzgrafen Siegfrieds. Nach dem Hinscheid ihres Gemahls, Kayser Heinrichs II. hatte sich diese Monarchin im J. 1225. ins Kloster begeben. (Usserius de scripturis & sacris vernaculis s. 130.) — Nach den Jahrbüchern der Abtey zu St. Gallen hatte Gisela, die Gemahlin Kayser Conrads II. im J. 1027. eine Wallfahrt nach St. Gallen gethan, und des unlängst verstorbenen Notkers deutschen Psalter und Hiob nicht ohne Mühe von den Klostervätern zum Geschenke erbetten.

Bey der Herausgabe bediente sich Schilter eines Exemplars, das ihm von de la Loubére mitgetheilt worden, und das noch heut zu Tage in der königl. Bibliotheck zu Paris aufbewahrt wird.

Willeram.

Willeram, oder Wàlram, war von Geburt ein Franke, und lebte in dem eilften Jahrhunderte, unter der Regierung der Kayser Heinrich III. und IV. Die Philosophie und die schönen Wissenschaften studierte er zu Paris. Nach der Zurückkunft ins Vaterland erhielt er ein Canonicat zu Bamberg. Nachher begab er sich nach Fulda ins Kloster. Wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit erhielt er von Kayser Heinrich III. die Bayerische Abtey Ebersberg. Diese geistliche Würde übernahm er im J. 1048. und bekleidete sie über sieben und dreyßig Jahre. Er starb im J. 1085.

Sein vornehmstes Werk ist seine gedoppelte Auslegung des Hohenliedes Salomons. Die erste und älteste Handschrift davon fand Marcus Welser in dem Kloster Ebersberg. Sie ist auf Pergament,

sehr leserlich, von des Verfassers eigener Hande geschrieben. Am Ende liest man:

Willramo requiem dona Deus alme perennem,
Errantis dextræ mendacia qui tulit ex me.

Ein anderes Exemplar ist das Heidelbergische. George Cassander überreichte es dem pfälzischen Churfürsten Otto Heinrich. Marquard Freher bediente sich desselben bey der von ihm besorgten Ausgabe Willerams.

Die dritte Handschrift liegt zu Wien in der kayserlichen Bibliothek. Eine vierte wird in der Rediningerischen Bibliothek zu Breßlau aufbewahrt. Noch eine andere Handschrift besaß G. J. Voßius.*

In der Vorrede zu seinem Werke bedaurt Willeram, daß man in den Klöstern nicht mehr, wie vormals, sich mit Auslegung der heiligen Bücher beschäftige. Die Mönchen, sagt er, glauben ihrer Pflicht ein Genügen geleistet zu haben, wenn sie etwann noch die Grammatick und Dialectik oder einige heidnische Schriftsteller studiern. Den auszeichnendesten Vorzug giebt er dem Lanfrancus, einem Mönchen zu Beck in der Normandie, nachherigem Abte zu Caen und endlich Erzbischof zu Canterbury in England; woselbst er im J. 1089. verstorben. Dieser, fährt Willeram fort, hatte

* S. Scherzens Vorrede zum Willeram, Schilter und Voß de vitiis Sermonis Lib. II. C. 5.

vormals grossen Ruhm in der Dialectik erworben; nach seiner Einweyhung in den geistlichen Stand aber legte er sich vornehmlich auf die Auslegung des Psalters und der Paulinischen Briefe. Durch sein Beyspiel ermuntert, lieferte nun Willeram in einer deutschen und lateinischen Umschreibung das Hohelied Salomons. Die lateinische ist in Versen, und zwar meistens Leoninischen oder gereimten. Die Deutsche in Prosa, ist in der fränkischen oder alemannischen Mundart geschrieben. Hin und wieder sind unter die deutschen Worte auch lateinische gemischt. So z. B. heißt es beym 8. und 9. Vers des VII. Capitels:

VIII. Der stank dines mundes ist samo der suozon ephelo. Din chela smekchet samo der tiuristo uvin. Diu mareda diner prædicationis, quæ per os figuratur, diu ist also suoze samo epfelo stank. uvante sie die Absentes mit iro Suvitate ze sich lokchet.

IX. Abo ipsa vox prædicantium, quæ per guttur intelligitur, diu ist glich demo bezzesten uvine. uvante sie die chraft unde den Smak supernæ dulcedinis an iro selbero habet. Der Suoze Stank an demo niuuen-obeze unte an demo alten uvine, der bezeichenet daz beide initium & finis evangelicæ prædicationis uollenviset ad suavitatem æternæ beatitudinis.

Gotthard Vögelin, Frechers Mitarbeiter, edirte im J. 1631. zu Worms einen grammatischen Com-

mentar zu Willerams hohem Liede. Zur Probe geben wir folgende Stelle:

C. I. v. 2. „ Cuß er mih mit demo cuße sines „ mundes. Wanta bezzer sint dine spunne demo „ wine. “ Spunne sind Brüste. Spanan heißt Saugen. Spunhaft, wolgebrüstet. Spenen, Entspenen heißt beym Kero und bey Rudolf von Anse so viel als, vom Säugen entwöhnen. Daher Spanferkel so viel als Milchferkel. Man bemerke die Wortfügung: Bezzer demo Wine, nach dem Comparativ der Lateiner.

„ v. 3. Si stinchente mit den bezzesten Salbon. „ Din Namo ist uzgegozzenes Ole. Vone diu min„ nont dih di jungkfrowon.“ Stinken, d. i. riechen. Minnen, d. i. lieben. Daher das französische Mignon. Notker nennt Psalm LXXXVI. einen Liebhaber Gottes Minnare Cottis. Man bemerke die Zusammensetzung: Vone din, anstatt von daher, darum.

v. 5. „ Ih bin salo samo die hereberga Cedar, „ unte bin abo watlich.“ Salo, d. i. unreinlich, franz. Sale. Watlich, d. i. wäidlich, flink, artig.

Ungeachtet Willeram eigentlich nicht zu den Poeten gehört, so konnten wir die Sprache seines Zeitalters nicht unbemerkt vorbeygehen lassen.

Nach Heinrichs II. Hinscheid bekam Deutschland wieder fränkische Kayser. (1024. — 1125.) Diesen hat es sehr viel zu danken. Vorher schmachtete

das Reich unter Tyranney und Knechtschaft. Zu allen Zeiten war eine solche Verfassung das Grab der Aufklärung und des guten Geschmackes. Nunmehr aber entstanden Städte, und in denselben blüheten Künste. Die Deutschen nahmen nicht nur Antheil an dem Handel Italiens, sondern sie führten auch eignen Handel über die Ostsee. Wenn gleich nicht Aufklärung, so ist doch immer Cultur mit dem Handel verbunden. An Cultur mangelte es nicht ganz in dem Zeitalter der Roswitha.

Roswitha.

Roswitha, oder Helena von Rossow war von vornehmer Abkunft. Sie lebte um das J. 980. in dem Kloster Gandersheim. Sehr fertig verstand sie die griechische und lateinische Sprache. In gebundner und ungebundner Rede hinterließ sie verschiedene Schriften, unter anderm Comœdias Sex und Panegyricum in laudem Ottonis Magni. Ihr Leben beschrieb der ältere Heinrich Meibom; ihre Schriften edirte Heinr. Leonh. Schurzfleisch. In Leibnitzens Tom. II. Scriptor. Brunswicens. findt

man ihr heroiſches Gedicht de conſtructione cœnobii gandersheimenſis. Die Chronik der Abtey Gandersheim iſt zwar vom J. 1216, allein der Anfang iſt völlig gleich mit dem Anfang in Roswithens Gedichte.

Siut dat ſek erhöff de hilge Kriſtenheit,
der Ummefangk is worden lang und breit,
Dat is von Gottes hülpen geſcheyn,
ſo man mach wol hören und ſeyn.
Schöne Godeshuſe ſind ſeder vele geſtichtet,
Mit ſchöner Zirheit harde wol berichtet,
Mit Tepeden unde ok mit Ummehanghen
Alle Wende vil ſchöne befanghen
Mit meſterliken Synnen wol ghemolt,
Laſus, Sülver, unde ok dat Gold
Gheven darynnen harte wunnechliken ſchin
Unde ſoſe an der Werlde düreſt ſin
Doct der heten vil eddele Steyne
De ſint darynne ok mit eren ghemeyne
Mirre und Wirok rüket ok darynne,
To Gode erheven ſeh dar des Mynſchenſynne,
Kertzen unde Lampen darinne lüchten
Darinne höret men leſen und ſinghen
Unde ok de Klocken to Godes eren klinghen
De hilghen dope darinne me empheit
De kriſtliken lere men darinne vorſteit.

Ein ſolcher Luxus, wie hier beſchrieben wird, läßt wol auch eine ſchon ziemlich gebildete, und eben da-

rum weniger ſinnliche, kühne poetiſche Sprache vermuthen. Einer von den ſchönſten, dichteriſchen Ueberreſten iſt wol das Lobgedicht eines Ungenannten auf den im J. 1075. verſtorbenen Erzbiſchof zu Cölln, Anno. Daſſelbe iſt auch in Bodmers Ausgabe von Opitzens Gedichten abgedruckt worden. Die Sprache ſcheint viel älter zu ſeyn, als Bodmer vermuthet. Der Schwung der Ode iſt ganz pindariſch. Wir beſchlieſſen dieſen **Carolingiſch-Fränkiſchen Zeitpunkt** mit Anführung einiger Stellen aus dieſem erhabnen Geſange.

IIte Strophe.

In der werilde áneginne,
Du liht was unte ſtimma,
Du diu frone Godis hant
Diu ſpehin werk geſchupf ſo manigvalt
Dù teilte Got ſini werch al in zuei,
Diſi werlt iſt daz eine deil,
Daz ander iſt ein geiſtin:
Du gemengite die wiſe Godis liſt
Von den zuein ein werk, das der menniſch iſt,
Der beide iſt corpus unde Geiſt,
Dannin iſt her na dim engele allermeiſt.
Alle geſcafft iſt an dem Menniſchen,
Soiz ſagit daz Euangelium.
Wir ſùlin un cir dritte werilde celin,
So wir daz die Crichen horin redin.

Zdenſelben erin ward geſcaphin Adam,
Havit er ſich behaltin.

Beynahe wörtlich: „ In der Welt Anbeginn
„ das Licht war und die Stimme (das Wort.)
„ Da die heilige Gottes Hand die kundbarn Werke
„ ſchuf ſo manigfalt, da theilte Gott ſeine Werke
„ in zwey. Dieſe Welt iſt das eine Theil. Das
„ andere iſt geiſtig. Da mengte die weiſe Gottes-
„ kunſt aus den zweyen ein Werk, das der Menſch
„ iſt, er beydes zugleich Körper und Geiſt. Da-
„ her iſt er nach den Engeln am meiſten. (Der
„ Vornehmſte) Was erſchaffen worden, (alles Ge-
„ ſchafne) befindt ſich am Menſchen. So ſagts
„ das Evangelium. Wir ſollen ihn die dritte Welt
„ nennen, ſo wie es die Griechen hören reden. Zu
„ denſelben Ehren ward Adam geſchaffen, hätt' er
„ ſich behalten. (bewahrt.)

Schon bemerkt man hier griechiſche Metaphyſik, nach welcher die Sprache ſo ziemlich ſich ſchmiegt. Die folgende Strophe iſt mahleriſch.

Du ſich Lucifer du ce ubile gevieng
Unt Adam diu Godis Wort ubirgieng,
Dü balch Sigis Godis deſti mer,
Daz her andere ſini werch ſach rechte gen.
Den Manen unten Sunnen
Die gebin ire liht mit wunnen:
Die Sterrin bihaltent ire vart,
Si geberent vroſt unte hizze ſo ſtarc:

Daz fuir havit ufwert ſinin zug;
Dunnir unte wind irin vlug.
Di wolken dragint den reginguz:
Nidir wendint wazzer irin vluz:
Mit blumin cierint ſich diu lant,
Mit loube dekkit ſich der walt:
Daz wilt havit den ſinen ganc:
Scone iſt der Vügilſanc.
Ein iwelich ding diu é noch havit
Di imi Got van eriſt virgab,
Ne were die zuei geſcephte,
Di her her geſeuph die bezziſte:
Di virkerten ſich in diu doleheit,
Dannin hubin ſich die leiht.

„ Als Luzifer ſich in dem Böſen verſtrickte, (gevieng) und Adam (die) Gottes Worte überging, „ da verdroß es (balgte ſich, beſchalt ſich) Gott „ deſto mehr, daß er andere ſeine Werke ſah recht „ gehn, den Mond und die Sonne, ſie gaben ihr „ Licht mit Wonne. Die Sternen behalten ihre „ Fahrt; ſie gebähren Froſt und Hitze ſo ſtark. „ Das Feuer hat aufwärts ſeinen Zug, Donner „ und Wind haben ihren Flug. Die Wolken tra„ gen den Regenguß. Niederwärts wenden Waſ„ ſer ihren Fluß. Mit Blumen zieret ſich das Land. „ Mit Laube decket ſich der Wald. Das Gewild „ hat (den) ſeinen Gang. Schön iſt der Vogel„ ſang. Ein jedes Ding die E (das Geſetz) noch

„ hat, die ihm Gott von erst angab. Nicht wä-
„ ren nur (wären nur nicht) die zwey Geschöpfe,
„ die er schuf die besten. Sie verkehrten sich in
„ Tollheit; daher erhob sich das Leid.“

Strophe XXXIV.

Sin güti bekannti vil und manig man.
Nu virnemit wi sini siddi warin gedan;
Offen was her sinir worte,
Vure dir warheite niemannin her ni vorte.
Als ein Levvo saz her vur din vuristin.
Als ein Lamb gin her untir diurftigin.
Den tumbin was her sceirphe,
Den gutin was her einste.
Wisin unte widewin
Die lobitin wole sinin sidde,
Sine predigi unti sin ablaz
Nimothi nich ein dun baz
Also gotliche
Dad iz mit rehte solte liehen
Allir irrdischir diet.

„ Seine Güte bekannte viel und mancher Mann.
„ Nun vernehmt, wie seine Sitten waren gethan.
„ (gemacht) Offen war er in seinen Worten.
„ Für die Wahrheit, (d. i. wenn es um ihre Verfech-
„ tung zu thun war,) niemanden er nie fürchtete.
„ Als ein Löwe saß er vor den Fürsten. Als ein
„ Lamm ging er unter Dürftigen. Den Dummen
„ (Bösen) war er streng (Sceirphe scharf.) Den

„ Guten war er günstig. (einste, von anst, ensti,
„ Huld, Gnade. S. Schilters Gloßar und Hickes
„ Thes. L. L. Sept. Gram. A. Sax. s. 131.) Wäy-
„ sen und Wittwen, die lobten wol seine Sitten.
„ Seine Predigten und sein Ablaß niemandem nicht
„ thaten gut (baz, besser, wol.) So göttlich,
„ daß es (sin, iz.) mit recht sollte gefallen, (li-
„ chen, daher sagen die Niederdeutschen: dat ge-
„ lyht my wel, das gefällt mir wol.) Aller irr-
„ dischen Diät (d. i. der ganzen Layen- oder Vol-
„ kesversammlung.)“

In dieser Strophe bemerke man unter anderm: offen sinir worte, viel kürzer und nachdrücklicher als offen oder **aufrichtig in seinen Worten.** Vure die warheite niemannin her ni vorte; er fürchtete niemand **für die Wahrheit.** Ebenfalls kürzer und nachdrücklicher als, im Fall eines Gefechtes für die Wahrheit. Den tumbin was her sceirphe, den gutin was er einste. **Den Dummen, den Guten**, anstatt unsers gedehnten **gegen** die Dummen, **gegen** die guten. Man wird es Nachahmung der lateinischen und griechischen Construction nennen: allein war es nicht natürlicher Gang des menschlichen Geistes, der auf solche Wendungen führte? Also gotliche, so göttlich, anstatt der schleppenden Ergänzung, **sie waren so göttlich.** Nur der Mangel an solchen Gedichten war Ursache, daß die Sprache, deren Bildung so sehr von dem

Redner und Dichter abhängt, nicht schon damals fruchtbarer an Inversionen, Tropen und Figuren geworden. Man hätte sich daran gewöhnt, und die Gewohnheit ist die andere Natur.

XXXVIII.

Ni avir diu michil ere
Jewiht würre sinir Selin,
So dede imi Got alsо dir goltsmid dut,
Sor wirkin willit eine nuschin gut;
Diz golt siudit her in eimi viure,
Mit wehini werki dùt her si tiure,
Mit wierin alsо cleinin
Wole slift her die goltsteine,
Mit manigir Slahtin gigervva
Gewinnit er in die varivva:
Alsо sleif Got seint Annin
Mit arbeidin manigin.

„ (Damit) nicht aber die grosse Ehre etwas ver-
„ wirre seine Seele, so that ihm Gott als der Gold-
„ schmid thut, wenn er (sar, so er) würken will
„ ein gutes Kleinod. Das Gold siedet er im Feuer.
„ Mit feiner Arbeit (mit wehim werki, bey Wil-
„ leram sind wehe oder wahe goldkettenon, zier-
„ liche Goldketten,) thut er sie ziehn mit den klein-
„ sten Dräten. (Wierin, nach Schilter sinds die
„ Instrumente des Künstlers, nach Bodmern sinds
„ Dräte. Die Engländer sagen nochi wire drat,
„ Die Holländer vieren, drähen.) Wol schleift

„ er die Goldsteine mit mancherley Zubereitung
„ (gigervva , von garvven , gärben , schlagen , zu-
„ bereiten , gewinnt er die Färbung : (in die va-
„ rivva , Notker Ps. CXVIII , 127. Topazius ha-
„ bet zuo Farenna.) Also schlif Gott den St.
„ Anno mit mancherley Arbeit. “ Ein ganz Ho-
merisches Gleichniß.

Bey näherm Studium der Schriftsteller aus diesem Zeitalter bemerkt man den Mangel an Gleichförmigkeit in Absicht auf die Beugungen , Fallendungen und andere Umwendungen der Wörter. Noch war nämlich die Anzahl der Schriftsteller zu klein und unter ihnen kein hervorstechendes Genie , welches als Eroberer und Gesetzgeber allen andern hätte seine Manier aufdringen können. Aus gleichem Grund ist auch noch der Wollaut , und manchmal bey dem gleichen Schriftsteller verschieden. Der Vortrag gleicht einem aufthauenden Bache in den ersten Tagen des Frühlings.

Rüedger Maneß.

In der Staatsgeschichte der Schweiz glänzt Rüedger Maneß an Rudolph Bruns Seite, als Miturheber der populären Zunftverfassung in Zürich, wodurch im J. 1336. die Tyranney der Aristocraten zerstört ward. Die verjagten Aristocraten fanden Zuflucht bey Oesterreich. Oesterreichs feindlichen Truppen zog der Zürcherscbe Bürgermeister, Rudolph Brun, nach Baden entgegen. Unweit dieser Stadt sahn sich die Zürcher vom Feinde umringet. In äusserster Verwirrung sagte Brun zu seinem Vertrauten: Unsere Lage ist mißlich. Nach allen Umständen kömmt nicht Einer von uns mit dem Leben davon. Wenig liegt mir am Leben: Mit demselben aber ist die ganze Stadt Zürich ohne Rettung verloren. — In Geheim entwich er. Sein Statthalter, unser Rüedger Maneß, und der Pannerherr Stucki gaben dem Kriegesvolk vor, daß Brun heimgereißt sey, um Hilfsvölker zu holen. Sie trieben einige Stuten gegen den Feind, und brachten dadurch seine Reuterey in Verwirrung. Ein zurückgebliebener, und nun von Ferne anrükender kleiner Hülfstrupp der Züricher machte den Feind irre, daß er aus Besorgniß zahlreichern Ueberfalls, davon floh. Maneß hatte ein dreystündiges

Treffen mit fünfzehnhundert Mann gegen mehr als viertausend bestanden. Durch Geistesgegenwart erhielt er über vier Fünftel seines Volkes, verfolgte den Feind bis an die Thore von Baden und lagerte auf der Walstatt bis Morgens um acht Uhr. Alsdenn zog er nach Zürich, begrub die Todten vor der Stadt und erhob vor dem Rathhaus die sechs eroberten Fahnen. Der Bürgermeister Brun wurde mit grossem Gepränge von seinem Landgute in die Stadt geführt. Das Volk hielt die Nachricht von seiner Flucht für eine Lüge des Feindes. Nach Bruns Hinscheid folgte ihm in dem Consulate Maneß.

Noch so sehr als Regent und Feldherr beschäftigt, fand Maneß immer noch Zeit für den Umgang der Grazien und Musen. Er war der erste, welcher die Gedichte seines Zeitalters aus allen Ecken Deutschlands sammelte. Sein Haus ward von den Freunden der Poesie fleißig besucht. Er hatte einen Sohn, geistlichen Standes, welcher mit gleichem Eyfer die angefangene Liedersammlung fortsetzete. Beyde verbanden mit der Liebe zum Minnegesange ritterschaftliche Galanterie und Achtung für das schöne Geschlecht.

Die Maneßische Sammlung von Gedichten aus dem schwäbischen Zeitpunkt befindt sich Nro. 7266. in der königlichen, französischen Bibliothek. Der Coder ist in groß Folio von zwo verschiedenen Hän-

den geschrieben. Er begreift hundert und vierzig verschiedene Poeten in sich.

Goldast hatte den König Tyro und die Winsbeckin aus diesem Codex geborgt. Derselbe gehörte damals dem Freyherrn von Hohensax. Nachher erhielt ihn der pfälzische Churfürst Friedrich V. Einige Stücke davon kamen in die Stadtbibliothek nach Bremen. In dem deutschen Kriege gelangte die ganze Manessische Sammlung aus der Heidelbergischen Bibliothek in die königliche französische. Durch selzamen Labyrinth kam der Codex zurück nach Zürich, seinem Geburtsort. Hier ward er von Bodmer und Breitinger benutzt. Im J. 1748. edirten sie Proben der schwäbischen Poesie des XIII. Jahrhunderts, in Octav. Die ganze Sammlung erschien hernach in Quart im J. 1758. Noch giebt es mehrere Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter, um deren Herausgabe sich verschiedene Gelehrte verdient gemacht haben.*

Die

---

* Dem Herrn Prof. Müller in Berlin verdanken wir die Herausgabe folgender Gedichte:

1°. Der nibelungen liet und die klage, 13762 Verse.

2°. Die Eneidt, 13331 —

3°. Der Got Amur, 2495 —

4°. Der Parcival, 24747 —

5°. Der arme Heinrich, 1520 —

Die Kreutzzüge, diese Ausschweifungen des gröbsten Aberglaubens, waren es, die zufälliger Weise für die Dichtkunst und Sprache eine neue, glänzende Epoche erzeugten. Auf jenen kriegerischen Wallfahrten vermischten sich die verschiedensten Völker. Italien war ihr Sammelplatz, wo schon mehrere Handelsstädte durch Reichthum eine gewisse Verfeinerung erhielten. Von da kamen sie nach Konstantinopel, dem einzigen Zufluchtsorte aller Kunst und Litteratur. Unmöglich war es, daß diese heiligen Argonauten nicht reiche Beute an fremden Kenntnissen hätten aus Asien nach Europa zurückbringen sollen. Durch die romantischen Reisen und durch den Verkehr mit den Griechen und Arabern mußte die Einbildungskraft ungemein erhitzt, der Geist bereichert und der Witz geschärft werden. Auch finden wir kurz nach dem Anfang der Kreutzzüge grössere Pracht an den Höfen und feinern Geschmack in den Lustbarkeiten. Ohne Zweifel hatte auch die Veränderung des Klima nicht geringen Einfluß auf die Verfeinerung der Sprache und Denkart. Welch ein Unterscheid zwischen dem deutschen Boden, so wie ihn Tacitus beschreibt, und der Beschaffenheit desselben in dem XIIIten Jahrhundert? Die Mo-

---

6°. Von der Minnen, 544 Verse
7°. Von der Wibe list, 396 —
8°. Von dem Pfenninge, 110 —

räfte waren abgezapft, die Waldungen geöfnet, Luft und Sonne hatten freyern Zugang. Hiezu rechne man den Einfluß des wärmern, asiatischen Himmels, der die Deutschen auf ihren Wallfahrten keine kurze Zeit belebte, nebst den geistigern Gewürzen und Früchten, die von Alexandrien auf deutschen Heerd gebracht wurden. Nothwendig mußte sich mit Verfeinerung der Lebensart auch die Sprache verfeinern. Gleichweit indeß so wol von übertriebener Verfeinerung, als von roher Barbarey entfernt, war der Geist der Nation, wie ihre Sitten, von ganz originellem Caracter. Ohnmacht der Gesetze und ihrer Verwalter, herrschende Fehden und Zwiste setzten alle Leidenschaften in Bewegung, und liessen jede ohne Zwang in eigenthümlicher Gestalt sehn. Ueberall herrschte ein Hang zu romantschen Abentheuren, zu heroischen Wagstücken. Der gleiche, schwärmerische Geist, der so viele Edelleute in das gelobte Land trieb, reitzte nun andere zur Beschützung der in der Heimat verlassenen Unschuld. Das wehrlose Geschlecht der Priester, der Wittwen und Wayfen wurde von herumirrenden Rittern vertheidigt. Heldenmuth, Ehrliebe, Höflichkeit waren die unterscheidenden Züge derselben. Hiezu kam die Religion, die sich mit heiliger Schwärmerey in alle Leidenschaften und Anordnungen mischte.

Dieser Revolution haben wir unter anderm auch

jene Dichter zu danken, welche unter den schwäbischen Kayfern so zahlreich gewesen. Sehr vieles hatten sie für ihre Poesie von den Provenzalen, so wie diese von den Spaniern, und die Spanier von den Juden und Mauren geborgt. Die Kayser selbst schrieben Verse und waren eifrige Gönner der Dichtkunst. Dichtkunst gehörte zu den ritterlichen Spielen und erhöhte die Freuden jedes adelichen Gastmals. Ein Verzeichniß der schwäbischen Minnesinger findt man in Adelungs Magazin für die deutsche Sprache, Band II. St. III. No. I. Historische Nachrichten von den Dichtern des XIIIten Jahrh. würden wol sehr interessant seyn: Allein nach den Hanemanischen Auszügen zu urtheilen, haben wir an Spangenbergs Werke wenig verloren. Aus einer Menge zerstreuter Anecdoten nur folgende z. B.

Auf Vorladung eines Negromanten stieg Satan aus der Hölle, um mit einem Dichter um die Wette zu singen. Diese Geschichte finden wir in einem Chronicon Pontificum & Archiepiscoporum magdeburgensium, wie auch in der Chronik des Mönchen Johann Rothen von Isenach, und in eines Ungenannten Leben der h. Elisabeth in der Menkenischen Sammlung. So leicht ist es, daß entweder Aberglauben oder Bosheit zu historischer Wahrheit umprägen, was bey dem Dichter bloß launigte Fiction ist. Das Gedicht heißt der Kriegch

tzu Wartburg. Dieser Krieg entstand im Jahr 1206. an dem Hofe Landgraf Hermanns in Thüringen zwischen sechs Dichtern. Länger als ein Jahr hatten sie einen poetischen Wettstreit: Wer von Beyden den Vorzug verdiene, Hermann von Thüringen oder Leopold von Oesterreich? Dieser poetische Wettstreit befindt sich ebenfalls in der Maneßischen Sammlung. Ofterdingen, der allein gegen mehrere gestanden, beruft sich auf Klinsore. Dieser trit hervor und versucht sich mit Eschilbach. Alsdenn erscheint der Teufel Nasian, welcher ihm einige Frageu vorlegt, und nach Verspottung der Antworten wieder abzieht. Dieser Teufel spricht ziemlich freygeisterisch von der Brodverwandlung und der Tyranney der Hierarchie:

Ja war nich Gotes hand getat
Eyn brot daz er ym selben glich gemachet hat
Daz wollent valsche pfaffen nu vur koufen
Den Krisemen si da veile tragen
Ez ist vil manigem Gheiste leit daz ich es hie sagen
Desselben hant si willen by der toufen
Eyn Orkunde heissen si es ia sol der Babes teile
Ez sy der rechten Scrifte vry
Die Pfaffen muzen eiger denne Judas sy,
Die Got um eynen Pfennyne tragent veile.

In diesem Wettstreite waren die Dichter übereingekommen, daß der Besiegte sollte aufgeknüpft werden. Als das Urtheil über Ofterdingen ergehen

sollte, wußte er sich unter den Schutz der Landgrä-fin zu retten.

Wolferam von Eschilbach war in diesem Dichter-kriege eine Hauptperson. Von Geburt war er ein Schweizer. In dem Parcifal schreibt er: Seine Geburt habe ihn zu ritterlichen Aemtern berufen. In eben diesem Gedichte empfiehlt er sich als Lob-redner des schönen Geschlechtes, sagt aber zugleich, daß er heftigen Zorn auf eine gewisse Dame gewor-fen, von der er beschimpft worden. Sein Lehr-meister Fridebrand soll ihm viel Meistergedichte und Minnelieder, auch zu Siegbrunnen in Schottland etliche Bücher geliehn haben. Diese gaben ihm Stof zu deutschen Gefängen, sonderlich von Gamu-ret und dessen Sohn Parcifal. In diesen und an-dern Gedichten finden wir Feuerfunken von dem Ge-nie eines Tasso und Milton.*

* Obenerwähnter Landgraf Hermann von Thü-ringen war ein eifriger Beförderer der Dicht-kunst. Nach seinem Auftrag übersetzte Hein-rich von Veldegg des Virgils Aeneide deut-sche Reimen, und Albert von Halberstadt Ovids Metamorphosen. Man sehe Wilh. Ernst Tent-zels Hist. Goth. Suppl. II. Sect. I. und dessen monatl. Unterredungen 1691. s. 924. ingleichen Eccards Hist. geneal. Princ. Sax. Menkens Script. rer. germ. T. III. s. 2036. Jo. Gottl.

Bayle erzält bey Gelegenheit von Dodwells Dissert. Cyprian. daß zu Cyprians Zeiten eine Art frommer Weibspersonen gewesen, welche die Keuschheit auch in den Armen eines Jünglings behaupteten. Wie dem auch seyn mag, so weiß man, daß ähnliche Proben der ehrfurchtvollesten Enthaltsamkeit auch Minnesinger gegeben. Beyspiele giebt Bodmer in dem LIIIsten der neuen kritischen Briefe. In folgender Strophe herrscht Tugend durch Liebreiz über die Sinnlichkeit:

Min wille was den Ougen und dem Herzen leit
Dem Libe Zorn daz ich so truten wehsel meit
Dû ganze Liebe do besneit
Und ouch Kúschú Werde Keit.
Nu habe er Dank der siner Frovven also pflege
Als ich der reinen sanften fruht
Ich brach der rosen nicht und hat ir doch gevvalt
Si pflag mis Herzen je und pfliget noch alle vvege
Ey wenne ich bilde mir ir Zuht
So wirt min muot an frœiden also mannigvalt
Daz ich vor lieber Liebe nicht gesprechen mag
Als mines trostes wunsch und miner Selden Tag
Nie man so werde nie gelag
Als ich do min dú Liebe pflag.

Horns Sammlungen zu einer Handbibliothek von Sachsen, Th. VII. s. 763.

Diese Verse sind von König Wenzel von Böhmen. — Je mehr der Liebhaber auch für den kleinsten Reitz Gefühl hat, desto weniger dringt er auf Genuß gröberer Wollust. Welch Entzücken auch nur den Fußtrit der Schönen zu sehn? So sagt Kristan von Hamle:

Ich wolte das der Anger sprechen solte
Als der Sytich in dem Glas
Und er mir danne rechte sagen wolte
Wie gar senfte im húre was
Do mine Frovve blumen las
Ab jm und jr minneclichen Fuesse ruerten uf
sin gruenes gras.

In der Maneßischen Sammlung und in den Wiedenburgischen Nachrichten stößt man auch auf Gedichte, welche die Kirchen- und Kätzerhistorie, die politische und theologische Denkart beleuchten. So z. B. haben wir Lieder von Walther von der Vogelweide, welche beweisen, daß er (nach der damaligen Logik des römischen Stuhls) ein Freygeist, oder (nach der unsrigen) ein Zeuge der Wahrheit gegen die Hierarchie des Pabstes gewesen.

Historische und geographische Richtigkeit darf man von diesen Dichtern eben so wenig als von ihrem Zeitalter erwarten. So weiß man z. B. wie Veldeck die Aeneide travestirt hat. Und wie oft wurde nicht selbst die biblische Geschichte mit mönchischen Legenden und rabbinischen Mährchen ver-

brämt! Eine solche Geschichte des alten Testaments in deutschen Reimen befindt sich auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien.* J. G. Schelhorn gedenkt der gleichen oder doch einer ähnlichen, die auf Befehl Heinrichs, des Landgrafen in Thüringen, im XIII. Jahrhunderte verfertiget worden. Zur Verfertigung derselben bediente sich der ungenannte Verfasser der Historia scholastica und der Arbeit des Gottfried von Viterbo, oder Gottfried von Pieeren. Wie bezaubernd das Paradies gewesen, und wie lang Adam darin gelebt habe, sagt Adam selbst in folgenden Reimen:

Jedoch ist min Fröwd all dahin
Wan ich vil gar an sinn bin
Vnd bin ouch worden gar unweiz
Seid ich schied von dem Paradyß
Awe der süzzen Voglein Sanck
Daby tausend jar nicht waz lanck
Diewril ich in dem Paradyß lag
Drey tausend jar was nicht ein tag
O we der liechten Blumen Schyn
Vor den es Nacht nicht mag gesyn
Wan die Blumen sind so licht

---

* S. Lambecius Comment. de augustiss. Bibliotheca Cæsarea Vindobon. L. II. f. 959. und die kritischen Beyträge zur Geschichte der deutschen Sprache St. IV. No. 4.

Daz da niemant finster sicht

— — — — — —

Vil werdes Paradyß
Wie sanft und wie leis
Wir darinn sin gewesen
Dez müzzen wir nu entwesen.

Der Dichter stürzt die ersten Aelteren in die Hölle, allein eben so mitleidsvoll als der Dichter des Abbadonah, läßt er sie doch nicht ewig in dem Abgrunde.

Ich will Euch beschaiden
Adam was ein Haiden
Sein Sel müßt leiden Scham
Um sin Ungehorsam
Wan si ze Hell müßt varn
Do mocht sie sich nicht vor bewahrn
Und muß da sin fünf tausend Jar.

Sehr wenig wird in diesem Gedichte auf Zeit und Ort Rücksicht genommen. Joabs Waffentrager, welcher den Absolon zu tode geschlagen, schwört, er wollte sich in dem Rhein ersäuffen, wenn er den Streich mit Vorsatz gethan.

Die Schuld ist verdient min
Ich wollte mich ertrenchen in dem Rein.

Von dem Könige Salomon heißt es, daß er nach der Krönung durch seine ausnehmende Weisheit einen so grossen Kopf bekommen, daß man das Burg-

thor habe niederreissen müssen, damit er durchgehen möchte.

Das Purgtor sach er offen stan
Er sprach, wa soll ich ningan
Daz Tor ist nicht so wit
Daz ich müg ze dhainer zit
Vor grozzen Weistum dar eingen
— — — — — —
Da die Purgär heten vernomen
Daz er darein nicht mocht komen
Da wurden sie ze rat
Daz si santen Drat.
Nach Prechär und nach Maurär u. s. w.

Dem Hiskias räumt der Dichter eine Stelle unter den römischen Königen ein und sendt den Esajas zu ihm nach Rom. Auch gedenkt er der Päbstin Agnes. Die Seele des Kayfers Trajanus läßt er durch das Gebeth Pabst Gregors des grossen aus der Hölle erlösen.

Unvermerkt neigte sich der verfeinerte Geschmack zum Verfall. Nach der Chronik von Limburg* war es ungefähr im J. 1350. unter Karl IV. daß die Deutschen mit der Kleidertracht auch Sprache und Dichtkunst veränderten. Aller Umgang mit den pro-

* S. Fasti Limburgenses, gedruckt bey Gotthard Vögelin, 1617.

venzalischen und italiänischen Poeten war den Deutschen schon lang abgeschnitten. Friedrich II. war der letzte von den deutschen Kayfern, welcher sich mit andern Fürsten zu heiligen Kreutzfahrten vereinigte. Nach Conradins Enthauptung waren Sicilien, Neapel und Apulien an undeutsche Häuser gefallen. Die neuen Grafen von Provence erkennten sich nicht weiter für Vasallen des Kayfers. Mit Abschaffung des Faustrechts entstand Pedanterie auf Schulen und vor Gerichte. Die Vorrechte der Lehrer und Schüler machten je länger je mehr die Litteratur zum mechanischen Handwerk.

* * *

Wäre die Dichtkunst in Schwaben, wo sie aufzublühn anfieng, zur völligen Reife gediehn, so würden wir uns unstreitig von dem, was gut deutsch heißt, von dem, was in den Ausdrücken edel oder lächerlich seyn soll, ganz andere Begriffe machen, als itzt. — Alle Sprachen, die in grossen Reichen gesprochen werden, müssen Dialekte haben; aber nicht bey allen haben diese Dialekte gleiches Ansehn. Wenn jedermann, oder wenn wenigstens der Mann von Erziehung die Hauptdialekte verstehet, wie das in Griechenland war, und noch itzt in Italien ist; wenn nicht jede Provinz den Dialekt der andern mißversteht; wenn der Athenienser seines verwöhnten Ohrs ungeachtet, doch den Wohlklang des ioni-

schen Herodots nicht verkennt: so zieht hievon die Dichtkunst beträchtlichen Vortheil. In Deutschland aber, wo jene Bedingungen nicht statt finden, würde ein Dichter, wie Homer, der die verschiedenen Mundarten vereinigen wollte, abentheurlich und abgeschmackt scheinen.

Zum Beschlusse dieses Abschnittes noch einige grammatische Bemerkungen über die Sprache des XIIIten Jahrhunderts:

Diese Sprache hatte eine Menge schallender Selbstlaute, die ein Ohr verrathen, welches Wolklang empfand. Sie hatte kleine Füllwörter, es mangelte ihr nicht an Partikeln, Vorwörtgen, Ellipsen; ohne Mühe bildete sie Ableitungen und Verkleinerungswörter, auch setzte sie mit glücklicher Kühnheit verschiedene Wörter in Eines zusammen. Häufig finden wir bey den schwäbischen Dichtern Zeitwörter aus Nennwörtern und Nennwörter aus Zeitwörtern gesponnen. Z. B. Der Kúnic war wol gekrœnet und die crone bas gekuniget. Die Lúte sint wol gelandet, die lant nit wol geleutet. Wenn die Sprache einen Zuwachs bekommen sollte, so mußte es durch Aufnehmung fremder Wörter, durch Zusammensetzungen, Zusammenziehungen, Versetzungen, Ellipsen u. s. w. geschehn. Wenn diese sich durch neue Schattierungen der Ideen, durch die Aehnlichkeit, die Abstammung, die Leichtigkeit, den Wolklang, das Bedürfniß u. s. w.

rechtfertigen, so ist der Sprachlehrer, der sie verwirft, dem Regenten gleich, der ungeachtet seines entvölkerten Bodens jedem noch so brauchbaren Fremdling das Bürgerrecht weigert und wol gar (wenn wir das Gleichniß so weit treiben dürfen) einen Theil der noch übrigen Einwohner zum Cälibate verurtheilt.

Einige grammatische Anmerkungen über die Sprache des schwäbischen Zeitalters werden das Lesen der schwäbischen Dichter erleichtern. Die Schwierigkeit entsteht von der Menge Wörter, die untergegangen, ohne daß andre an ihre Stelle gekommen sind — Von einer Menge anderer, die zwar noch da sind, welche aber in dem Munde des Pöbels eine ganz andere Bedeutung an sich genommen, — endlich auch von der veränderten Beugung, Ableitung Stellung, Zusammensetzung, diesen letztern Punkt laßt uns ein wenig näher beleuchten:

Von den Artickeln:

Gerne steht er nach dem Hauptwort, z. B. Zuviel lob d a s hoenet. Um des Nachdruckes willen zweymal, z. B. Sie iehent d e r Sumer der si hie. Zwischen dem Hauptwort und dem Beyworte, z. B. minen gedauken d e u vrien. Vielmal bleibt er ganz weg: Frowen Guete mannen Kumber buefet.

Von den Hauptwörtern:

Viele Nennwörter hatten entweder kein oder ein anderes Geschlecht, z. B. der Sunne, der Bluome,

der Luft, das Zyt. Die mehrere Zahl endete gern in das weichere e, statt er: der Kürze, des Nachdrucks wegen bediente man sich häufig des Zeugefalls, z. B. Si sin verzagt Libes und Guotes, oder wie schon in dem vorigen Zeitraum: Offen siner Gedanken.

Von den Beywörtern.

Das Neutrum nahm noch kein s an sich, das weibliche Beywort bekam im Klagefall ein n, der weibliche Buchstabe e ward in den Beywörtern willkührlich weggelassen. Wenn das Beywort vom Hauptworte zu weit entfernt stand, so ward es nichts desto weniger, der Deutlichkeit wegen, mit demselben in gleichem Abfall verbunden, z. B. Ich gesach nie wibes lib — So reinen

Von den Personswörtgen.

er, si, es, bedeutet derselbe, wenn ein Relativ darauf folget: z. B. Er sündet swer des nit geloubet. Schlechtweg werden sie auch für den Artickel gesetzt: Si Selig wib enspreche sine. Häufig bleiben sie von den Zeitwörtern weg: Gedehten, daz auch Sie, anstatt gedachten sie.

Vom Zeitwort.

Noch wars ziemlich gewohnt, der andern und der dritten Person keine eigne Endung zu geben. Die Vorsteckſylben Ge nahmen die Zeitwörter, des Wolklangs wegen, durch alle Zeitmaasse an sich, z. B. ich gelache, ich gerede.

Von den Partikeln.

Von diesen sind eine Menge, welche feine Nüancen ausdrückten, verloren gegangen, z. B. al, an, dar, da ze, eht, en, her, joch, ot, so, swa, uht.

Ellipsen waren sehr häufig und sehr kühn: us hoher aventure ein suesse werdekeit, anstatt: eine süsse Werdigkeit, die aus hoher Avantür entspringt. Auch Metathesen oder Verwerfung gewöhnlicher Wortfügung z. B.

Von den Varwen sam des blinden
Sprechen die er nie gesah.

Von veralteten oder in ihrem Sinn veränderten Wörtern begnügen wir uns nur wenige anzuführen. Wir borgen sie aus Conrads von Würzburg Gedicht. Armuth z. B. wird für Herablassung gebraucht. Augenblicke im eigentlichsten Verstande des Wortes für Blicke der Augen. Sich beinen, anstatt, sich auf etwas fussen, stützen, verlassen; Bescheidenheit bald für Folgsamkeit, bald für Fertigkeit im Bescheid geben. Braste, das Imperfectum von Brechen, anstatt Gebrechen, fehlen. Chur, anstatt Auswahl, Abstammung. Darab anstatt davon. Dicke für oft. Em für ent vor Labiallettern, z. B. emberen für entberen; embieten für entbieten. Sehr häufig wird die Sylbe ent vor den Zeitwörtern gesetzt, z. B. enthaben, entwissen, entgänzen u. s. w. Auch die Sylbe er, z. B. ersuchen, anstatt durchsuchen.

Doch genug von dem Körper der Sprache: Laßt uns noch von ihren Bewegungen und Wendungen reden, welche der Schriftsteller aus seinem eignen Kopfe in dieselbe hineinbringt. Bey den Minnesingern ist ein Reichthum derselben. So z. B. Ehre neigt sich gerechtem Freunde. Freude hat mich von Sorgen entbunden, der Minne Waffen trägt ihr Mund. Mein Gesang trägt des Winters Wappen. Mit einem rothen Munde werben. Durch dich allein ist meine Treu allen andern Frauen wild. Sie speiset den rosenfarben Mund auf meinen Schaden.

Um nicht allzuweitläuftig zu werden, nur noch aus Kriemhildens Rache folgende Beyspiele:

Ze hant, alsbald. Enbot sinen Dienst, anerbot seinen Dienst. Daz si miner Herberge ruochent, daß sie sich in meiner Herberg bequemen. Gezogenliche, züchtig, mit anständiger Gebehrde. In wæn ir hercen sageten, ihnen, wähn' ich, sagten ihre Herzen. Genuoge heten leit nach ir friunden, ihrer genug hatten Leyd (schmerzliche Sehnsucht) nach ihren Freunden. Des sol ich ze Gelte kommen, d. i. dieß soll ich zur Vergeltung bekommen. Das gedigene, die Schaar Deegen, d. i. das Gefolg der Ritter. Ich weiz in so chunen, Ich weiß, daß er so kühn ist. Uz helfe entwichen, sich der Beyhilfe entziehn. Jane ruche ich swaz mich hazzet, ja nicht rieche ich, (bekümmere ich mich)

mich) wer mich hasset. Sich engesten, sich aus-kleiden, das Gastkleid weglegen. Fuog, Kunst, Geschick, Anstand. Swachen Grouz bieten, schlecht empfangen. Ich sol in gerne buzen, ich soll ihm gern Ersatz thun. Waigerlich, geputzt, artig. Zorn er mer deheinen dn nint werden lie, zornig ließ er mehr keinen werden. Er leidete sich, er machte sich leidig, widrig. Er frummt dú vverek grimmic sez, er beförderte das Werk ganz grimmig. Er sach den Strit ungescheiden, er sah den Streit unentschieden. Durch helfe zuoziu gan, zur Beyhilf Euch zuziehn. Sune und buze bin ich bereit, zur Aussöhnung und zum Abtrag bin ich gegen Euch bereit. Gedachten in, dachten bey sich selbst. Sinu dinch uf ere lazen, seine Unternehmungen auf Ehre richten. Der lobt iuch eine bestan, der gelobt, er wolite ganz allein Euch bestehn, d. i. es mit Euch aufzunehmen. Unprisen, nicht preisen, erniedrigen. Tobeliche, wütend, d. i. einem rauhen Tobel gleich. Der Schal verdoz, der Schall vertosete, d. i. verschwand. Doz, Getöse. Sich versahn sines Todes, sie versahn sich, d. i. sahn zum Voraus seinen Tod. Dines guete ist all die Burg voll mit iamer zu dem Lande, Stadt und Land sind mit Jammer erfüllt wegen deiner Güte. So rede ich zeiner Suone mit disen Rechen, so rede ich zur Aussöhnung mit diesen Kriegern. Uns enscheiden niemen von ritterlicher vver, niemand

scheidet uns, daß wir uns nicht ritterlich für einander wehren. Ich chiuse nu den Tag, ich koste, geniesse nun den Tag. Des muotes er ertobete, er ergrimmte vor Unmuth. Wan durch min Ungeluck in wære fremde noch der tot, wenn es nicht meine unglückliche Verschuldung wär, so wär der Tod ihnen noch fremde. Daz ich wiste in wære, daß ich wißte (was) ihnen wäre.

Dergleichen ganz eigene Abkürzungen, Weglassungen, Versetzungen, Abbeissungen u. s. w. sind ein wesentlicher Characterzug einer Sprache, die erst aus der Kindheit zur raschen belebten Jugend empor strebt, einer Sprache, die immer noch weit mehr für den schnellen und regellosen Gang der Empfindungen und Leidenschaften als für den langsamen und methodischen Schritt abstracter Philosophie angepaßt ist.

Melchior Pfinzing.*

Er erblickte das Licht im J. 1481. zu Nürnberg. Sein Vater war Rathsherr daselbst. Nach Vollendung seiner Schulstudien ward er auf Empfehlung des Kanzlers von Serntein Geheimschreiber beym Kayser. Diesen begleitete er auf den Reichstag zu Cölln, und in seinem Namen wohnete er im J. 1513. der Bischofswahl zu Speyer bey. Er war kayserlicher Rath, Probst bey der Sebaldskirche zu Nürnberg, Domherr zu Trident und Bamberg, auch Probst zu St. Alban in Mayntz. Die Probstwürde zu Nürnberg verließ er im Jahr 1531. weil er die Religionsunruhen voraussah; die Einkünfte aber behielt er. Sein Sterbetag fällt auf den 24. Nov. 1535.

Von ihm hat man ein poetisches Werk, unter der Aufschrift: Die Geuerlichkeiten und eins theils der Geschichten des löblichen, streitparen vnd hoch-

* S. J. D. Köhlers Dissert. de inclyto libro poetico Theurdank, die Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. St. VI. Leipzig 1733, wie auch Wills Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon, und ebend. Nürnb. Münzbelustigungen.

berümpten Helds und Ritters Tewrdanncks. Der Innhalt davon sind die Thaten Kaiser Maximilians I. Einige halten den Kayser selbst für den Verfasser, unter andern Joh. Cuspinian, ein Zeitgenosse desselben. Auch fand Petr. Lambeck in der Wienerschen Bibliothek einen Band von Maximilians Schriften, und unter diesen den Theuerdank. Pirkhäimer aber, gleichfalls ein Zeitgenosse des Kayfers, ist keineswegs in Abrede, daß Maximilian seine eigne Geschichte verfertiget habe, nur setzt er hinzu, daß es in lateinischer Sprache geschehn sey. Mit dem Theuerdank scheint es gleiche Bewandtniß zu haben, wie mit Treitzsauerweins Buche des weisen Königs; der Kayser gab den Auftrag, darum schrieb man ihm auch die Ausführung zu.

In diesem Heldenroman erscheint Karl, der letzte Herzog von Burgund, der in der Schweizergeschichte eine so tragische Role spielt, unter dem Namen Romreich; Ehrenreich ist seine Tochter; Theuerdank der Kayser Maximilian;* Ehrnhold stellt nach Einigen das Gerücht, nach Andern den Verfasser selbst vor. Durch die drey bösen Hauptleute versteht er drey verschiedene Lebensalter; Fürwittig ist die vorwitzige Jugend; Unfalo, das reifere Alter; Neidelhart, das spätere Alter. Aus die-

* Theuerdank, d. i. der auf theuerliche Sachen denkt.

sem Gedichte sammelte Sebastian Frank in seiner Chronik die Geschichte zusammen. Einen Schlüssel zu den Alegorien gab auch Matth. Schultes, ein Bildschnitzer in Ulm, der das Werk mit Figuren erläuterte.

Das Gedicht ist in Jamben von vier, zuweilen von drey Füssen; unterweilen wechseln sie mit Trochäischen Versen. Willkührlich sind männliche und weibliche vermischt. Das Sylbenmaß hat, nach damaliger Gewohnheit, häufige und harte Verkürzungen.

Die erste Auflage des Theuerdanks, wovon auf der Zürcherschen Stadtbibliothek ein Exemplar aufbewahrt wird, erschien im J. 1517. zu Nürnberg bey Schönsperg, die andere bey eben demselben zu Augspurg im J. 1518. Das ganze Werk ist in Holz geschnitten; die Buchstaben sind groß und nach damaliger Art sehr sauber, so daß man sie hernach zum Muster nahm und in Stahl schnidt. Verfälschte Auflagen hat man von Burkard Waldis, der viele tausend Verse hinzuthat und abänderte. Die erste ist vermuthlich schon vom J. 1553, eine andere zu Frankfurt am Mayn vom J. 1589, die dritte in kleinerm Formate vom J. 1596. Schultes gab die seinige zu Ulm heraus im J. 1679, auch hat man von ihm noch eine frühere.

Zur Probe der Sprache und des Geistes liefern wir den Eingang des Werkes:

Als Hymel vnd erd beschaffen warn
Vor sechstausend vierhundert jarn
Darzu auch noch vierzig vnd vier
Was ein Künig umb die Revier
Gen dem Niedergang der Sunnen
Der het manches Landt gewunnen
Mit seiner ritterlichen Banndt
Romreich was derselb Künig genanndt,
An Lannden, Leuten vnd Gelt reich,
Derselben Zyt lebt nidt sein gleich,
Dem gab Gott bey dem Gemahel sein
Ein einige Tochter hüpsch vnd fein
Die sy Ehrenreich nennten darumb
Denn sy was gar eerlich vnd frumb
Nicht lanng darnach es sich begab
Das dieselb Künigin nahm ab
Vnd fiel in ein schwere Krankheit
Darob der Künig trüg groß Läid
Schickt nach allen den Aertzten sein
Ob sie möchten helfen der Künigein
Groß Gut wolt er in darumb geben
Darauf sy sprachen: Herr, ir Leben
Steet warlich in Gotes Gewalt
Darum laßt sie versehen bald
Nach Ordnung der Christenhait
Eylunds ward alle sach berait
Was sich dann zu solchem gebürt
Als nun die edl Künigin spürt

Das Irs Lebens nit wollt mer sein
Sprach sy Ich beuilh das Kynd dein
Dir das wölst ziehen nach deim Rat
Vnd verheyraten wann das hat stat
Mit der Red ging jr die seel aus
Vast grosse klag was in dem Haus.
— — — — — — —
Der Künig mit der Tochter regiert
Manig Jar daran jn niemants irt
Dazwischen si warde mannpar
Erreichte das sechszehend Jar
— — — — — — —
Vnd sy war voll aller Tugent
Vnd vast geschickt zu jr Jugent
Darumb gar viel grosser Herren
Von nahenden vnd auch ferren
Lannden vmb die iung Künigin
Wurben. Ein yeder in seim Synn
Dacht: Möcht sy mir zu Wyb werden
Ich wär der seligst vff Erden.

In Handschrift sah der Baron von Zurlauben eine alte, französische Uebersetzung des Theuerdanks, mit einer Zueignungsschrift an die Erzherzogin Margaritha, Tochter Maximilians und der Maria von Burgund. Auch entdeckte dieser unermüdete Gelehrte eine lateinische Uebersetzung in Hexametern. Nächstens haben wir von ihm eine ausführliche Nachricht über Pfinzing zu hoffen

Zum Beschlusse noch der Innhalt dieses Heldengedichtes: — I. Abschnitt: Nach Erschaffung der Welt im J. 6444. regierte in dem westlichen Deutschland ein gewaltiger König, Romreich. Er hatte eine einzige Tochter, Ehrenreich. Wegen ausserordentlicher Schönheit und Geschicklichkeit bewarben sich um ihre Hand eine Menge der angesehensten Freyer. Die Räthe des Königs wünschten, daß er noch bey Lebzeiten für seine Tochter einen Gemahl auswähle, aus Besorgniß, daß sonst nach seinem Hinscheide zwischen den Nebenbuhlern blutige Kriege entstehn möchten. — II. Abschnitt. Der König schlug den Räthen vor, daß sie nach ihrer Klugheit unter den zwölf Freyern den würdigsten für die Prinzeßin auswählen sollten. Die Räthe konnten sich über die Auswahl nicht wol vergleichen, und der König versprach ihnen, entweder noch bey Lebzeiten, oder doch in seinem letzten Willen seinen Eydam zu ernennen. — III. Abschnitt. Mittlerweile stirbt er in einem Garten, und die Tochter eröffnet in Gegenwart der königlichen Räthe den letzten Willen. — IV. Abschnitt. Es zeigt sich, daß der Vater den jungen Held Theuerdank zu ihrem Gemahl bestimmt habe. — V. Abschnitt. Sie läßt ihm durch eine Gesandschaft ihre Hand anbeuten. VI. VII. Abschnitt. Einige Grosse des Reiches verschwören sich gegen ihn. Um ihn aus dem Wege zu räumen, schicken

sie drey Hauptleute ab, nämlich Fürwittig, Unfalo und Neydelhart. — VIII. Abschnitt. Theuerdank läßt der Prinzeßin sagen, er werde nicht vor ihr Angesicht kommen, bevor er durch Heldenunternemmungen diese Ehre verdient haben würde. IX. X. Abschnitt. Nach erhaltener Einwilligung des Vaters rüstet er sich zur Heldenfahrt. Unterwegs stößt ihm ein böser Genius unter der Person eines Lehrers auf. Dieser will ihn durch ruchlose Grundsätze vergiften. Auf kräftigen Widerstand des jungen Helden verschwindt er. — XI. Abschnitt. Theuerdank setzt die Reise in Begleit seines treuen Dieners, Ernhold, fort. XII. Abschnitt. Er kömmt zu einer Burg, wo ihn der Hauptmann Fürwittig dem Anschein nach gut bewillkommet, jedoch ihn unter dem Vorwande, als müßte er die Königin benachrichtigen, zurückhält. Inzwischen verwickelt er sich in eilf gefährliche Unternemmungen. — XIII. — XXIII. Abschnitt. Endlich entdeckt Theuerdanks Diener die boshaften Ränke des Fürwittig. XXIV. Abschnitt. Dieser rettet sich vor Theuerdanks Rache mit der Flucht. XXV. Abschnitt. Theuerdank kömmt zu einer andern Burg, die dem Unfalo anvertraut ist. Dieser stürzt ihn in acht und vierzig Gefahren zu Wasser und zu Land. — XXVI. — LXX. Abschnitt. Seine Ränke werden entdeckt und er flüchtet sich. — LXXIV, LXXV. Abschnitt. Theuerdank kömmt zu der dritten Burg,

wo er den Rydelhart antrift. — LXXVI. — XCVI. Abschnitt. Reydelhart setzt ihn ein und zwanzig Gefahren aus, wird aber endlich von ihm besieget. — XCVII, XCVIII. Abschnitt. Theuerdank zielt nunmehr geraden Wegs nach der Wohnung der Prinzeßin, die ihn ungemein wol aufnimmt. — XCIX. Abschnitt. Nach mißlungenen Streichen hetzen die Mitverschwornen sechs der dapfersten Hofritter gegen Theuerdank auf. — C. Abschnitt. Die Prinzeßin so wol als der junge Held geben ihnen Gehör. CI. — CVI. Abschnitt. Theuerdank besiegt sie. CVII. Abschnitt — bis zum CXII. Die Ränke der drey Rädelsführer werden entdeckt und sie werden alle drey zum Tode verurtheilt. CXIII. — CXV. Abschnitt. Nunmehr fordert die Prinzeßin den Theuerdank zum Krieg gegen den Erbfeind des christlicheu Namens auf. — CXVI, CXVII. Abschnitt. Bevor er sich zu solcher Kreutzfahrt entschließt, verlobt er sich mit der Prinzeßin. — CXVIII. Abschnitt. In demselben beweißt der Dichter durch Theuerdanks Beyspiel, daß die Vernunft ein Gewehr sey, durch welches der Mensch alle unvernünftigen Geschöpfe besiege.

Hans Sachs.*

Die Stadt Nürnberg hatte das Glück, im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts vier Männer hervorzubringen, denen keine andere Stadt in Deutschland ein Quartet von gleicher Vortreflichkeit zu gleicher Zeit entgegen stellen konnte. Albrecht Dürrer wurde daselbst im Jahr 1470. gebohren; Wilibald Pirckhaimer im J. 1471; Melchior Pfinzing im J. 1481, und Hans Sachs im J. 1494. Die Aeltern des letztern waren arme Bürgersleute; er hatte ihnen aber einen dauerhaft und glücklich organisirten Körper, einen hellen Kopf, ein theilnemmendes und dabey immer fröhliches Herz und eine gute Erziehung zu danken. Die Meistersängerkunst, (die zu seiner Zeit noch geehrt war,) gab die erste Gelegenheit zur Entwicklung seines Dichtergenies. Zu eben der Zeit, da er, nach vollendetem Schullaufe, das Schusterhandwerk lernete, empfing er auch Unterricht in der Kunst des Meistergesanges von Leonard Nunnenbeck.

---

* S. Wielands deutschen Merkur, Aprill 1776, wie auch Wills Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon, Th. III. 1757.

Von seinem siebenzehnten Jahre an durchwanderte er fünf Jahre lang, auf seiner Profeßion, alle Gegenden von Deutschland. Auf dieser Wanderschaft sammelte er sich einen Theil des Schatzes von anschaulicher Erkenntniß und wahren Abdrücken der Natur und des menschlichen Lebens. „Ueber„all (wir borgen hier die Worte seines biederherzigen Biographen,*) „half er entweder die Sing„schule verwalten, oder sang den geübten Meistern „ein neu Lied zur Beurtheilung vor.“ Diese Liebe der Musenkunst hielt bey ihm allen andern Leidenschaften die Wage. „Noch im hohen Alter er„innerte er sich mit Freuden, daß er aus herzli„cher Liebe zu seiner Wissenschaft sich des Spiels, „des Trunkes und der Buhlerey entschlagen, hin„gegen in der Uebung seines Nebenwerkes den un„schuldigsten Zeitvertrieb gefunden habe.“

Im J. 1519. ließ er sich zu Nürnberg als Bürger und Schuhmacher nieder, und verheyrathete sich mit Kunigunden Kreutzbergerin. Noch im fünf und zwanzigsten Jahre des Ehestands wiedmete er ihr ein Liebesgedicht. Mit dieser Frau lebte er über vierzig Jahre, zeugte mit ihr zween Söhne und vier Töchter, überlebte aber seine ganze Nachkommenschaft, ausser vier Enkeln von der ältesten

---

* S. Prof. Sal. Ranisch historisch-kritische Lebensbeschreib. von Hans Sachs. Altenb. 1765.

Tochter. Er betraurt sie herzlich in dem wunderlichen Traum von seiner lieben Gemahel Kunigunda Sachsin, (III. 1. 530.) verheyrathete sich aber dennoch vier Monat darauf schon wieder, mit Barbara Harscherin, mit der er den Rest des Lebens bis ins J. 1576. nicht weniger glücklich zugebracht.

Seinem Handwerk lag er bis ins hohe Alter ob. Er scheint ein geschickter Schuhmacher gewesen zu seyn und immer sein gutes Auskommen gehabt zu haben. Des behaglichsten Zustandes genoß er, ohne geringste Altersschwachheiten, bis in sein acht und siebzigstes Jahr. Nach dieser Zeit aber erfolgte eine immer merklichere Erschwachung, die ihn endlich in eine Art von Kindheit zurücksetzte.

Seine alte, rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte seiner Verse und Reime, seine holzschnittmäßige Dürerische Manier, und, was ihm sonst aus seiner Zeit Fehlerhaftes anklebte, läßt doch immer noch viel Geist und Empfindung durchschimmern. An Menge und Mannigfaltigkeit der Compositionen übertrift ihn schwerlich ein anderer Dichter in Deutschland. Von seinen Werken hat man nur zwo vollständige Ausgaben; eine in Folio von Joachim Lochner in Nürnberg, in fünf Bänden; die andere in fünf Quartbänden von Joh. Krüger in Augsburg, jene vom J. 1570=79, diese vom Jahr 1612=16. Eine unvollständige Ausgabe erschien schon im J. 1558, 60 und 61. in Heußlers

Druckerey bey dem Augspurg. Buchhändler Georg Wille.

Mit diesen Nachrichten von einem der berühmtesten Meistersänger begleiten wir noch die allgemeinere Nachricht von ihrer Zunft überhaupt.:

Mit dem Geiste der Abentheuer und der damit verbundenen, ritterschaftlichen Galanterie, vormals durch die Kreutzzüge veranlaßt, verschwand auch unvermerkt die romantische Dichtkunst. Mit Abschaffung des Faustrechtes entstand Formschneiderey auf Schulen wie vor Gerichte. Die Nothwendigkeit, fremde Sprachen zu lernen, stahl dem Studium der Mutterspracheie meiste Zeit weg. Rechtsgelehrte und Theologen erwarben itzt mehr Ehre, mehr Zutrit bey den Grossen, als vormals die Dichter und Sänger. Auf solche Weise ward die Poesie, vormals ritterliche Uebung, beynahe zum feilen, mechanischen Handwerk erniedrigt. Die Meistersänger blühten zu einer Zeit, da überall Conföderationen und Innungen Mode geworden. Unter Begünstigung der Kayser, z. B. eines Maximilian I., Karls V., Rudolphs II., hatten die Zünfte dieser poetischen Handwerksgenossen gleichen Vortheil und gleichen Nachtheil wie alle Innungen. Wenn sie auf der einen Seite durch steife Formalitäten den Flug des Geistes verhinderten, so beförderten sie auf der andern Seite durch Zusammenstimmung — freylich nicht immer den Reichthum

und Nachdruck der Sprache, hingegen ihre regelmäßigere, gleichförmigere Bildung.

„ In der Folge der Zeit, sagt Wagenseil, ist „ die Meistersingerkunst sehr in Abgang gekommen, „ wie sie dann aus denen Städten, wo man angefangen, den Layen die Lesung der Bibel zu verbieten, nothwendig weichen müssen; sintemalen „ die Gesetze der Genoßschaft erforderten, daß meistens aus der h. Schrift genommene Historien „ sollten gesungen werden. Solches Verbot hat „ auch andern Künsten, sonderlich aber der Malerey sehr geschadet.“

Zur Probe von Hans Sachsens Sprache und Manier folgende Gedichte:

* * *

Der Liebe Zank.

Als ich in meinem Jugendthum
Einer Jungfrawen mih annum,
Die hätt mich inniglichen hold,
In Zucht und Ehren als ich solt,
In rechter trew, freundlicher art,
Von ir nit mehr zu theil mir ward
Als oft ein freundlich Augenblick,
Manch lieblich Gespräch auch oft und dick,
Dann oft ein freundlich Unbefangk,
Das nahm ich an zu hohem Dank;

Begeret weiter auch nit mehr
Wan * mir war ir Jungfrawlich Ehr
Lieber, denn alle Freud auf Erd;
Von ganzem Herzen auch begehrt
Mein Leben mit ir zu beschlieſſen,
Im Ehlichen stand ir zu genieſſen:
Kürzlich eins Tags sich zutrueg,
Daß sie mir alle Frewd abschlug,
Nimmer ich sie umbfahen solt,
Kein Kuß sie mir mehr biethen wolt,
Wann sie besorgt vor mir ir Ehr.
Und dergleich Wort gab sie mir mehr,
Ich erschrak, sie doch gütlich fragt,
Obs ir Ernst wär? Darauff sie sagt:
Es wär ir Ernst, und wolt das sagen
Von mir, und mich darumb beklagen,
Wo ich sie wiederumb würd umbfahn.
Erst that mir unter Augen schlahn **
Das Elend mit grosser nachrew;
Dacht: ach weh meiner Lieb und trew,
Daß ichs so herzlich hab gemeint!
Mein Herz das klopfet, seufzt und weint,

Legt

---

* **Wann** wird bey unsren Alten häufig für **dann**, oder **sintemal**, **weil**, gebraucht, und so auch hier.

** schlahen für schlagen ist in Schwaben noch unter dem Volk üblich.

Legt mich unmuthig in mein Bett,
Und also bey mir selber redt:
O Venus, du Göttin der Lieb,
Sag, wo mein Lieb und Trew nun blieb,
Die ich in dein'm Dienst trug so herzlich?
Wie ist sie worden mir so schmerzlich!
Der * ichs so trewlich hab gemeint,
Hält mich für iren Ehren-Feind,
Mein Trew ich gar verloren spür,
Der Strohsack liegt mir vor der Thür;
Ich bin geführet auff ein Eiß,
Kein Hülf und Trost ich fürbaß weiß;
Mein Hofnung ist gar ab und todt,
Nun wünschet ich und wolt auch Gott
Daß ich ir doch nie hätt gesehen!
Im Bett thet ich mich lang umdrehen,
In wehmütig'n Gedanken tieff,
Biß ich samb halb und halb entschlieff.
In dem mich eygendlich bedeucht,
Wie das mein Kammer wurd durchleucht
Mit einem hellen klaren Schein;
Mit süssem Geruch trat herein,
Venus die Göttin für mein Bett,
Und mich ganz senftiglich anredt:
Ah junger Gesell sey Wolgemut,
Dein Sach die wird noch alle gut;

* statt: mit der.

Weist du nit, daß Jungfrawlich Bild
In lieb ist allezeit rauch und wild,
Und seine Lieb nit leicht bekennt,
Ob es gleich inhiziglich brennt?
Darzu nöt't sie ir Schaam und Zucht,
Damit sie zu erretten sucht
Jr Ehr, ir'n allernächsten Schaz,
Auch förcht sie hart der Klaffer schwaz,
Die keiner Ehren auch verschonen
Des thu ich trewlich dich vermanen,
Erheb dein trauriges Gemüth
Wenn sie hat eben dein Geblüt,
Und hat dich inniglichen lieb,
Derhalb dich weiter nit betrüb!
Sie wird dir trew und freundlich seyn,
Jr rew darum ist auch nit klein,
Daß sie dich hat so hart betrübt;
Jr Herz sich auch in Schmerzen übt.
Laß allen Unmuth und Zweifel fahren,
Dann sie wird noch in wenig Jahren
Dein Lebenlang dir zugesellt;
Jch hab dir sie selbst auserwählt,
Zu ei'm steten Herzlieb allein,
Darumb laß alles Trawren sein!

Mit dem die Göttin bald verschwund.
Jch erwacht, und im Herzengrund

Ward ich erfrawt, und bald aufstahn. *
Als ich mein Lieb ward sichtig an,
Redt ich sie an mit trawrigen Worten,
Die sich aber an allen Orten
Entschuldigt, sie wär mir nit feind,
Hett die Wort nit so arg gemeint,
Ich sollts halten trewlich, wie billich,
In Ehren und Zucht wolt sie gutwillig
Forthin die Lieb mich nit verlon, **
Und auch nit mehr wieder sthon.
Also wurd unser Lieb und Trew
Wiederumb ganz beschlossen new,
Mit einem Umbefangk und Kuß,
Der mich noch allzeit frewen muß,
Daß unser Lieb grün, blü und wachß
In Zucht und Ehren, wünscht Hans Sachs.

Anno Salutis M. D. XLIIII.

Am 1 Tag Septembris.

* Ich ward aufstahn, eine vor Alters übliche Redensart, statt: ich stund auf.

** verlassen.

Sanct Peter mit der Geiß.
Ein Schwank.

Da noch auf Erden gieng Christus
Und auch mit ihm wandert Petrus,
Eins Tags auf ein Dorff mit ihm gieng,
Bey einer Wegscheid Petrus anfieng:
O HErre Gott und Meyster mein,
Mich wundert sehr der Güethe dein,
Weil du doch Gott allmächtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller Frist
In aller Welt gleich wie es geht,
Wie Habacuk sagt der Prophet:
Frevel und Gewalt geht für recht,
Der Gottlos übervortheilt schlecht
Mit Schalkheit den Gerechten, und Frommen,
Auch könn kein Recht zu End mehr kommen,
Die Lehr gehn durch einander sehr,
Eben gleich wie die Fisch im Meer,
Da immer einer den andern verschlind,
Der böß den guten überwind,
Deß steht es übel an allen Enden,
In obern und in nidern Ständen,
Deß siehst du zu und schweygest still,
Samb kümmer dich die Sach nit vil,
Und geh dich eben glatt nichts an!
Könst doch alles Uebel understan,

Nemst recht in d'hand die Herrschaft dein!
O solt ich ein Jar Herr Gott sein,
Und solt den Gwalt haben wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu,
Führen vil ein besser Regiment,
Auff Erderich durch alle Ständt!
Ich wolt wern mit meiner Hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig Leben.
Der Herr sprach: Petre, sag mir eben:
Meinst du wolst je besser regieren,
All Ding auf Erden baß ordinieren,
Die Frommen schützen, die Bösen plagen?
Sanct Peter thet hinwider sagen:
Ja es müßt in der Welt baß stehn,
Nit also durch einander gehn,
Ich wolt viel besser Ordnung halten.
Der Herr sprach: Nun so must verwalten,
Petre, die hohe Herrschaft mein;
Heut den Tag solt du Herr Gott seyn!
Schaff und gebeut als was du wilt,
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gib aus den Fluch oder den Segen,
Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
Du magst straffen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschohnen,
In Summa mein ganz Regiment
Sey heut den Tag in deiner Händt,

Darmit reichet der Herr sein Stab
Petro, den in sein Hände gab.
Petrus war des gar wolgemut,
Daucht sich der Herrlichkeit sehr gut,
In dem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich von Leib,
Barfuß in eim zerrissen Kleid,
Die trieb ihr Gaiß hin auff die Wayd.
Da sie mit auff die Wegschaid kam,
Sprach sie: Geh hin in Gottes Nam,
Gott bhüt und bschüz dich immerdar,
Daß dir kein Uebel widerfahr
Von Wolffen oder Ungewitter,
Wann ich kann warlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heint ich sonst nichts zu essen hon,
Daheim mit meinen kleinen Kindern;
Nun geh du hin wo du Wayd thust finden,
Gott der bhüt und bschütz dich immerdar.
Mit dem die Fraw wiederumb wend
Ins Dorff, so gieng die Gaiß ihr straß.
Der Herr zu Petro sagen was:
Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört? Du must dich ihr erbarmen!
Weil ja den Tag bist Herr Gott du,
So stehet dir auch billich zu,
Daß du die Gaiß nembst in dein Hut,
Wie sie von Herzen bitten thut;

Und behüt sie den ganzen Tag
Daß sie sich nicht verwirr im Hag,
Nit fall noch mög gestolen wern,
Noch sie zerreissen Wolff noch Bärn,
Daß auff den Abend wiederumb
Die Gaiß unbeschädigt heimkumb
Der armen Fraw in ihr Hauß.
Geh hin und richt die sach wol auß.
Petrus namb nach des HErren Wort
Die Gaiß in sein Hut an dem ort,
Und trieb sie an die Wayd hindan.
Sich fieng Sanct Peters Unruh an.
Die Gaiß war muthig, jung und frech
Und bliebe gar nit in der nech, (Nähe)
Loff auf der Wayde hin und wieder,
Stieg ein Berg auff, den andern nider,
Und schloff hin und her durch die stauden,
Petrus mit ächzen, blasn und schnauden
Mußt immer nachvolgen der Gaiß,
Und schin die Sonn gar über haiß.
Der Schweiß über sein Leib abran,
Mit Unruh verzehrt der alte Mann
Den tag, biß auff den Abend spat,
Machtloß, hellig, ganz müd und matt,
Die Gaiß wiederumb heimhin bracht.
Der Herr sach Petrum an und lacht,
Sprach: Petre, wilt mein Regiment
Noch länger bhalten in deiner Händt?

Petrus sprach: Lieber Herre mein,
Nimb wider hin den Stabe dein,
Und dein Gwalt, ich beger mit nichten
Forthin dein Ampt mehr auszurichten,
Ich merk, daß mein Weißheit kaum töcht (taugte)
Daß ich ein Gaiß regieren möcht,
Mit grosser angst, müh und arbeit.
O Herr vergib mir mein Thorheit,
Ich will fort der Regierung dein
Weil ich leb nit mehr reden ein.
Der Herr sprach: Petre, daßelb thu,
So lebst du fort mit stiller Ruh,
Und vertraw mir in meine Händt
Das allmechtige Regiment.

Von Hans Sachsens Schriften hat G. A. Will folgendes Verzeichniß geliefert:

Die Wittenbergisch Nachtigall, die man ietzt höret überall. 1522. 4

Disputation zwischen einem Chorherren und Schuhmacher, darinn das Wort GOttes und ein recht christlich Wesen verfochten wird. 1524. 4. (Ellenburg.)

Underweisung der ungeschickten vermeinten Lutherischen, so in ausserlichen Sachen zu Aergerniß ihres Nächsten freundlich handeln. Hans Sachs.

Item: Ob das Evangelium sein Krafft von der Kirchen hab. Hans Greifenberger. 1524. 4.

Gespräch, darinn der ergerlich Wandel etlicher, die sich lutherisch nennen, angezeigt und brüderlich bestrafft wird. Ellenburg. 1524. 8.

Dreizehen Psalmen zu singen in den vier hernach genotirten Tönen, in welchem man will, oder in dem Ton: Nun freut euch liebe Christen gemein ꝛc. einem Christen in Widerwärtigkeit sehr tröstlich. 1526. 8.

Eyn Wunderliche Weyssagung von dem Babstumb, wie es yhm biß an das Endt der Welt gehen soll, in figuren oder gemål begriffen, gefunden zu Nürmberg, ym Cartheuser Closter und ist sehr alt. Eyn Vorred Andr. Osianders. Mit gutter verstendtlicher Auslegung, durch gelehrte Leut verklert. Welche H. Sachs yn teutsche reymen gefast und dazu gesetzt hat. Nürnb. 1527. 4.

Ein Gespräch zwischen syben Mennern, darinnen sie ihre Weiber beklagen. Nbg. 4. ohne Jahr.

Die drey Toden, so Christus auferweckt hat, Allegoria dreyerley Sünder, so Christus durch sein Wort noch täglich erwecket. Nbg. 4. ohne Jahr.

Lobspruch der Stadt Nürnberg. Der Stadt Nürnberg Ordnung und Wesen finstu in diesem Buch zu lesen. 1530. 4. Ist auch in 8 nachgedruckt.

All römisch Kaiser nach Ordnung und wie lang jeder geregiert hat, zu welcher Zeit, was Sitten der

gehabt und was Todes er gestorben sey, von dem ersten an bis auf den jetzigen großmächtigsten Kaiser Carl. Nbg. 1530. 4.

Klag, Antwort und Urtheil zwischen Frau Armut und Pluto dem GOtt der Reichthum, welches unter ihnen das besser sey. Nürnb. 1531. 4.

Hans Sachsens über eins klagenden Fräuleins mit den Parcis, als den dreyen Göttin des Lebens. 1535. 4.

Ein Kampfgespräch zwischen dem Tod und dem natürlichen Leben, welches unter ihnen beeden das beste sey, fast kurzweilig zu lesen. Nürnb. 1538. 4.

Ein neuer Spruch von dem Geld, was Nutz und Schadens daraus entstehet. Nürnb. 1539. 4.

Die 72 Namen Christi in deutsche Vers gebracht von H. S. Nürnb. 1554.

Der Teufel lest kein Lantzknecht mehr in die Helle fahren. Nürnb. 1555. 4.

Sehr herrliche, schöne und wahrhaffte Gedicht ꝛc. Gedruckt zu Nürnberg durch Christoph Heußler. 1558. fol. Wir haben diese Ausgabe selbst in Handen und können eine bessere Nachricht davon geben, als der sel. Hirsch und Dunkel gethan haben. Georg Willer, Buchhändler in Augsburg, war Verleger dieses ersten Theils der H. Sachsischen Werke, und lies 1560. den zweyten Theil und 1561. den dritten Theil ausgehen, welcher dritte ausdrücklich der letzte genennet wird. Gleich-

wol sind noch zween Theile dazu gekommen, welche wir aber von der Willerischen Ausgabe nicht haben, auch nicht überzeugt sind, ob von diesem Verleger der vierte und fünfte Theil vorhanden ist. Wenn aber H. Hirsch sagt, daß die Willerische Ausgabe zu Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts besorgt worden, so mag dieß ein neuer Nachdruck der gesammten 5 Theile seyn, zumal da wir gewiß wissen, daß der 1. und 2. Theil dieser Ausgabe auch 1590. wieder gedruckt ist.

Eben diese Gedichte, oder sämtliche Werke H. Sachsens in Verlag Joach. Lochners, Buchhändlers in Nürnberg, auch von Eph. Heußler gedruckt. Herr Hirsch führt diese Ausgabe also an: I Theil, 1570. II Theil, 1570. III Theil, 1577. IV Theil, 1578. V Theil, 1579. fol. Wir haben den 4ten und 5ten Theil dieser Ausgabe. Der 4te Theil ist mit einem kaiserl. Privilegio versehen, und in der Vorrede, oder vielmehr der Dedication des 5ten Theils, sagt der Verleger Lochner: er habe den 4ten und 5ten Theil vom Authore selber in seinem Leben aus sonderer wolmeinender Gunst eigenthümlich erhalten. Hierdurch werden wir um so viel mehr überzeugt, daß diese 2 letzten Theile von Willer vorher noch nicht seyn verleget worden. Uebrigens ist noch eine Ausgabe der sämtlichen Werke

zu Kempten von 1612 = 1616. in 4. vorhanden und ist auch rar.

Eigentliche Beschreibung aller Stände auf Erden, hoher und niedriger, geistlicher und weltlicher, aller Künsten und Handwerker und Händeln ꝛc. durch den berühmten Hanns Sachsen fleißig beschrieben und in deutsche Reimen gefaßt. Frankf. am M. 1568. 4.

Valete des weitberühmten Poeten H. Sachsens, darinnen er selbst im 71. Jahr s. A. sein Leben und Innhalt, Anzahl und Ordnung aller seiner Gedichte reimweis verfasset. Nürnb. 1576. 4.

Das bekannte, geistreiche und seit 1565. übliche Kirchenlied: **Warum betrübst du dich mein Herz** ꝛc. wird ihm bekannter massen durchgehends, aber noch nicht mit völliger Gewißheit, zugeschrieben, indem es sich unter seinen Schrifften noch nicht gefunden hat.

In der Bibliothek des Alumnei zu Altorf ist ein MSCt in 4, welches Barth. Weber von Hans Sachsens eigner Hand, auch meist eignen Gedichten hat zusammen schreiben lassen, welches auch schon Wagenseil de ciu. Nor. p. 501. gerühmt und beschrieben hat. So war auch in der Bibliothek des sel. C. G. Schwarzens ein saubers MSCt Hans Sächsischer Gedichte in Folio mit gemalten Anfangsbuchstaben.

Man sehe: Wagenseil. de Ciu. Norimb. Wetz.

mill. in indicibus. Th. Sinc. 4to p. 63. sqq. anderer fehlerhaffter Quellen zu geschweigen. Die besten Nachrichten haben unser sel. Hr. C. C. Hirsch im Leben H. Sachsens, so im Hamburg. Briefwechsel von 1751. p. 561. sqq. steht, und Hr. J. G. W. Dunkel in den Nachrichten von verstorbenen Gelehrten 1. Band, p. 297. sqq.

Johann Fischard.*

Er erblickte das Weltlicht den 23. Jun. 1512. zu Frankfurt am Mayn. Sein Vater war daselbst Stadtschreiber; seine Mutter hieß Margaretha Crotzenberg. Unter neun Kindern war unser Fischard oder Fichard das älteste. Neben Lotichius studierte er die classischen Sprachen unter Aufsicht des Micyllus, der bey seinen Schülern auch den Geschmack

* S. Fichardi Consilia, T. I. Francf. 1590. in folio, wo Fichards Leben von H. P. Herdesianus voransteht, wie auch Panzirellus de claris legum interpretibus u. a.

für die Dichtkunst entwickelte.* Eines Tages bemerkte der Lehrmeister, daß der junge Fichard äusserst verlegen wurde, da ihm seine Stylübungen in gebundener Rede nicht so glücklich wie die prosaischen gelungen. Er fing daher an, ihn mit den Poeten und ihren Schriften vertrauter zu machen, versäumte aber den philosophischen Unterricht auch nicht. Ohne richtige und interessante Gedanken gleicht der Rednerschmuck, wie ohne Liebe der Glauben, einem tönenden Erzt und einer klingenden Schelle. Zur Fortsetzung der Studien begab sich Fichard nach Heidelberg; von da nach Basel, in Begleite des Simon Grynäus. Immer verband er mit der Wissenschaft der Gesetze zugleich die philosophischen Wissenschaften, ohne welche jene in Nacht und Chaos eingehüllt bleiben. Als Hilfskenntnisse der Rechtsgelehrsamkeit trieb er auch Theologie und Arzneykunst. Verschiedene Bücher des Galens übersetzte er in die lateinische Sprache.

In Basel war er Zuschauer bey den unruhigen Scenen der Glaubensverbesserung. Die Revolution bewog verschiedene Lehrer, daß sie sich von Basel nach Freyburg im Brisgau flüchteten. Unter denselben waren Erasmus, Glareanus und Joh.

* Von Michyllus hat man eine deutsche Uebersezung des Tacitus. Freytag. Analect. litterar. f. 927.

Sichard. Mit ihnen verreiſete nebſt vielen andern Studierenden auch Fichard. In Freyburg genoß er des vertrauteſten Umganges mit dem eben erwähnten Joh. Sichard, mit Georg Ilſungus, Conr. Hombracht, Melch. Schwarzenberg. In der Rechtsgelehrſamkeit hörte er den G. Amelius, Seb. Derrer und Ulrich Zaſius. Unſern Jüngling ſuchte Sichard zu bereden, daß er zugleich mit ihm den Doctorhut annemmen möchte. Fiſchart lehnete es von ſich, unter dem Vorwande, daß er noch nicht ganz 19. Jahre alt ſey. Auf das Zureden ſeiner Mutter aber, (ein Jahr vorher hatte er den Vater verloren) und in Rückſicht auf ſeinen jüngern Bruder, Caſpar, deſſen academiſche Studien nun auch groſſe Ausgaben erfoderten, nahm er endlich zugleich mit ſeinem Sichard im J. 1531. den Doctorhut an. Hierauf übte er ſich einige Zeit in der Praxis bey dem höchſten Reichsgerichte zu Speyer. Von da berief ihn der Magiſtrat zu Frankfurt als Sachwalter nach Hauſe. Seine Begierde, fremde Länder zu ſehn, nahm indeß ſo heftig zu, daß er im dritten Jahre ſeines Dienſtes den Abſcheid begehrte. Zu wiederholten Malen nämlich lud ihn einer von den größten Rechtsgelehrten, der Kanzler Kayſer Carls V., Matthias Held an den kaiſerlichen Hof ein. Als der Kaiſer von ſeinen afrikaniſchen Triumphen nach Italien zurückkehrete, reiſete Fiſchart im J. 1536. nach Piemont und ward von dem Monar-

chen sehr gnädig empfangen. Während des Krieges fand er so wenig Geschäfte, daß er mittlerweile ganz Italien durchwandern konnte. Wirklich ging er bis nach Neapel. Für einige Zeit begab er sich hernach nach Padua. Daselbst studierte er unter Marianus Socinus, dem jüngern, Joh. Ant. Rubeus, Marcus Mantua. Da die Philosophie und die schönen Wissenschaften immer seine süsseste Erholung waren, so unterließ er nicht, unter Anleitung des Lazarus Bonamicus sich auch in diesen Studien zu vervollkommnen. Im Herbstmonat kehrte er nach Speyer zurück und blieb daselbst bis zur Pfingsten 1538. Schon verbreitete sich sein Namen durch verschiedene geistreiche Schriften. Er hatte offene Aussicht auf eine Bedienung an dem kaiserlichen Hofe, oder (da er dem Hofleben abgeneigt schien,) auf ein academisches Lehramt zu Wien. Auch erhielt er Einladungen von verschiedenen Städten, z. B. von Passau und Memmingen; von mehrern Fürsten und Prälaten, z. B. von Trier, Bamberg u. a. Patriotisch gab er seiner Vaterstadt den Vorzug. Für diese sprachen in seinem Herzen die verwittwete Mutter, die Verwandten und Freunde. Im J. 1538. übernahm er also in Frankfurt die Stelle eines Rechts-Consulenten. Bald hernach verheyrathete er sich mit der Tochter eines Patriciers, Namens Joh. Grumberg. Nicht lange nach seiner Verheyratung fiel er in ein langwirriges Fieber.

Nach der Genesung fühlte er sich gesünder und stärker als niemals. Durch gefällige Lebensart machte er sich durchgängig so beliebt, daß sein immer wachsender Ruhm selbst von dem Neide verschont blieb. Wegen seiner aufgeräumten Laune war er bey jedem Hochzeitfeste, bey jedem Gastmal willkommen. Nicht weniger gefällig und heiter war er im häuslichen Kraise. Mit seiner Gattin erzeugte er fünf Söhne und drey Töchtern.

Die Würde eines Stadtschreibers und Syndicus verwaltete er bey 44. Jahren. Während dieser Zeit erwarb er sich unvergeßliche Verdienste um seine Vaterstadt durch die Geschicklichkeit und Thätigkeit, womit er in den damals so gefahrvollen Zeitläuften die wichtigsten Geschäfte, besonders auch die durch die Reformation veranlaseten neuen Einrichtungen zu Stande bringen half. Sehr bange machte ihm die Revolution in der Kirche, und er pflegte mit Naso zu sagen:

Curando fieri quædam majora videmus
Vulnera, quæ melius non tetigisse fuit.

Da er sich im J. 1543. bey der Versammlung zu Smalkalden befand, sah er den blutigen Ausgang der Controversen voraus. Dieses beunruhigte ihn so sehr, daß er daselbst in ein gefährliches Fieber fiel. Auf der Heimreise aber verließ es ihn wieder. Bey nachheriger Einrückung der kaiserlichen Völker in Frankfurt, begab er sich auf oberkeitlichen Auf-

trag, mit Gefahr seines Leibes und Lebens, im strengsten Winter, mitten durch den Feind, als Fürbitter und Vermittler nach Heilbrunn zu dem Kayser. Auch erhielt er ein sehr gnädiges Verhör. Frankfurt blieb dem Kayser treu und nahm eine kaiserliche Besatzung auf. Mit Nachdruck widersetzte sich die Stadt dem Angriff der Gegenpartey.

Immer sah Fischart sich in einem Wirbel einheimischer und auswärtiger Geschäfte, immer war sein Zimmer von Clienten bestürmt; auch beym Essen war er selten allein. Unter diesem Drucke hatte er noch das Unglück, seine Gemahlin, die beßte Gehilfin, durch den Tod zu verlieren. Ungeachtet er so wenig Zeit für sich selbst und sein eigen Hauswesen übrig behielt, so sah er doch seine Kinder glücklich empor wachsen; auch vermehrten sich seine Glücksgüter beträchtlich. Bey aller Freygebigkeit, da er immer einige Freunde zu Tischgenossen hatte, blieb er doch für seine Person äusserst enthaltsam. Bey der kostbarsten Tafel begnügte er sich nicht selten mit Brod und einem Kelch Wein. In höherm Alter plagte ihn das Podagra, jedoch ohne daß es ihn aufs Beth warf. Bis ans Ende seines Lebens war er immer gefällig und heiter. Er starb im siebzigsten Jahr seines Alters, im J. 1581.

In Deutschland war Fichard der erste, der den Catalogus Scriptorum juris, (welchen in Italien Joh. Nerizanus anfing, und in Spanien Lud. Go-

mesius fortsetzte,) mit einer gedoppelten Zugabe vermehrte. Ausser seinen Consiliis in zween Foliobänden (Frankfurt 1590.) schrieb er auch Vitas recentiorum ICtorum ab Jrnerio usque ad Zasium, welche Hoffmann, nach Oporins Ausgabe vom Jahr 1539., hernach zu Leipzig im J. 1721. mit Panzirolls claris legum Interpretibus wieder abdruken ließ; ferner de magorum Dæmonomania, oder von Bodins Werke eine Uebersetzung; consilium de morbo comitiali u. m. a. Jöcher macht ihn auch zum Verfasser des Malleus Maleficarum. Freytag, Lengnich und andere aber schreiben dieses letztere Buch dem Heinrich Jnstitoris und Jacob Sprenger zu.

In der Bibliotheca vetus & nova gedenkt G. M. König eines Joh. Fischarts als Verfassers der Dæmonomania Magorum vom J. 1581, und eines Joh. Ficharts, der um gleiche Zeit die obenerwähnten Vitas ICtorum und die juridischen Indices verfaßte. Auch Bodmer und Reimmannus unterscheiden zwischen Fichart und Fischart. Beyde lebten zu gleicher Zeit, aber der eine zu Straßburg, der andere zu Frankfurt, der eine Rechtsgelehrter, der andere Dichter. Nur Einen, der bald Fichart, bald Fischart genennt wird, finden wir bey Conrad Geßner, Simler, Frisius, Magirus, Jöcher, Adami, Clement, Freytag, Sarius, Beyschlag u. a. Uns bleibt es verborgen, ob vielleicht P. Lotichius in der Biblioth. poëtica (Frankf. 1625.) Fischarts,

Staatliche Bibliothek Passau

des Poeten, besonders erwähnet. Den Poeten und den Juristen vereinigt der Verfasser der Charatern deutscher Dichter und Prosaisten in Einer Person. Dem Frankfurter Juristen schreibt er auch so viele launigten Poesien in deutscher Sprache zu, welche sonst Reimmannus und Bodmer dem Straßburger zuschreiben. Auch bey Joh. Jac. Frisius (im Appendix) scheint Fichart und Fischart, der Jurist und der Dichter, unzertrennlich zu seyn. Jo. Fischart, dictus Menzer, antiquitatum diligentissimus Indagator: Genealogias omnium fere principium Germaniæ conscripsit, nondum quod sciam editas. Scribit etiam venustissimum carmen germanica lingua. Ejus sunt versus germanici de laudibus vitæ rusticæ, quibus Odam 2. Horatii ex Epodon libro elegantes transtulit, excusi Argentinæ apud Jobinum in fol. anno 1579. Et libris septem de agricultura à Melch. Sebizio D. translatis præfixi. Scripsit item alia plura, quæ aut suppresso suo nomine aut permutato edita sunt. Ausser der Flöhhaz, die im J. 1577. zu Straßburg unter dem Namen von Elleposcleron (Huldreich) herauskam, hat man auch von Fischarten die Geschichten Kayser Friedrichs I. unter dem Namen Joh. Adelphus.

Gerne gestehn wir, daß es mehr Anzeigen und mehr Scharfsinn bedarf, als wir selbst nicht besitzen, um genau zu entdecken, ob man hier aus ei-

ner Person zwo, oder aus zwo Personen nur Eine gemacht habe. * Herdesian sowol als Jöcher und andere Lexicographen stellen uns zwar Ficharden bloß als Juristen vor: Hieraus aber fließt nicht, daß er nicht auch Schöngeist und Dichter gewesen. So ehrenvoll dieser letztere Titel mit Recht ist, so geringfügig scheint er in gewissen Zeiten und bey gewissen Gelehrten. Noch so geistreich und originell, wenn die Poesien nur in der Mutterspracbe, nicht in lateinischem Feyerkleide erschienen, oder wenn sie vollends zu schlüpferig waren, wie bald beredte sich nicht der ernsthaftere Biographe, daß er für den Nammen seines Helden weit besser sorge, wenn er

* Um so viel verzeyhlicher ist meine Unwissenheit, da selbst ein so grosser Alterthumsforscher, wie Oberlin, hierüber nicht genug Licht zu geben im Stand ist. Unterm 12. Horn. 1785. schreibt er mir: „Zum Unglücke findt sich von Fischart nichts in den Sammlungen des sel. Prof. „Schöpflins zur Litterargeschichte vom Elsaß, „welche ich seit mehr als zwanzig Jahren besitze und beträchtlich vermehre. Von den angeführten Poesien findt sich nichts bey uns. „Ich besinne mich auch gar wol, mehrmal „mit dem sel. Schöpflin über diesen Artickel „mich besprochen zu haben, ohne je zu etwas „sicherm und gewissem zu kommen.“

die Juvenilien oder auch die Altersspiele desselben mit Stillschweigen übergeht, als wenn er sie neben den gravitätischen Foliobänden aufstellt? Für unanständig hälts der pedantische Murrkopf, wenn die bepanzerte Minerva den losen Amorinen ihren Helm zum Neste darbeut oder neben ihrer Eule auch Cytharens Sperlinge pflegt. Daß übrigens auch Fichard, der Doctor der Rechte zu Frankfurt, in der Jugend, ohne Namen, poetische Schriften edirt habe, versichert Herdesianus selbst, zugleich aber verräth uns sein Ausdruck, daß er seinen Freund nicht gerne von dieser Seite gekannt wissen wollte. Fichard, schreibt er, scripsit plura quæ sine Autoris nomine typis excusa exstant, interque ea carminum libros aliquot juvenis edidit. Wahr ists, daß viele launigte Schriften und Poesien unter Fischarts Nammen in Straßburg gedruckt sind: Noch fließt aber daraus nicht, daß man sie einem Straßburger-Doctor zuschreiben müsse.

Da indeß weit mehr die Person um der Werke willen, als die Werke um der Person willen interessant sind, so dürfen wir bey aller Ungewißheit des eigentlichen Verfassers, gleichwol die Schriften selbst nicht mit Stillschweigen vorbeygehn. Die launigten Schriften, die man Fischarten, es sey nun dem Straßburger oder dem Frankfurter, zuschreibt, zeichnen ihren Verfasser weit besser als Portrait und Lebensbeschreibung.

Von ihm hat man unter anderm eine Uebersetzung des Rabelais, die vom J. 1552. bis 1626. eilfmal gedruckt worden ist. Der ganze Titel lautet nach der ältesten Ausgabe: „ Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung, von Thaten und „ Rathen von kurzen langen weiten vollen beschreiten Helden und Herrn Grandgusier, Gargantua „ vnd Pantagruel, Königen in Utopien, Indeweidt „ vnd Nimmerreich, Soldan der neven Canarien „ vnd Dudyssen Inseln, auch Großfürsten in Nubel Nibel Nebelland, Erbvogt vff Nichelburg vnd „ Niederherrn zu Nullibingen, Nullenstein vnd Nirgendheim. Etwan von M. Franz Rabelais französisch entworfen: Nun aber überschrecklich lustig „ inn einen teutschen Modell vergossen, vnd ohngefährlich obenhin, wie man den Grindigen lauset, inn vnser Mutter Lallen vber oder drunter „ gesezt, auch zu diesem Truck wieder vff den Amposs gebrogt vnd dermassen Pantragueliſch verposselt, verschmidt vnd verdängelt, daß nichts „ ohn ein Eisen Nisi dran mangelt: Durch Huldrich Ellopoſcelron — Gedruckt im Grensing im „ Gänßereich 1552. “ — Ellopoſcleros ist Fischart. So erklären es die Litteraturbriefe von Berlin, Th. I. s. 102. Die Uebersetzung ist sehr frey und hat verschiedene Zusätze. Unter dieselben gehört, am Ende des zweyten Kapitels, der Anfang eines Heldengedichtes in gereimten, deutschen Hexa-

metern. Die Hexameter sind nach den damaligen Zeiten nicht schlecht. Der Uebersetzer sagt, er führe sie deswegen an: „Dieweil daraus die Künstlich„keit der teutschen Sprach in allerhand Carmina „bescheint; und wie sie nun nach Anstellung des „Hexametri, oder sechsmäßiger Sylbenstimmung „und siebenmäßigem Sechsschlag, weder den Grie„chen noch Latinen, (die das Muß allein essen wollten,) „forthin weiche.“ In der poßierlichen Sprache, fährt er fort: „Wenn sie schon nicht „die Prosodie oder Stimmäßigung also abergläu„big, wie bey ihnen halten, so ist es erst billig; „denn wie sie ihre Sprach nicht von andern haben, „also wollen sie auch nicht nach andern traben. „Eine jede Sprach hat ihre sondere angeartete Tö„nung und soll auch bleiben bey derselben Ange„wöhnung.“ Die Kraft der Worte, ihre Zusammenfügung und die Laune des Dichters scheinen mir so merkwirdig, daß ich z. B. einige Zeilen aus der Zueignung an die deutsche Nation hersetzen will, um so viel mehr, da wir darin die Meynung des Verfassers über den alten Adel unserer Sprache gewahr werden: *

Dapfere meine Deutschen, redlich vom Gemüth
und Geblüte,

* Etwas abgeändert erscheinen diese Verse in der Ausgabe vom J. 1631.

Nur euerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte
Zu preisen in Ewigkeit euere Großmüthigkeit.
Ihr seyd von Redlichkeit, von grosser streitbarer Hande,
Berühmt durch alle Land, immerdar ohne Widerstand.
So wär es Euch allesammt fürwahr eine mächtige Schande,
Wird nicht das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
Drum dieselbige sonderlich zu fördern haben:
So hab ich mich unverzagt, auf iziges gern gewagt
Und hof solch Reimes Art werd Euch Ergözlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt nach Neuerung, die er sagt.
O Harpfenweis Orpheus, jezumal kommt wiederum hoche
Dein artige Reimenweis zu ihrigem ersten Preis.
Denn du ein Thracier von Geburt und teutscher Sprache,
Der erst solch unterweißt, fremde Völker allermeist,
Dieselbige lange Zeit haben mit unserer Kunste
Allein sehr stolziglich gepranget, sehr unbilliglich.

Jezumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen Dunste
Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

Wie viel glücklicher sind nicht diese Hexametrische Versuche, als diejenige, welche Conrad Geßner in seinem Mithridates, ohngefähr in gleicher Zeit gewagt hat? Auch glaubte Geßner die Hendecasyllaben für die deutsche Sprache weit angemessener als die Hexameter.

Was für Begriffe Fischart von der Freyheit der Satyre gehabt habe, erhellet sogleich aus der Zueignungsschrift seines verdeutschten Rabelais: „An „ alle klugkröpfige Nebel Nebuloner, wizersäufte „ Gargantuisten vnd vngepalirte Sinnversaurte, „ windmüllerische Pantagrueliſten.“ Nachdem er den Gebrauch der Spartaner gelobt hatte, daß sie ihre Kinder durch den Anblick trunkener Sclaven von der Trunkenheit abschreckten, fährt er so fort: „ Gleichwie auch zu vnserer Zeit ein nanchhafter „ Fürst den Lumpenhößlern und Zottenjungherrn ir „ Zottengelümp zuerleiden, eines Tags einen Henker in der neuen Kleidungsweiß, die damals „ Braunschweigisch hieß, anthun ließ, vnd den vff „ die Schloßbruk, da alle Hofleut fürzogen, stellen, „ damit er ihnen durch dieß schön Schindermuster „ das Gesesßgefreß versaurte. Solte darum ich oder

„ ein anderer Schumpfierboß (wie ich wol weiß
„ etliche Wechselhirn schliessen) ein Vnflat seyn,
„ weil wir vielleicht Euch vnd euers gleichen Vnflä-
„ ter vnflättig beschreiben? Sollten darum die
„ Spartaner, weil sie Trunkenbölz vorstellen, Trun-
„ kenbölz seyn? Der Fürst, weil er einen Ho-
„ senbuz aufstellt, ein Hosenlump? Was kann
„ ein Spiegel dazu, daß er ein Lützelhüpschen Lü-
„ tzelhüpsch anzeigt. Der Spiegel wird drum nicht
„ dunkeler, wenn schon ein Schmuzkolb drein sicht.
„ Die Sonne wird darum nicht wüst, wenn sie
„ schon Wasser aus Pfizen zicht. Der Arzt
„ muß darum nicht krank werden, wenn er schon
„ mit Kranken umgeht. — Ich thue wie die grie-
„ chischen Philosophen, die zogen auf alle Kirch-
„ weyhen, Messen und Märkte, nicht daß sie kauf-
„ ten, sondern alles, wie es zuging, begafften.
„ Ich sorg nicht wie jener Kardinal, der nicht
„ durch Genf ziehen wollt, besorgend, der Luft
„ macht ihn käzerisch. — Verwirft man doch
„ von wegen etlicher vnbescheidener Wort nicht je-
„ des Buch: Kann doch das Ohrenzart Frauen-
„ zimmer wol etliche Zotten in Bocatii Centono-
„ vell, des Jacob Winters Wintermeyen und des
„ Straparole Historien vertragen: daß ich itzt der
„ Eulenspiegelischer und Kazenborischer Art Roll-
„ wagenbüchern geschweige.“ Nicht unfein ent-
schuldigt Fischart die Zotten seines Originals: „Als

„ Arzt, spricht er, wußte Rabelais gar wol, daß nicht
„ alle Krankheiten am Leib sich erregen, sondern
„ mehrmals im Gemüt durch Melancholie. Der-
„ wegen will er, daß ein Arzt nicht allein mit
„ Kräutern gerüst seyn soll, sondern daß er auch
„ Mut eingauckele oder vberzwerch Felds mit eim
„ schalen Boßen daher komme, der, wie man sagt,
„ ein Todten möchte lachen machen; ihm ehe ein
„ Esel vorführe, der Disteln frißt: Dann vom
„ Prediger und Sacrament soll er ihm nicht viel
„ sagen; das mögen andere Leut thun, die gern
„ da bald erben; soll sich ehe selbst zum Esel ma-
„ chen, der Disteln frißt, auf daß es der Krank
„ auch esse. “

Gegen Ende der Zuschrift empfiehlt er seinen deutschen Rabelais mit folgenden Worten: „ Hier-
„ auf möget Ihr bey müßigen Erquickstunden die-
„ ses Werk betrachten vnd dabey die frühmettliche
„ Augbraunen oder das Pestasianisch cacantis fa-
„ ciem ablegen und an das alt Sprüchwort ge-
„ denken: Caput melancolicum est balneum dia-
„ bolicum, ein melancholischer Kopf ist des Teu-
„ fels Hafen und Topf, darein er tropf vnd koch
„ sein Hopf. “ .

Ein anderes Werk von Fischart, sein glückliches Schiff, welches in Einem Tage von Zürch nach Straßburg fuhr, findt man ausführlich in den critischen, geistvollen Schriften der Schweizer be-

schrieben. Sehr poetisch ist die erste Anrede der Schiffer: „O Rhein, diene du uns nun mit dei„nem hellen Fluß. Verlieh uns deine Gunst, die„weil du doch bey uns entspringst, am Vogelberg „bey den Luchtmanen im Rheinzierland, von al„ten Ahnen; und wir dein Thal, dadurch du rinnst, „mit Feldbau, dem schönsten Dienste, auszieren. „Schalte dieses Wagschifflein nach seinem Begeh„ren; wir wollens dir doch verehren. Leit es nach „Straßburg, dahin du doch gerne hinläufst, weil „es deinen Strom wie ein Gestein im Ringe ver„setzt, ziert vnd ergezt.“ Mit Würde antwortet der Rhein: „Frisch dran, ihr lieben Eydsgenossen, „frisch dran, seyd unverdrossen, folgt also euern „Vorfahren, die vor hundert Jahren das gleiche „gethan. Ihr seyd mir von euern Ahnen wegen „willkommen. Ich weiß auch, ich werde noch „oftmals sehn, daß eben dieß von euern Enkeln „geschehn wird. Also erhält man Nachbarschaft. „Denn der Schweizer Eigenschaft ist in der That „nachbarliche Freundschaft. Mit solchen Gesellen „sollte man durch die Meerwirbel und Meertiefen „schiffen. Mit diesen Knaben sollte einer des Ja„sons Schifgemeinder werden, in die Insel zum „güldenen Widder; da wüßte er, daß er zurück„kommen würde. Wären diese am Meer gesessen, „so wär America nicht so lang unbesucht geblieben. „Denn ihr Lobbegierde hätte dahin gestellt u. s. w.“

Dieses Gedicht ist ganz ernsthaft und man trift nicht einen schmutzigen Einfall an, an welchen sonst der Verfasser (freylich nach dem herrschenden Zeitgenius) nicht wenig Gefallen gehabt hat. Wenn nicht durch cynischen Ton sein Gedicht von der Flohheze befleckt wär, so dürften wirs wegen seiner übrigen Schönheiten desto freymüthiger empfehlen. Eine Ausgabe von diesem Gedichte erschien zu Straßburg im J. 1577. bey Bernard Jobin. Aus der Vorrede sieht man, daß dieses Werkgen zu verschiedenen malen edirt worden. Der Verfasser rühmt sich folgender massen:

Solch Gunst daraus ich merken kann
Weil jedermann dis Buch will han,
Vnd hat so groß Authorität,
Daß es gleich beym Katechismo steht.
Ich rieth in, daß sie's liessen binden
Gleich an ihre Bettbüchlin hinten
Oder an Albert Magni Buch;
Denn schönes Tuch, das ziert ein Bruch u. s. f.

Der Floh klagt pathetisch:

Ich seh keim ehrlich Floh meh gleich,
Ich bin ain lebend Todenleich,
Das macht ein unzart Frauenbild,
Die wol heißt ein hart rauhes Wild;
Wiewols ein linden Pelz trägt an,
Thut sie kein lindes Herz doch han.

Dann ich mich selber nun erbarm,
Daß ich hab kein ganz Bein noch Arm.
O Jupiter, wie kannst zusehn,
Solch Vnbillichait geschehn?
Ich thu je dis, dazu mich schufft,
Vnd pähr mich, wie du mich berufft,
Etwan mit ainem Tröpflin Pluts,
Und thus nicht, wie man maint, zu Trutz:
Sonst müßt zu Trutz der Mensch der Erden
Sie so zerackern mit den Pferden,
Vnd müßt zum Truz dem Schaf es bschären,
Dem Baum zu Läyd die Frucht verzeren:
Dazu die Menschen Nain doch sagen,
Welches doch oft nicht zu will tragen,
Wenn sie es prauchen überflüßig,
Dan hiezu sind die Gschöpf verdrüßig,
Vnd der meh dann er bedarf, sammelt,
Da neben ihm noch Mancher mangelt,
Der nimpt dem Gschöpf je vil meh ab,
Dann ihm Gott und die Natur gab.
Ich aber trink nicht überflüßig;
Dann Ueberfluß treibt nur der Müßig:
Ich aber kann nicht müßig seyn,
Weil ich mit Müh erlang das mein.
Es sollten alle Flöh forthin,
Zulaid diesen Flöhhenkerin,
Den Jovem beten um ein Angel,
Daß sie einbrächten ihren Mangel,

Ja einem treispitzigen Spiß,
Den man biß an das Heft jn stiß;
Ja, daß der fromme Jupiter
Mit seinem Stral schieß in sie her,
Vnd lernt sie solch Mutwill üben
An Gschöpfen, die nieman betrüben:
Aber wie ainer schrieb ainmal,
Es sind gar theur by im die Stral,
Weil alt ist worden der Vulcan,
Das er nit wol meh schmiden kann:
Oder die Stral sind by jm wert,
Daß er nicht um ain jede Bschwerd
Sein Stral so liderlich verwaget,
Gleichwie man von Sanct Peter saget,
Der, als er Herrgott war ein Tag.
Und Garn sah stählen aine Magd,
Wurf er jr gleich ein Stul zum Schopf,
Erwis also sin Peterskopf:
Häts solchergstalt er lang getriben,
Es wär kein Stul im Himmel bliben:
Also sollt Jupiter so oft,
Als man verdient, daß er uns straft,
Seine Stral vff vns schiessen los,
Er hätt schon längest kein Geschoß.
Doch soll drum kainer sicher seyn;
Ain langsam Pein ist lange Pein:
Welches auch Ihr Flöhmörderin
Wol führen möcht zu Herz und Sinn.

Zevs

Zevs, warum hast mich also gmacht,
Dem Weibsvolk nur zur Opferschlacht,
Oder warum hast also gschaffen
Die Weiber, daß sie uns nur straffen?
Entweder es sollten seyn kain Flöh
Oder kain Wyb sollt werden meh,
Dieweil sich die Beyd nie vertragen;
Es muß ainmal ains lan den Kragen.

In diesem Klageton erzält der Floh einer Mücke den ganzen Lebenslauf und alle ausgestandenen Abentheuer. Hernach folgt die Verantwortung der Weiber und endlich zu deren Gunsten das Urteil. In einem Anhange kommen vor Flöhlieder und Flöhschlacht. *

* Auf der Zürcherschen Stadtbibliothek befindt sich in einem alten Quartbande Miscellanien No. XVIII. 109. ein poßierliches, macaronisches Gedicht, unter der Aufschrift: Floia, Cortum versicale, de Flois schwartibus, illis Deiriculis, (d. i. Thiergen) quæ omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras &c. behuppere & Spitzibus suis schnallis steckere & bitere solent, Autore Gripholdo Knickknackio &c. Floilandia. Anno 1594. Vermuthlich daß zu diesem poetischen Spiele unsers Fischarts Flöhheze Veranlassung gegeben: Nur folgende Stellen zur Probe:

Von gleichem Verfaſſer ſind auch die Schwalben- und Spatzenheze, das Gauchlob, der Rathſchlag von Erweitung der Hölle, die Hoffuppe u. a. Von demſelben ſah ich auch verſchiedene Schriften in Proſa, z. B. „Podagrammiſch Troſtbüchlein. Inn-

---

Sunt variæ plagæ, quibus ob ſua Súnda ſuamque
Ob Mutwillitiam ſtrafit Menrospue Fruasque
Ipſe Deus, Cœlum & Sternas, qui fecit & Erdam,
Hunc fleckit Stangus lôpit Dulhundus in illum,
Et bitit in liuuum, ut cogatur fundere Geiſtum.
Aſt alium Wolfus fretit, Berusque toritit,
Hic heffit multos luſos, & tempore nullo
Fredam heffit, lôpunt per Kleidros valdeque bitunt.
At reliquos inter Deiros (Thiere) non boſior ulla eſt
Nec magis anfechtit Minſchos illisque moleſtas
Erregit plagas, quam ſwartea turba floorum.
Non illis ſatis eſt finſtri ſub tempore nachti
Steckere & Scuto Meudos upwekkere Schlapo,
Sed quoque ſub Tago perkrupunt undique Kleidros,

» haltend zwo artlicher Schuzreden von herrlicher
» Ankonft, Geſchlecht, Hofhaltung, Nuzbarkeit vnd
» tiefgeſuchtem Lob des Hochgeehrten, Gliedermäch-
» tigen vnd zarten Fräuleins Podagra. Vom J.
» 1577. " In einer Vorrede in Reimen bittet er

Nunc huc nunc illuc huppentes ———
Et quod verwundrunt omnes, non ullus in
Erda
Lefit Deiriculus, non ullus in Aëre ſchwebit,
Qui tam magnanimus, tam ſit quoque Keu-
nus, ut unus
Exiguusque Floos: non furchtitat ille poten-
tes
Kerlos, non Bapſti Crona verſcrikit ab ipſa
Bokum perkrupit ſanctum lopitque behende,
Donec beroeret blotum cum ſchnaflide livum
Cogit ut hinc Babſtus flotos, cruzumque ſa-
cratum
Werpere de manibus Deirumque fugare bi-
tentem.
Non furchtit Keyſros, non Reges, non Pa-
triarchas.
O te felicem Floe, ſie Vortelia noſſes,
Inque rauchis Pelzis tantum, ſtoltisque wo-
neres
Kleidris, in warmis Hoſis, ſic tutior eſſes,
Quam ſi Bedleris miſeris miſer ipſe anhengis.

das Podagra, daß es seiner als eines armen Poeten verschone:

Ich spür genug an meiner Armut
Daß mir das Essen schmakt on Wermut:
Es nisten vielmeh zu Poeten
Die Spinnen als Pelz von Zibeten.
Es giebt ein Glanz dem Lorbeerkranz,
Wenn ihn ein Spinnweb fein umschanzt
Vnd wie ein Hebhäuw hält zusammen;
Denn solches bedeut ein alten Namen.
Darum han Spinnen und Poeten
Ain Göttinn Palladen vonnöten.
Wolan, liebes Podagra, so schon,
Man würd nun an dein Arbeit gon,
Schon mir der Finger, wie die Fechter,
Vnd tref ain andern dest rechter:
Befehl deim Vater Bacho mich:
Jedoch, bey Leib, begehr nicht ich
Daß er mein Schwäher werden thu,
Denn ich bin ihm zu schlecht dazu.
Er findt noch viel mit grosser Summ,
Die siner Sipschaft han groß Ruhm.

Von eben diesem Verfasser hat man deutsche Uebersetzungen aus Plutarch, Erasmus und Guevara, unter der Aufschrift: „Das philosophisch „Ehezuchtbüchlin oder die vernunftgemässe, natur„gescheide Ehezucht, sampt der Kinderzucht, ge„druckt zu Straßburg bey Bernhard Jobin, im

„ J. 1591.“ Wenn die Ausgabe von diesem Jahr die erste, und wenn sie bey Lebzeiten des Verfassers besorgt ist, so kann der Verfasser nicht Fischart von Frankfurt seyn. Dieser Fischart starb schon im J. 1581. Wer er auch seyn mag, immer ist sein Büchelgen fruchtbar an pouplärer Weisheit des Lebens. Aus der Vorrede sehn wir, daß man in diesem Zeitalter das Uebersetzen der Klaßiker als Beförderung der Barbarey ansah. Lebhaft eyfert der Herausgeber gegen diese Verläumdung. Den Feinden guter Uebersetzungen, sagt er, liegt nur daran, „ daß sie „ in Vermummung frembder sprach vnd red vor „ andern etwas mehr geachtet seyn; dieweil sie frey „ sprechen: Was gemein, wird schlechtlich, das „ werd gemeynlich verächtlich. So hör ich wol, „ es liegt ihnen nur daran, daß der Einäugig „ unter den Blinden der König bleibe. Ist ihnen „ denn ihr eygen Ehr mehr angelegen, dann der „ gemeine Nuz? Verplendet sie also der Neid, daß „ da sie den Bronnen der Hauptsprachen besizen vnd „ aus der Quell der Kunst trinken, sie noch andern „ die Bächlein davon vergönnen? — Deßhalben „ so laßt uns nicht mehr in Zierung des Vaterlandes so vnachtsam seyn, daß wir mehr fremde „ als vnsere eigene Aecker baweten, vnd es mit lie„ derlichen Stroen Hüttlein entstelleten: sonder „ laßt unser jeden forthin nach Vermögen neben „ den griechischen und römischen Palläsien auch vn-

„ fere die Zeither vngeachtete Häuser stattlich auf-
„ bawen, ja so viel möglich demselben zubawen:
„ so werden wir erfahren, daß Gott, der in allen
„ Sprachen will gelobt seyn, auch in vnserer Spra-
„ che wird Wunder würken: wie er dann allbereyt
„ mit der Theology hat erwisen: kann er das in
„ einem, so kann ers auch in mehrerm. "

Noch gehört unserm Fischart der verdeutschte Bienenkorb des Philipp von Marnix, wie Leßing in den Litteraturbriefen, Br. XVI. ausdrücklich versichert.

Burkard Waldis.*

Sein Daseyn fällt in das XVIte Jahrhundert. Von seiner Abkunft weiß man nichts. Aus den Verzeichnissen alter Liederdichter sieht man, daß er

* S. Freyherrn von Gemmingen poetische und prosaische Schriften, wie auch Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier, von Zachariä, herausgegeben von Eschenburg. Braunschweig 1777.

ein Geistlicher gewesen, der von der katholischen Kirche zu der protestantischen übergegangen. Von seiner Belesenheit in den alten Autoren findt man in seinen Fabeln häufige Spuren. Vornemlich scheint Ovid sein Lieblingsdichter gewesen zu seyn. Einen grossen Theil des Lebens muß er auf Reisen zugebracht haben. In Italien, besonders in Rom hielt er sich lang auf. Seine Reise nach Rom beschreibt er in der XXIVsten Fabel des IVten Buches in folgenden Reimen:

Einsmals gedacht zu werden from,
Und zoh aus Deutschland hin nach Rom.
Doch ward ich auf der Reis nicht bider,
Trug Zwiebeln hin, bracht Knoblauch wider.
Denn das ist je ein alte Weis,
Wie jeder solches selbst schon weiß.
Wer da gewest, darf mans nit sagen,
Zu Rom holt man ein bösen Magen,
Ein leeren Seckel, bös Gewissen,
Und wird gar oft ums Geld be ——.
Da gieng ich in das deutsche Haus,
Und fodert den Patron heraus;
Ein jung Gesell kam aushergan,
Und sah mich an der Thüre stahn,
Grüßt mich, und bald fragen begunnt,
Wie es in deutschen Landen stund.

Ich thät ihm Bricht von allen Sachen,
Und gunten * weiter Kundschaft machen.
Zuletzt gab sich zuerkennen mir,
Wie daß er einer von Honstein wär;
Waren beyd alte Schulgesellen;
Da thät er sich ganz freundlich stellen.
Wie ich mein Sach hät ausgericht,
Sprach er: Heut wollen wir scheiden nicht.
Führt mich und mein Geselln nit fern
Am Campofior in ein Tabern;
Um Zeigers Acht am Morgen früh
Ohngefehr kam noch ein Gsell dazu,
Ein Preuß, so ich mich recht bedenk,
Der hieß Achaci von der Trenk.
Er ließ bald Speiß und Trank auftragen,
Und nach dem besten Cursa fragen.
Wir sezten uns; ich schmeckt den Wein,
Bald kamen auch zween Mönch herein,
Und sprachen: Von Profaz, Mißier,
Möchten wir ein Julia oder vier
Verzehren in eur Companey?
Achaci sprach: Setzt Euch herbey!
Zwey Weiber folgten auf den beyden,
Welche die Mönche hätten bescheiden;
Die setztens bey an die Seiten,
Wie sichs gebürt ehlichen Leuten.

---

* gunten, begunten, d. i. begannen, fingen an.

Zulezt gunt sie der Wein zu bwegen,
Der alte Adam wollt sich regen,
Und sah so vil der groben Possen,
Daß ich zulezt ward gar verdrossen.
Gedacht: Es ist allhie zu Rom
Da sollten ja die Leut seyn fromm;
Die sollten ja dasselb nit thon,
Han vor den Leuten keine Scheu,
Und sprach: Nun will ich auf mein Treu!
Hingehn, und lassens so geschehn,
Ich mag die Schand nicht länger sehn,
An ihrer Sünd kein Theil nit han!
Da antwort mir ein Edelmann,
Der mich daselben hät geladen,
Sprach: Sitzt! Es ist Euch ohne Schaden.
Wo Ihr wollt bleiben lang zu Rom,
Müßt Euch nit stellen allzufromm,
Und euer Ehr so sehr nicht schonen;
Ihr müßt des Landes Weis gewohnen.
Habt Ihr Euer Tag von Rom nit ghort
Wie man sagt im gemeinen Sprichwort:
Daß eim zu Rom kein Sünd nit schad,
Allein so er kein Geld mehr hat;
Das ist die allergröste Sünd,
Welche nit der Pabst vergeben künt.

Waldis ist indeß nicht nur in Italien gewesen,
sondern auch, der Himmel weiß durch welchen Zu-

fall bis nach Portugal verschlagen worden. In der XVIIIten Fabel des IIten Buches sagt er:

Man bringt Mohren aus Africa,
Verkauft sie in Hispania,
In Italien überall.
Zu Lissabon in Portugall,
Da bringt man nacket Frau und Mann,
Wie ichs daselbst gesehen han.

In Holland und Deutschland scheint er beynahe in allen Gegenden herumgeschweift zu haben, wie man aus einer Menge Stellen in seinen Fabeln darthun könnte. Man sieht, daß er bey den damaligen Religionsstreitigkeiten und Verbesserungen mit gebraucht worden. In der XVIIIten Fabel des IV. Buchs erzählt er folgendes:

Campegius der Cardinal,
Zu diesen Zeiten ist bekannt,
Das macht, daß er so oft gesandt
Vom Pabst in vieln Legation,
Die er an Kayser und Fürsten thon.
Zu Nürnberg ich einsten vor ihm stund
Samt andern, da man handeln gunt
Von einer Reformation
Der Kirchen und Religion.
Einer hub an ohnalsgefehr
Und sagt: Wie daß viel besser wär,
Daß die Pfaffen Ehfrauen hätten,
So würd viel Aergerniß vermitten,

Zoh an viel Umständ und Ursachen,
Davon der Cardinal ward lachen,
Denn man die Wahlen * gewöhnlich findt;
Daß sie allsammen so gesinnt;
Der edeln Deutschen mannlich That
Belachen und ihrn guten Rath;
Und schelten uns für Ebriaken.

Zu Riga in Liefland muß er sich verschiedene Jahre aufgehalten haben. Die LIXste Fabel des IVten Buches scheint eine Abschilderung der Stadt Riga zu seyn. Daselbst hatte Waldis sich viel Gönner und Freunde erworben. Auch eignete er seinen deutschen Aesop dem damaligen Bürgermeister dieser Stadt, Johann Butten, zu. In der Zuschrift beklagt er sich, daß ihn vielerley Unfälle und Leibesgebrechen an der Vollendung seines Werkes so lang aufgehalten. Daß seine Glücksumstände nicht immer die besten gewesen, sieht man auch aus folgender Stelle in der LXXVIIIsten Fabel des IVten Buchs:

Wenn einm das Glück freundlich zulacht
Mit dem ein jeder Freundschaft macht;
Wenn aber s'Glück gewinnt den Sturz,
Zuhand wird alle Freundschaft kurz,
Und der mit Freunden war umringt,
Um den sich izt kein Freund mehr dringt.

---

* Welschen, Italiäner.

Solch Untreu und solch elend Wesen
Hab ich viel von den Alten gelesen,
Welchs izt wird auf ein Haufen gar
Mit Schaden an mir selber wahr.

Auch aus Riga ward er endlich vertrieben. * In seinen letzten Jahren hielt er sich zu Allendorf an der Werra im Heßischen auf; von da aus ist seine Zueignungsschrift unterm 12. Febr. 1548. datirt. Eine spätere Ausgabe seiner Fabeln hat man unter folgender Aufschrift: „Esopus, ganz neu „gemacht und in Reimen gefaßt. Mit sammt hun„dert neuer Fabeln, vormals im Druk nicht ge„sehn noch ausgegangen. Durch Burkardum Wal„dis. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn 1584.“ Die Fabeln sind in vier Bücher abgetheilt, und jedes Buch enthält hundert Fabeln. Die Erfindungen sind grossentheils aus den äsopischen Fabeln genommen; sehr viele und vornemlich die hundert im vierten Buche hat der Dichter aus andern Quellen geschöpft; manche mag auch von seiner eigenen Erfindung seyn. Einige seiner Erzählungen haben gleichen Stof mit den Erzählungen des la Fontaine. Gellert wirft unserm Waldis nicht ohne Grund eine etwas zu weitläuftige Art der Erzählung vor, und dem Freyherrn von Gemmingen gefallen seine langen

* S. Kelch in seiner liefländischen Geschichte, s. 169, 170.

Moralen nicht: Allein wie wenig war der Geschmak nicht dazumal gebildet! Wenn uns die Geschwäzigkeit unsers Waldis und seiner Thiere interessirt, so geschieht es, weil wir darin eine ausserordentlich treue und lebhafte Abschilderung der damaligen Lebensart sehn. Man findt in Waldis Fabeln eine Menge satyrischer Züge wider die römische Klerisey, und die beissendsten Spöttereyen über die vorgebliche Keuschheit der Mönche und Nonnen. Die Wahl des Ausdrucks und die Sorgfalt für den Wolstand sind bey unserm Dichter nicht eben sehr strenge. Dies ist der Charakter seines Zeitalters. Waldis glaubte recht züchtig geschrieben zu haben. Ausdrücklich sagt er in der Vorrede: „Ich habe dies „Werk nit den Gelehrten, und die es besser kön„nen; sondern der lieben Jugend, Knaben und „Jungfrauen zu Dienste und Förderung lassen aus„gehn, und fast an allen Enden dermassen zuge„sehn, daß ich ihnen hiermit zur Besserung dienen „möchte, und die zarten und keuschen Ohren der „lieben Jugend sich an meinem Schreiben nicht zu „ärgern hätten.“ Die zarten keuschen Ohren der lieben Jugend müssen dazumal anderst beschaffen gewesen seyn; jetzt könnte ihr eine ziemliche Anzal von Waldis Erzählungen nicht wol vorgelegt werden.

Hier einige Proben von Burkard Waldis Manier:

I. B. 39. F.

Vom Walde vnd einem Bawren.

Vor Zeiten als die Bäume redten,
Wie auch daſelbs die Steine theten,
Ein Bawr gegangen kam in Waldt,
Vnd grüßt die Bäume mannigfalt,
Bat ſie, im wollten geben ſelb
Zu ſeiner Axt ein newes Helb :*
Da antworten die Bäume, ja,
Such dir ſelb eins hie oder da.
Da fand der Bawr ein Aeſchenholz,
War zäh und grad gleich einem Bolz.
Als er's hätt in die Axt geſchnitten,
Zu Maß mit Nägeln hinternieten,
Er hieb ab mit ſeiner Axt bald
All Bäum nach einander im Waldt.
Da war den Bäumen ſämplich layd
Jr begangene Leichtfertigkeit,
Daß ſie dem Bawrn die Axt geſtellt,
Daß ers damit zu Boden gefällt.
Mancher iſt, wenn im gut geſchicht,
Undankbar, wie man täglich ſicht,

---

* Helb, Handhabe. Schilteri Gloſſar. ſ. 418. Halp, Manubrium. Vielleicht iſt das Wort Hellebarte aus Helb und Barte (Beil) zuſammengeſetzt.

Ja braucht das Gut auch wider den,
Von dem es im zu gut geschehn.

L. 70.

Von der Ameyssen.

In Sommershitz bey warmer Sonnen
Ein Ameys kam zum kühlen Brunnen,
Der lag dort unter einer Aeschen,
Iren übergrossen Durst zu leschen.
Wie sichs bucket, fiels nach der Schwer
In Brunnen da; on als gefer
Saß auf demselben Baum ein Taub,
Die nistet droben in dem Laub,
Mit iren Füssen sie da fast,
Und bricht vom selben Baum ein Ast,
Der fiel hinab vom Brunnen bald,
Darauf die Ameys sucht Enthalt,
Sie kroch heraus, behielt das Leben.
Indem sichs weiter thät begeben,
Ein Vogler kam, stellt nach der Tauben,
Daß er im Waldt möcht Vögel rauben.
Mit Fleiß trachtet der Tauben nach
Mit Stricken an dem Baume hoch.
Die Ameys ward desselben gwar,
In Schuh kroch sie dem Vogler dar,
Biß in, daß er die Schuh auszohe,
Indem die Taub von dannen flohe.

Es lehrt uns dieſe Ameis klein,
Daß wir all ſollen dankbar ſeyn,
Denen, die uns han guts gethan u. ſ. w.

II. 81.

Vom Wachß.

Das Wachß erſeufzet einſt vnd ſprach,
Ach, daß mir je ſo leid geſchach,
Ich bin meins Lebens überdrüßig,
Daß ich ſo weich, ſchmeidig vnd flüßig,
Mußt leiden, daß man mich zerſtückt,
Vnd alles, was man in mich drückt,
Vnd thu doch jedem wol behagen,
Von viel Byn zuſammentragen,
Wil ſchaffen, daß ich auch hart werd,
Es werden doch von weicher Erd
Die Ziegelſtein, vnd hart gebacken
Jm heiſſen Ofen, wie die Wacken.
Ich will mich auch in ſolcher maſſen
Jm heiſſen Ofen herten laſſen
Daß ich mag weren tauſent Jar,
Da es n'ein kam, verſchmalz es gar.
Ein Ding iſt fehrlich anzuheben,
Wo die Natur thut widerſtreben.

III. 12.

Vom Fuchß und Hasen.

Der Fuchß ward gjagt von einem Hund,
Daß er jm nit entlaufen kunnt,
Wie er das Spiel verloren sach,
Kehrt sich um und zum Hunde sprach:
Was ists, daß mich so emsig iagst,
Vnd mit Verfolgung feindlich plagst,
Weil doch mein Fleisch ist gar unäß,
Es ist kein Bawr so grob, der's fräß.
Dein Lust lieber am Hasen büß,
Deß Fleisch ist aus der Massen süß,
Der da leit in der kleinen Hecken,
Thut baß denn alle Wildpret schmecken.
Der Hund verließ von Stund den Fuchß,
Kehrt sich um nach dem Hasen fuchß.
Das hört der Has und lief davon,
Daß er dem Hunde kaum entrann.
Er kam zum Fuchs vnd sah gar sawr,
Schalt jn ein vntrewen Nachbawr,
Daß er jn so verraten hett;
Er sprach: Jch hab dein bests geredt,
Und wirt mit Vndank mir vergolten.
Wie denn, wenn ich dich hätt gescholten,
So sollstu mich gar schäl angienen;
Es ist kein Dank mehr zu verdienen.

Vil Leut haben solch füchßisch Gmüt,
Daß sie wol unterm Schein der Güt,
Wenn sie ein auch aufs höchste preisen,
Ein Füchßisch Schelmenstück beweisen.

IV. 2.

Vom Fuchß und dem Hahnen.

— — — — — —

Es saß ein Han auf einem Baum
Hoch, daß der Fuchß ihn sahn kaum,
Mit dreyen hübschen, feißten Hennen,
Die sich gemestet in der Tennen,
Vnd sassen hoch auf einer Eychen,
Daß sie der Fuchß nit mocht erreichen.
Er dacht, was soll ich immer thun?
Ich äß so gern einst von eim Hun.

— — — — — — —

Er sprach, botz lieber Ohm, Herr Henning,
Ich hett verwett ein alten Pfenning,
Daß ich Euch hie nit finden sollt.
Jedoch wenn Ihr mich hören wollt,
Will Euch erzäln selzam Geschicht,
Die nit aus meinem Ghirn erdicht

— — — — — — —

Ernstlich wills han gehalten Gott
Haben, gleichwie die zehn Gebott.

— — — — — — —

Er nahet sich zum Baume baß,
Und setzt sich nieder in das Graß,
Er leckt das Maul vnd räuspert sich,
Vnd sprach: Herr Henning, hört doch mich,
Hört zu mit euern Schwestern fleißig,
In diesem Jar sieben und dreyßig
Hat der Bapst in Italia
In der schönen Stadt Mantua
Ein gemein Concili betracht,
Viel Herren da zusammen bracht,

— — — — — — —

Vnd haben all eintrechtiglich
Beschlossen, daß soll ewiglich
Ratum, Decretum, Firmiter
Et Irrefragabiliter.
Dieß aber habens decernieret,
Mit Brief vnd Siegel confirmiret:
Nachdem vor vielen alten Zeiten
Kein Gewohnheit war bey den Leuten,
Daß sie pflegen Fleisch zu essen,
Und dorft sich deß niemand vermessen,
Bis daß bey Noah nach der Sündflut
Von Gott ward angesehn für gut,
Den Menschen Fleisch erlaubet hat,
Daraus erfolgt grosser Vnrath;
Denn davon Leyd vnd Mord ist kommen,
Viel Thier daraus Ursach genommen,

Daß sie einander han gefressen
Vnd aller Zucht vnd Ehr vergessen,
Vnd sprach, ist es den Menschen frey,
Warum sollts uns verboten seyn?
Nun muß in diesen lezten Tagen
Die Sach gestillt werden vnd vertragen.
All Neid vnd Haß auf dieser Erd
Bey allen Thiern vergessen werd,
Darum hat der Bapst on allen Hel,
Vielleicht aus göttlichem Befel,
Mit weisem Rath vnd klugen Sinn
Entlich die Sachen bracht dahin,
Ein jedes Thier sich solches massen,
Das Ander vngefressen lassen,
Laub und Gras sollen sie geniessen
Vnd damit iren Hunger büssen.
Allein der Fisch im Wasser sey
Menschen vnd Thieren zu essen frey,
Und sind derhalben frey gegeben,
Denn all Thier verloren das Leben
In der Sündflut, wie's steht geschrieben,
Da sein die Fisch lebendig blieben.
Drumb hats Gott also verschaft,
Daß sie auch würden einst gestraft.
Vnd dieß herrlich new Edict
Reichlich begiftet vnd gespikt
Mit Brief und Siegel stark muniert,
Mit Privilegen hoch geziert,

Mag billig genennt werden zwar
Das recht gülden Jubeljar,
Ist auch schriftlich in Druck gestellt,
Darnach ein jedes Thier sich hält.
— — — — — — —
So ists nun allenthalben Frid,
Drum steigt herab vnd förcht Euch nid,
Nimb deine Schwestern all mit dir,
Dörft Euch besorgen nit vor mir.
— — — — — — —
Da sprach der Han: Es nimpt mich Wunder
Solch geschwind Verenderung jezunder.
Doch will ich glauben deinem Wort,
Harr, ich komm jezund also fort.
Der Fuchß ward fro, vnd sprach, nun kumb.
Da macht der Han den Hals so krumb
Vnd strecket weit aus seinen Kragen,
Sahe hin ins Feld; der Fuchs gunt fragen
Vnd sprach, sag an, wonach sichstu?
Komb, ich bleib nicht lenger nu.
Der Han sprach: Will dirs wol verkunden,
Dort kompt ein Jäger mit zween Hunden,
Den man den Brief auch lesen soll,
Sie seyn beyd fromm, ich kenn sie wol,
Daß sie auch wissen von den Sachen
Vnd gleich mit vns sich frölich machen.
Da fragt der Fuchß: Seyn sie noch ferr?
Nein, sprach der Han, sie ziehn daher.

Da sprach der Fuchs: Ich gehe davon,
Wiltu folgen, das magstu thun.
Da sprach der Han: Wie so, ists Frid,
So hastu dich zu bsorgen nid.
Er sprach: Ob sie's noch nit vernommen,
Liessen mich nit zur Antwort kommen,
Vnd mich so eilend überfielen,
Will lieber das Gewisse spielen,
Und mich hindurch die Hecken drengen;
Ein ander mag in Zeitung brengen.

So weit der Fuchs in dieser Fabel aus dem thierischen Character heraustrit, so genau beobachtet er seinen Character als Schlaukopf.

IV. 14.

In dieser Erzählung beichtet ein Schulz seinem Pfarrer, daß er des Nachbars Weib gerne gesehn, aber dennoch nie berührt habe. Das ist eben so arg, sagte der Pfarrer, als wirklicher Ehebruch. Wille gilt so viel als Werk. Doch ich spreche dich los, nur erwart ich zur Erkenntlichkeit auf nächsten Palmtag einen grossen Karpfen. Der Schulz trägt den Fisch in die Kirche. Herr Pastor, hier ist mein Gelübde! Bringts meiner Kellerin, sprach dieser. Anstatt dessen kehrt der Schulz mit dem Fische nach Haus und verzehrt ihn selbst. Der Pfarrer wirft ihm hernach seinen Betrug vor. Ey, lieber Herr, antwortete er: Haben Sie nicht den Karpfen in

der Kirche gesehn? Begierd und Wille gelten ja so viel als die That selbst. — Die gleiche Erzälung findt man bey la Fontaine unter der Aufschrift: Le cas de conscience. Auch hat schon Waldis die Erzälung des französischen Dichters von einer Aebtißin, die in der Ueberraschung bey Nacht, des Priors Beinkleider anstatt des Schleyers aufsetzt, und so Convent hält. Im IV. B. 76. F. kömmt bey dem Deutschen gleichfalls des la Fontaine Cocu battu & content vor. Vermuthlich ist sie bey beyden aus dem Italiänischen entlehnt.

Von Waldis hat man sonst auch noch eine Ausgabe von Pfinzings Theurdank, mit beträchtlichen Abänderungen und Zusätzen, nebst den Davidischen Psalmen, die er im J. 1553. zu Straßburg unter folgender Aufschrift herausgab: Der Psalter in newe Gesangsweise und künstliche Reime gebracht durch B. W.

Georg Rollenhagen.

Ein Schulmann aus der Mittelmark von Bernau, geboren den 22. Aprill im J. 1542. In der Jugend lief er Gefahr, von einem Wolfe gefressen zu werden. Er studirte zu Brenzlau, Mannsfeld, Magdeburg, Wittenberg, und nur kümmerlich erwarb er den Unterhalt. Im J. 1563. war er Rector zu Halberstadt. Im J. 1565. begab er sich wieder nach Wittemberg. Nach erhaltener Magisterwürde ging er nach Braunschweig und Goßlar. Im J. 1567. wurde er Prorector, im J. 1573. Stiftsprediger, im J. 1575. Rector zu Magdeburg. Mit zwey Weibern zeugte er zwölf Kinder, unter denen einige zu gelehrten Männern anwuchsen. Manchen vortheilhaftern Beruf schlug er aus. Immer sah er sich von Krankheiten geplaget. Unter sein Bildniß setzte er folgende Verse:

Ingenio facilis, morbosus corpore, pauper,
Sacra docens pueros, invidiamque ferens,
Agnosco properæ toleranda pericula mortis,
Quid faciam? Credam, Christe benigne, tibi.

Er pflegte zu sagen: Curis ad preces compellor, & precibus curas depello. Sonst war er von aufgeräumtem Gemüthe. Er starb im J. 1609.

im sieben und sechzigsten Jahre. Von seinen Schriften erwähnen wir folgende:

Pædia, quo pacto Scholastica juventus sine tædio, sine multo labore ad eruditionem manuduci possit.

De studiis recte instituendis scholastica admonitio pro iis, qui in Schola magdeburgensi primam classem occupant, von Jacob Sommerfeld unter eignem Namen im J. 1600. edirt.

Vier Bücher wunderbarlicher, unerhörter und unglaublicher Reisen Alexandri M. Plinii secundi, Luciani und S. Brandani, durch die Luft, Wasser, Land, Hölle, Paradieß und den Himmel. Im J. 1682. auch holländisch zu Amsterdam in 4to ediert.

Wahrhafte Lügen von geistlichen und natürlichen Dingen, die sein Sohn Gabriel herausgab.

Astrologia judiciaria, S. Genethliacum, daran David Origanus ein Plagium beging.

Auser verschiedenen Lustspielen, Gedichten u. s. w. schrieb er auch eine Fabelepopee, unter der Aufschrift: „Froschmeuseler, der Frösch und Meuse „ wunderbare Hofhaltunge. Der frölichen auch „ zur Weysheit vnd Regimenten erzogenen Jugend „ zu anmuthigen, aber sehr nutzlichen Leer aus den „ alten vnd Reymdichtern, vnd insonderheit aus „ der Naturkundiger, von vieler zahmer und wil„ der Thiere Name vnd Eigenschaft Bericht. In

„ dreyen Büchern.“ Diese Batrachomyomachia edirte er unter dem Namen Marx Hupfinsholz von Mäusebvch, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser. Das Gedicht ist dem Grafen Heinrich von Ranzow gewiedmet. Meine Ausgabe ist in Octav, Magdeburg 1596. Placcius gedenkt einer frühern vom J. 1595. Eine neuere erschien zu Leipzig im J. 1730.

In der Einleitung zu der Ausgabe, die ich vor mir habe, finden wir von der Veranlasung dieses Gedichtes folgende Nachricht:

Als nämmlich der gelehre Medicus, D. Veit Ortel von Winsheim, Professor der griechischen Sprache zu Wittenberg, im J. 1566. unter anderm seinen Zuhörern die Homerische Batrachomyomachie erklärte, ward dieselbe von etlichen Studenten in das lateinische, französische und deutsche übersetzt. Unter anderm ward dem Doctor auch dieses Gedicht: Der Froschmaüsler: Zur Beurtheilung gegeben, und ungemein wohl aufgenommen. Die Rechtfertigung des comischen Tons in solcher Art Schriften will ich mit den eigenen Worten des Herausgebers anführen:

„ Vnd kömpt izt die Zeit wieder, spricht er,
„ daß man des himlischen Manna auch überdrüßig,
„ und nach Egyptischen Zwybeln und Knoblauch
„ lüstern wird, vnd fast keine Predigt hören, keine
„ Postill lesen will; die nicht aus dem Theatro vi-

„ tæ humanæ, Promptuario exemplorum vnd der-
„ gleichen Stückwerk, mit wunderlichen Historien,
„ viesirlichen Fabuln, vnd vnerhörten Gleichnußen,
„ wie ein bettler Mantel verplezt ist.

„ Ob nun wol solcher schändlicher Mißbrauch
„ der künstlichen Gedichten in der Religion nicht
„ rühmlich, so ist doch der rechte Brauch, so auf
„ Welthändel gerichtet, in keinem Wege zu schel-
„ ten. Sonderlich wenn man Historien dadurch
„ also vormahlet, das man Weisheit, Tugend und
„ gute Sitten daraus lernet. Denn der Vrsach
„ halben haben auch die alten Deütschen des Diet-
„ richs von Bern, des Hildebrands Thaten gerey-
„ met, welchen die Historien Celtam Brennum,
„ d. i. den Held Brenner nennen, denn die Deüt-
„ schen haben die Veteranos vnd alte geübte Krie-
„ ger, Helde vnd Aldemans, oder wie die Dürin-
„ ger reden Alemans, die Tyrones vnd den gemei-
„ nen Haufen Hörmänner genannt. Daraus an-
„ dere Sprachen Celtas, Alemannos vnd Germa-
„ nos gemacht. — Item deß Herzogen zu Braun-
„ schweig, Heinrich des Löwen, Historien vnd an-
„ dern mehr, sind in eitel Poetische Gedichte ver-
„ wandelt. Deßen man in Welscher und Franzö-
„ sischer Sprach noch mehr findt, vnd etwa von
„ sinnreichen vnd belesenen Leüten, so in die Klö-
„ ster verstekt, vnd dennoch vngern haben müßig
„ seyn wollen, von der Religion aber vnd wahr-

„ haften Historien aus Furcht der Tyrannen nicht
„ schreiben dürfen, gemacht worden. — Es hat
„ auch zu vnser Zeit, vnser deütscher Prophet Doc-
„ tor Martin Luther selbst etliche Fabuln verdeüt-
„ schet vnd erkläret, als im fünften Jenischen Tomo
„ zubefinden. Ja das ganze politische Hofregiment
„ und das Römische Pabstthumb ist unter dem Na-
„ men Reincken Fuchßes vberaus weißlich vnd künst-
„ lich beschrieben. Wie aber der Reinicke Fuchs,
„ also ist dis Buch auch geschrieben vnd gemeinet.
„ — Vnd wer wil einem verbieten, wie Horatius
„ schreibt, daß man auch lachend die Wahrheit
„ nicht sagen sollte. Mag derhalben wie der Mac-
„ cabeer Scribent wol also schließen, 2. B. 15. C.
„ Hette ichs lieblich gemacht, das wollte ich gerne.
„ Ists aber zu geringe, so habe ich doch gethan, so
„ viel ich vermochte. Denn allezeit Wein oder Wasser
„ trinken ist nicht lustig; sondern zu weilen Wein,
„ zu weilen Wasser trinken, das ist lustig. Also
„ ists auch lustig, so man mancherley lieset. “

Das Gedicht besteht aus drey Büchern. Das erste stellt unter Handlungen und Begebenheiten der Mäuse, Kazen und Füchse die Sitten des Hausstandes vor. Das zweyte Buch schildert das geistliche und weltliche Regiment unter der Allegorie von den Berathschlagungen der Frösche. Das dritte Buch giebt die Abbildung des Kriegeswesens in einer epischen Erzählung von dem Kriege der Frösche

und Mäuse. In dem ganzen Werk herrscht ein ungemeiner Reichtum so wol an Weltkenntniß, moralischen Caractern und Sprüchen, als auch an Bildern, Gemälden und Dichtungen. — Von der mahlerischen Manier dieses Verfassers nur ein einziges Beyspiel, gleich auf den ersten Blättern! — Die Hofstadt des Froschkönigs wird I. B. 2. C. also beschrieben:

Da Aschanes mit seinen Sachsen
Aus den Harzfelsen ist gewachsen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein springendes Brünnlein süß und kalt,
Das an dem Flakenstein herfloß,
Sich in ein großen See ergoß,
Vnd da am warmen Sonnenschein
Wäßert viel Bäum und Blümelein,
Viel Frösch und Fisch, viel Krebs und Schnecken,
Das Rohr wuchs wie die Haselstecken
Bey Narrenkolben, Schilf und Weyden
Bey Kreütern schweer zu unterscheiden,
Als obs das Schilfrohr selber wer,
Dadurch Moyses führt Gottes Heer;
Das nicht allein die Nachtigall
Da sang, das klang in Berg und Thal,
Sondern das Rohrsperling und Grasmusch
Vnd ander mehr im finstern Busch
Ihr Nest und Wohnstadt so besungen
Vnd die Stimmen gen Himmel klungen,

Das im Wasser der Widerhall
Sein Antwort gab mit Frewdenschall.
Daselbst von vielen alten Jahren
Die Frösch der Herrschaft mechtig waren,
Das Sebold Bausbach wol gedacht
Hofhielt mit königlicher Pracht,
Und der ganzen Frösch Nation
Auch unterthan was seiner Krön.

Die Ritterspiele des Fröschenadels werden gleich hernach folgender massen beschrieben:

Wie nun anfing der grüne Mey,
Wollt der König von Sorgen frey
Mit seines Hofes Dienern all
Ein Freudenspiel halten einmal,
Vnd sazt sich aus dem Sonnenschein
Besonders hin von der Gemein
Auf ein Hügel mit grünem Moß
Vberwachsen, schön, weich und loß,
Daß die Bachmünzen und Poley
Auch Schatten gnug machten dabey;
Vnd ließ für ihm seine Trabanten
Vnd die seine Herrschaft erkannten,
Sich da üben im Ritterspiel,
Da Kurzweil auch treiben gar viel,
Mit Waßertreten, Vntersinken,
Mit offnem Maul, doch nicht vertrinken,

Ein Mück in einem Sprung erwischen,
Künstlich ein rothes Würmlein fischen,
Auf gradem Fuß aufrichtig stehen
Und also einen Kampf angehen,
Einander mit Tanzen und Springen
Im grossen Vorteil über winnen.
Etlich die vnterleffs auch hiengen
In See, und fingen an zu singen
Sol fa u. s. w.

Das Spiel der Frösche wird durch Ankunft des jungen Mäusekönigs unterbrochen. Seine Abbildung ist recht nach dem Leben:

Kam aus dem Wald ein kleiner Mann
Hat ein schön weißes Pelzlein an,
Rothe Korallen um den Hals,
Ein Leibgürtel vergüldet als,
Vnd führt ein Schwenzlein als ein Schwerdt,
Trabet hereiner wie ein Pferd,
Vnd ging den andern allen für:
Denn es folgten noch andre vier
Mit aschenfarben Pelzelein
Sollten seine Trabanten sein.
Der eilet dürstig zu dem See,
Denn der Sonnehiz that ihm weh;
Vnd sprang zum Waßer ab vom Land,
Lehnet sich auf die linke Hand,
Neigt das Haupt, das sein kleiner Bart

Voll Wassers als voll Perlen ward,
Weil er jhn gar ins Waßer steckt,
Und daßelbig so geizig leckt,
Als wenns Zuker und Honig wer.
Das Zünglein wand sich in die quer,
Wischet das Näslein und den Mund
So weit es den abreichen kunt,
Vnd schmatzet wie die kleinen Kint
Wenn sie an der Mutter Brust sint.

Wenn ich die Sprache dieses Poeten und andrer aus seinem Jahrhunderte betrachte, so finde ich immer noch eine merkliche Gleichheit mit der heutigen Sprache des Pöbels und gemeiner Leute in abgelegnen Provinzen. Nur in volkreichen Städten und am Hofe ist es, daß Ausdruck, Ton und Manieren einer immer ändernden Mode nachgeben. Da vorher, wie ehmals in Griechenland, die Schriftsteller jeder in seinem besondern Dialekt schrieben, so ward nun unvermerkt durch die allgemein angenommene Bibelübersetzung und durch das herrschende Ansehn von Sachsen die sächsische Mundart Mode.

Martin Opitz
von Boberfeld.*

Opitz erblickte das Weltlicht den 23. Sept. 1597. zu Bunzlau in Schlesien. Von jeher war diese Provinz fruchtbar an guten Schriftstellern und Dichtern.** Immer mehrere erweckt der Vorgänger Vorbild und Nachruhm. — Die Mutter verlor unser Opitz sehr früh, der Vater aber lebte lange genug, um für die Erziehung des Sohnes sorgen zu können. Den Grund zu seiner Erziehung legten ein Vatersbruder, Christoph Opitz, damaliger Rector in Bunzlau, und nach ihm der Rector Seuftleben daselbst. Beyde Lehrer machten den Jüngling frühzeitig bekannt mit dem claßischen Altertum. Nachher setzte er seine Studien auf dem Gymnasium zu Breßlau

* S. Colers lat. Lobrede auf Opitz, Dr. Lindners Nachrichten von Opitzens Leben und Schriften, Zachariä auserlesene Stücke aus den besten deutschen Dichtern, Th. I. Bodmers und Trillers Ausgaben von Opitz.

** S. Andr. Sänftleben Peplus bonorum ingenior. Boleslav. Lignic. 1674. Henelius Silesiogr. renov. c. 7.

fort, bis er sich im J. 1618. auf die hohe Schule zu Frankfurt an der Oder begab. Der berühmte Rüßler, mit dem er schon zu Bunzlau genaue Freundschaft gestiftet, war auch hier sein Gefährte. Von Frankfurt gieng er nach Heidelberg, als Hofmeister bey den Söhnen des grossen Staatsmanns G. M. Lingelsheim. Nachher besuchte er Straßburg und Tübingen. Weit entfernt von der Schwärmerey einiger heutiger Kraftgenien, die alles nur aus sich selbst herausspinnen wollen, glaubte er vielmehr Kunststudien mit den Anlagen der Natur, Welt- und Menschenkenntniß mit Bücherkenntniß verbinden zu müssen.

Die Jugend verflog ihm in dem Schoosse des Friedens: nunmehr aber erhob sich der unglückliche Religionskrieg. Zur Ausweichung des Sturmes flüchtete sich Opitz im J. 1620. mit einem edeln Dänen, Hamilton, ursprünglich von schottischer Abkunft, nach Holland. Daselbst war er zwar auch Zuschauer von Religionszwisten; indessen waren sie weniger blutig als in Deutschland. Ausser andern Gelehrten besuchte er am öftersten den Heinsius, von dessen Gedichten er verschiedene, besonders auch den Lobgesang auf den Bachus verdeutschte.

Für einige Zeit blieb er mit seinem jungen Edelmann in Holstein. Daselbst verfertigte er sein Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs, schon für sich allein fähig, ihn unsterblich zu machen. Seine

Gedichte keimten nicht etwan in den Zwingbeeten gekünstelter Einbildungskraft empor; sie blühten aus dem Herzen selbst und wurden durch anschaulichen Eindruck belebt. Nicht etwan nur aus Büchern, sondern in der Natur, in der wirklichen Welt holte er die Bilder zu seinen Kriegesgemälden. Noch so sehr lobpreise man die Künste und Kunstwerke als Geburten des Friedens; gewöhnlich ohne Feuer und Leben sind sie, wie die nervenlose Geschöpfe des schläfrigen, graulockigten Hymens. Bey einzelnen Menschen, wie bey ganzen Nationen, wird nur durch Erschütterungen die angeschaffene Kraft der Trägheit besiegt. Zu gleicher Zeit blühten in Rom und Athen unter Blute des Burgerkrieges die Lorbeern des Heldenruhmes mit den olympischen Blumens des Genies.

Zwar auch bloß sitzendes und gelehrtes Daseyn in academischem Hörsal versuchte der Dichter. Im J. 1622. folgte er einem Rufe des Fürsten Gabriel Bethlem an sein neugestiftetes Gymasium zu Weissenburg in Siebenbürgen. Als Professor las er daselbst über Horaz und Seneca. Er machte den Plan zu seiner Dacia Antiqua. Aus vielen Stellen seiner Schriften sieht man, daß dieses sein Lieblingswerk war. Von demselben versprach er sich dauerhaftere Ewigkeit als von allen seinen Gedichten. Auch bey den Kindern des Geistes gilt, was man von den leiblichen bemerkt. Diejenige, die am meisten Mü-

he und Sorgen verursachen, begünstigt der Vater mit der vorzüglichsten Liebe. Wenn wir indeß in Opitzen, vereinigt einen eben so grossen Litterator als Dichter erblicken, so kann es nur unwissende Kraftmänner, es kann nur unsere bloß gebohrnen, aber nicht ausgebildeten Poetgen befremden, keineswegs denjenigen, der aus so viel glänzenden Beyspielen eines Voltaire, Haller, Milton, Wieland, Leßing und Homers selbst sich überzeugt hat, daß poetischer Geist und gelehrte Kenntnisse sich sehr wol vertragen. Für Opitzen indeß schien bloß academisches Leben, oder wenigstens der Aufenthalt in Siebenbürgen nicht lange behaglich. Ungeachtet der ausserordentlichen Gnade, womit ihn der Fürst beehrte, verließ er doch schon wieder im J. 1623. den Lehrstuhl in Weissenburg. Hiezu bewogen ihn unter anderm auch theils schwächliche Gesundheit, theils Sehnsucht nach dem Vaterland. Sehr lebhaft äussert er diese Sehnsucht in seinem Gedichte: Zlatna oder von der Ruhe des Gemüthes.

Nach der Zurückkunft wurde er im J. 1624. fürstlicher Rath bey den Herzogen von Liegnitz und Brieg. Nachher kam er nach Sachsen. Daselbst erwarb er sich die Freundschaft eines Buchners, Seußius und anderer Gelehrten. Auch genoß er vorzüglicher Gnade an dem Hofe Ludwigs von Anhaltköthen, eines grossen Beförderers der Dichtkunst. Im J. 1625. that er mit seinem Freunde,

dem Rath Kirchner eine Reise nach Wien. Hier empfahl er sich durch sein Gedicht auf das Absterben des Erzherzogs. Der Kayser krönte ihn zum Poeten und adelte ihn unter dem Namen von Boberfeld. Im J. 1626. trat er als Geheimschreiber in Dienste bey dem kaiserlichen Minister und General, Burggraf von Dohna. Durch geschickte Verwaltung der Staatsgeschäfte erwarb er sich eben so viel Ruhm als durch seine Gedichte. Auch er ist also ein Beyspiel, daß Dichtkunst und Amt nicht unverträglich sind. Er war ein Weiser in dem griechischen Sinne des Wortes. Die größten Dichter und andere Virtuosen des Altertums waren weder zu groß noch zu klein zum Dienste des Staates; sie wendeten die erworbenen Kenntnisse in der Welt an, und durch Welterfahrung vermehrten und berichtigten sie ihre Kenntnisse. Opitz besaß das unumschränkteste Zutraun seines Ministers. Auf dessen Veranlassung und Kosten that er im J. 1630. eine Reise nach Paris. Ungemein beförderte sein dasiger Aufenthalt die Ausbildung seiner Talente. In dieser Hauptstadt erhielt er die ganz besondere Freundschaft des unsterblichen Grotius. Die Tochter desselben, die ein Wunder von Verstand und Schönheit war, nahm bey dem jungen Dichter Unterricht in der deutschen Sprache. Ihr zugefallen, übersetzte er ihres Vaters Bücher von der Wahrheit der christlichen Religion. Auf alle Weise benutzte er seinen Aufenthalt

in Paris. Nicht nur erfüllte er auf das vollkommenste die Absichten des Burggrafen, auch brachte er ausserdem viel seltene Bücher, Handschriften, Münzen zurück. Wenige Jahre nach seiner Zurückkunft aus Frankreich verlor er seinen grossen Gönner, der zu Prag an einem Fieber starb. Dieser Burggraf Annibal von Dohna war in der That ein Mäcen von unserm Opitz. So gern und oft er seine besondere Geschicklichkeit in öffentlichen Angelegenheiten benutzte: so ließ er ihm doch zum Umgange der Musen noch Zeit genug übrig. In einem Lobgedicht auf diesen Beschützer drückt sich der Dichter so aus:

Du hebst mich über mich; du willst mich ganz befreyen
Von deiner Waffen Last, willst mich den Musen leihen,
Die meine Freude sind und mir in ihrer Schooß
Entbinden meinen Geist, der nachmals frey und los
In tausend Bücher geht. Du lässest mich mir machen
Ein Nest der stillen Ruh, aus dem ich kann verlachen,
Kann werfen unter mich Neid, Hochmut, Gold und Welt,
Kann schaffen, was nach Gott und dir mir selbst gefällt.

Nach dem Verluste eines solchen Beschützers hielt er sich einige Zeit in Preussen auf, beynahe dem einzigen Lande, das noch des Friedens genoß. Im J. 1636. empfahl ihn der Graf von Dönhoff dem polnischen König Uladislas, der ihn zu seinem Secretair und Geschichtschreiber ernennte. Eines von Opitzens Meisterstücken ist das Gedicht auf diesen Monarchen.

Den 20. Augstm. 1639. starb unser Dichter zu Danzig an der Pest. Er blieb unverehligt. Galanterie, wenn auch ohne Ausschweifungen, Leidenschaft für die Dichtkunst und Neigung zum Reisen und zu freyerer Lebensart erlaubten ihm nicht, die Fesseln des Ehstands zu tragen. Aus der allgemeinen Liebe und Hochachtung so vieler Grossen und Gelehrten gegen ihn schließt man, daß sein Character sehr gut und sein Umgang sehr angenehm war. Daß indeß auch Er, wie jeder grosse Mann, vom Neide verfolget gewesen, läßt sich aus einem Briefe von dem Pastor Niclaßen an Nüßlern vermuthen. Auch nach Opitzens Absterben glaubte dieser letztere sich genöthigt, seinen verewigten Namen gegen einige nachtheilige Gerüchte retten zu müssen.

Mit Recht verehrt man Opitzen als den Vater der deutschen Dichtkunst. Und noch höher steigt gegen ihn unsere Verehrung, wenn wir auf seine Zeiten und auf den damaligen Zustand der Sprache zurücksehn. Je mehr nach der Glaubensverbesse-

rung auch die deutsche Sprache dem Gottesdienste gewiedmet, je mehr das Lesen der h. Bücher auch dem Layen vergönnt ward, desto populärer ward nun nicht etwan bloß der Kanzelvortrag, sondern zum Theil auch der gelehrte und academische. Gar bald indeß verwandelte sich die Freyheit im Reden und Schreiben in zügellose Frechheit. Controversen und Religionskriege verscheuchten die Musen oder warben sie unter die Fahne finsterer Polemik. Bald warens grillenhafte Unterscheidungen, bald derbe Schimpfwörter, bald überspannte Empfindungen, welche izt von Secten ausgebrütet wurden, izt neue Secten erzeugten. Hie und da begann man gegen den Buchstaben der Reformatoren gleiche abgergläubische Ehrfurcht, wie vormals gegen die Dekretalen zu haben. Unter solchen Umständen sah man Ends des XVIten und Anfangs des XVIIten Jahrhunderts ganz den Flug des Nationalgeistes und damit zugleich den Fortgang der Sprache gehemmet. Eigentliche Gelehrsamkeit sezte man hauptsächlich in Erforschung der Alterthümer und man mußte wieder lateinisch schreiben, um Beyfall hoffen zu dürfen. Fast alle Gelehrte gaben sich lateinische Namen, oder wenigstens lateinische Endungen, und Opitz selbst nennt sich vor allen seinen deutschen Gedichten nicht anders als Martinus Opitius. Welch ein Genie, welchen Muth mußte also nicht Opitz besitzen, wenn er, durch lateinische Schriften schon

vorher in und auſſer Deutſchland berühmt, nunmehr den herrſchenden Vorurtheilen zu Troze als deutſcher Dichter auftreten durfte! Aus den lateiniſchen Zueignungsſchriften und Vorreden zu ſeinen Poeſien, und beſonders auch aus ſeiner oben angeführten Dacia antiqua ſieht man, wie ſehr er ſich ſonſt nach der damaligen Denkart in Abſicht auf die Gelehrſamkeit bequemete.

Mitten aus dem umwölkten Himmel leuchteten doch immer noch einige kleine Geſtirne. So z. B. waren zu Straßburg und Heidelberg Paul Meliſſus, Peter Danaiſus, Rudolph Wekherlin als nicht gemeine Poeten bekannt. Harsdörfer gedenkt eines Wörterbuches der deutſchen Sprache von Meliſſus. Von Danaiſus ſoll Opitz die Idee eines reinen Verſes entlehnt haben. Wekherlins Sylbenmaß war meiſtens in franzöſiſcher Manier, ohne Abwechslung der Töne. Zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges entſtand eine Gährung in dem Nationalgeiſt. Er entwickelte und bereicherte ſich in dem Umgang der Franzoſen und Wälſchen. Opitz machte ſehr viel aus Malherbe und Ronſard. Voll tiefer und ausgebreiteter Kenntniß der Natur und des Menſchen ſind ſeine Schriften, meiſtens in altclaßiſchem Geſchmacke, in reinem und kraftvollen Style. Die erſte Sammlung derſelben erſchien im J. 1624. zu Straßburg. Der Herausgeber Zinkgräf, begleitete ſie mit Gedichten ſeiner Freunde, Hamilton, Kirch-

ner, Venator und anderer. Eine vermehrte Ausgabe erschien im J. 1644. Auch in Deutschland machten es sich damals die Grossen zur Ehre, nach dem Beyspiel der Franzosen und Italiäner die Gelehrsamkeit und besonders Dichtkunst und ihre Liebhaber zu schützen.

Nicht nur durch Muster, auch durch critische Untersuchungen beförderte Opitz die Litteratur unter den Deutschen. Wie jeder Reformator, ward er Märtyrer seines Enthusiasmus. In der Zueignungsschrift seines Werkgens über die deutsche Poeterey, welches im J. 1624. zum erstenmale herauskam, sagt er, „ Ob mich wol die Widerwärtigkeit, „ die ich ohne meinen Verdienst tragen muß, öfter„ mals kaum nicht zwingt, wie Nero zu sagen, „ vellem nescire litteras: jedoch habe ich in Er„ wägung derer Ursachen, die mir etwas besseres „ rathen, und daß die Zal vieler grossen Männer, „ die mir huld sind, die wenigen Abgünstigen weit „ übertrift, zwar jezund in diesem geringen Wesen „ den Willen mit meinem schlechten Studieren et„ was zu fruchten erweisen wollen u. s. w. “ Im sechsten Capitel sagt er von der Zubereitung und Zier der Worte: „ Damit man reine reden möge, „ soll man sich befleissen dem, welches wir hoch„ deutsch nennen, besten Vermögens nachzukommen „ und nicht der Oerter Sprache, wo falsch geredet „ wird, in unsere Schriften vermischen, als da

„ sind: Es geschach, für, es geschah; er sach, für,
„ er sah; sie han, für, sie haben u. s. w. „ — So
„ stehet es auch zum heftigsten unsauber, wenn al-
„ lerley lateinische, französische, spanische und wäl-
„ sche Wörter in den Text unserer Rede geflickt
„ werden. — Neue Wörter, welches gemeiniglich
„ Epitheta und von andern Wörtern zusammenge-
„ setzt sind, zu erdenken, ist Poeten nicht allein er-
„ laubt, sondern macht auch den Gedichten, wenn
„ es mäßig geschieht, eine sonderliche Anmuthig-
„ keit. — Ein übel Aussehen haben bey uns die
„ Epitheta, wenn sie hinter ihr Substantivum ge-
„ setzt werden. — Der Pleonasmus verstellt auch
„ die Rede zuweilen nicht wenig. So wie Pansa
„ sagte: Das Kind wäre von der Mutter zehn Mo-
„ nate im Leibe getragen worden, fragte Cicero:
„ Ob andere Weiber die Kinder im Rocke trügen?
„ Doch hilft bisweilen das, was überflüßig hinzu-
„ gesetzt wird auch zu Aufmuzung der Rede. —
„ Die Anastrophe oder Verkehrung der Worte steht
„ bey uns sehr garstig; sie ist eine gewisse Anzei-
„ gung, daß die Worte in den Vers gezwungen
„ sind. Das Ansehn und die Würde der poetischen
„ Reden besteht in den Tropis und Schematibus.
„ Dieser Figuren Abtheilung allhier zu beschreiben,
„ achte ich darum unvonnöthen, weil wir im Deut-
„ schen hievon mehr nicht, als wie die Lateiner zu
„ merken haben, und also genugsamen Unterricht

„ hievon, neben den Exempeln, aus Scaligers und
„ anderer gelehrten Leuten Büchern nemmen kön-
„ nen. Dessen will ich nur erinnern, daß vor al-
„ len Dingen nöthig sey, höchste Möglichkeit zu
„ versuchen, wie man die Epitheten, an denen bis-
„ her grosser Mangel gewesen, sonderlich von den
„ Griechen und Lateinern absehn und uns zu Nutz
„ machen möge. Lezlich haben wir in unserer
„ Sprache auch dieses zu merken, daß wir nicht
„ vier oder fünf Epithete zu einem Worte sezen,
„ wie die Italiäner. "

Schon im J. 1618. hatte Opitz in lateinischer Sprache den Aristarchus, sive de contemtu linguæ teutonicæ geschrieben. In dieser Schrift eyfert er theils gegen die Verachtung der alten, classischen Litteratur, theils gegen die Vernachläßigung der Muttersprache und die Verunstaltung derselben. Die Uebersetzer der römischen und griechischen Meisterstücke vergleicht er mit den Ammen, welche den besten Saft aus den Speisen für sich behalten und den Säugling mit ihrem unreinen Speichel futtern. Von der Befleckung der Muttersprache sagt er: „ Unsere Sprache gleicht einem eckelhaften Behält-
„ hältnisse, wo gleichsam der Unrath aller andern
„ zusammenfließt. "

Der erste von den deutschen Dichtern war Opitz, der eine bestimmte Quantität der Sylben in unserer Sprach einführete. Zu dem Eigenthümlichen in

seinem Versebau gehört auch die Mannigfaltigkeit des Abschnitts und der Ruhepunkte, die er in den Alexandrinischen Vers brachte. Und zu allen diesen grammatischen und andern gelehrten Verdiensten kömmt noch sein grosses, poetisches Genie. Vorzüglich zum Lehrgedichte schien er gebohren. So bald er aus dieser seiner Sphäre herausgeht, und sich besonders in das dramatische Feld wagt, so findt man zwar noch immer poetische Spuren: Das mächtige Feuer aber, das ihn sonst begeistert, und den fliessenden, angemessenen Ausdruck, der ihm sonst so ganz eigen ist, sucht man alsdenn vergebens.

* * *

Aus Gottscheds Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, Band VII, St. XXV, No. 4. erwähnen wir noch folgender Anecdoten von Opitz: — In den Handschriften des Christian Gryphius heißt es von unserm Dichter: De Opitio quædam ex ore fratris ejus uterini, Sebastiano, accepi, qui Ravitii in Polonia Sutor est, & genio gaudet poëtico: Martinus Boleslaviæ Anno 1595, 23. Decembr.* natus &c. — Cum aliquando Lugduni versaretur, Heinsius ipsi obviam factus, & quia alter alterum

---

* Nicht ganz stimmt diese Jahrzal mit der unserigen überein.

ex effigiebus jam noverat, quæſivit Heinſius: Num ipſe eſſet Opitius? Reique veritate cognita in mutuos amplexus ruerunt. Minori fuit ſtatura; nullibi locorum ſatis diu commoratus eſt. Tandem Dantiſci vitæ ſuæ finem fecit d. 20. Aug. A. 1639. æt. 43. Diem mortis ſuæ prævidit & propterea 14. ante diebus multa manuſcripta igni tradidit.

In einem vertraulichen Briefe an Andr. Senftleben, vom 22. Octobr. 1641. ſchreibt Rüßler von ſeinem Opitz: Agnoscebat ille alter meus, ſuas in vulneribus ſuis pennas, quod vetus ille ait, & ſæpius adverſus me confeſſus eſt: A nullo ſe vitio impugnari magis, quam à libidine, cui reſtinguendæ ſingulari cura colligebat, quicquid de ea in lectione optimorum Auctorum obſervaverat. Inde Collectanea reperi de fugienda libidine.

Nach Opitzens Hinſcheid ſammelte Rüßler die Handſchriften deſſelben. Viel und oft ſchrieb er hierüber an Opitzens Vater, der damals zu Fraustadt im Elende lebte. Vom 22. Sept. 1641. ſchrieb dieſer Rüßler an Senftleben: Tandem navis ex Aſia venit, & ſenex noſter Opitius cum manuſcriptis filii & litteris tuis comparuit, quem etiam lætus lubensque ſuſcepi. Inveni in Schedis iſtis haud pauca, quibus inprimis capior: Cæterum quod Granvellanus, cum Romæ de captis ab Al-

bano, Com. Egmontio & Hornano inaudiret, Guilielmum vero Auriacum evaſiſſe hos laqueos intelligeret, dixiſſe fertur: Hoc uno non capto, nihil ab Albano captum videri; id non incommode huc etiam traxerim, qui inter manuſcripta iſta Daciam deſidero quæ uno inſtar omnium foret; & hæc ſurrepta, reliqua omnia videntur ſurrepta. Indicem inveni, qui fidem cuivis facere poterit, quantum theſaurum perdiderimus. Spem tamen Senex non nullam fecit, illum Dantiſci erui poſſe; & ille indignationem meam magis accendit, ubi de Generi, hominis agreſtiſſimi ſtupiditate mihi narravit, qui libros & manuſcripta, veſtes & ſuppellectilem reliquam vili pretio, in ipſius defuncti dedecus & ignominiam, pene quaſi ſub haſta diſtraxit & viliſſimis etiam e fece civium & mercatorum homuncionibus vendidit. Interea contenti ſimus hoc Catone, & ex iſtis opitiani naufragii tabulis etiam eruam, quæ του μακαριτου memoriam juverint. Tibi vero communicabo, quicquid placere intellexero. Sunt inter reliquas Schedas Libri conſolationem in Cimbrica Cherſoneſo ſcripti, crebris litturis inſignes, ex quibus de judicio hominis, & cur Sæpe hanc vel illam vocem aut phraſin jugularit, conjicere licet; nam verſus illos atroci Stylo effodiſſe illum apparet, etſi memini narraſſe mihi, propitia admodum Minerva natos fuiſſe. Hunc vero ille morem habe-

Bibliothek der Philos.-theol. Lehranstalt Passau

bat, ut verſus Sæpius ſub incudem revocaret & multa coërceret litura &c.

Paul Flemming.*

Eine Menge Nachahmer erzeugte Opitzens auſſerordentliches Genie. Unter ſeinen Zeitverwandten kam ihm wol keiner ſo nahe als Flemming. Er erblickte das Weltlicht den 17. Oct. 1606. zu Hartenſtein, in der Schönburgiſchen Grafſchaft im Voigtlande. Sein Vater war ein Geiſtlicher, wie man aus den Handſchriften unſers Flemmings ſehn kann, die auf der Wolfenbüttelſchen Bibliothek aufbewahrt ſind. Aus verſchiedenen Stellen ſeiner Gedichte ſieht man, daß er ſeine frühern Jahre auf der Fürſtenſchule zu Meiſſen zugebracht hat. Seine Studien ſetzte er hernach zu Leipzig fort. Seine Hauptbeſchäftigung war die Arzneykunſt. Die unaufhörlichen Kriegesunruhen, die auch Opitzen aus Deutſchland verſcheuchten, bewegten gleichfalls Flemmingen, ſich im J. 1633. nach Holſtein zu flüchten.

Der

* S. Zachariä auserleſene Stücke der beſten deutſchen Dichter, Th. II.

Der damalige Herzog zu Schleswig-Holstein, Friedrich, schickte eine feyerliche Gesandschaft an seinen Schwager den Zaar Michael Fedrowitz, und ein paar Jahre darauf, nämlich im J. 1635. eine noch zalreichere an den Schach Sefi in Persien. Flemming, der in seinem Vaterlande nichts als Verwüstung sah und als ein Jüngling von vier und zwanzig Jahren die größte Begierde hatte, fremde Länder zu sehn, stand keinen Augenblick an, diese Reisen mitzumachen. Bey der zweyten Reise wird er in des Olearius Tagebuch als Hofjunker und Truchseß angeführt. Diese Gesandschaftsreise war sehr glänzend und zalreich. Ausser den beyden Gesandten Crusius und Brüggemann, bestand sie noch aus mehr als hundert Personen. Kurz vor der Abfahrt schickte Flemming an einen seiner Freunde folgendes Abschiedsgedicht:

Germania, du läßt die Arme von mir sinken,
Dieweil du siehst, daß mir izt andre Länder winken.
Nun, Mutter, gute Nacht! Ach mache nicht so naß
Mit Thränen deinen Schooß, darin ich fröhlich saß!
Ich lasse ja bey dir den besten Theil noch bleiben;
Nimm meinen Freund in Acht, laß ihn Fortuna treiben
Zum grössern Ehrenstand, auf einen höhern Grad,
Den seiner Tugend Lob schon längst verdienet hat.
Wol dir, mein bester Freund, du bleibest noch umgeben

Mit Phöbus liebem Volk! Ich muß bey Barbarn leben!
Du liegest in dem Schooß der Liebste weich und warm:
Die Thetis fasset mich in ihren kalten Arm.
Du lässest übers Haus den Gram und Sorgen fliegen:
Ich muß mit Furchten mich auf Bretern lassen wiegen.
Dich bläset freundlich an ein zarter, rother Mund:
Auf mich stößt Wind und Sturm, bald geh ich gar zu Grund.
Jedoch der dir dieß gönnt, und dich läßt sicher schlafen,
Hat auch ein Aug auf mich! Er wird es also schaffen,
Daß mir nach dieser Zeit erschein ein solcher Tag,
Da ich mich dir, und ihm mein Opfer bringen mag.

Schon die ersten Tage der Schiffahrt waren mit Gefährlichkeiten begleitet. Nach einigen ausgestandenen Stürmen hatten die Reisende noch den 9. Nov. 1635. das Unglück, vor der Insel Hochland zu stranden. Menschen und Güter wurden gerettet und auf Booten nach Reval gebracht. Diesen Schiffbruch beschreibt Flemming in einem Doppelgesange der Satyren und Syrenen. Noch ein grösseres Gedicht machte er auf diesen Vorfall, ein Jahr

hernach den 3. October, vor Astrakan, als Olearius das Andenken dieses Schiffbruches durch eine feyerliche Rede erneuerte. Das Gedicht ist etwas gedehnt. Hie und da aber erhebt es sich durch lebhafte Bilder nach der Natur. So z. B. heißt es:

Es liegt ein hohes Land in Amphitritens Armen,
Die manches Schiffes sich hier pfleget zu erbarmen,
Das deinen Scheeren zu, o Finnland, wird gejagt,
Da sein gewisser Tod weit von ihm nach ihm fragt.
Das Land heißt, wie es liegt, hoch in die Luft gestreket,
Dem stets sein kahles Haupt mit Wolken ist bedeket;
Kalt, felsigt, truken, leer; wild, doch ohn alles Wild.
Kaum dreyer Fischer Stall; ein wahres Ebenbild
Der reichen Armut selbst. Hier waret Ihr gesonnen,
Zu sehn, was Clotho Euch würd haben abgesponnen,
Gold, oder blasses Bley. Ihr liefet willig an,
Das soll man gerne thun, was man nicht ändern kann.
Das Schiff, das obenher von Winden war zerrissen,
Ward von der Fluten Macht nun unten auch zerschmissen,
Hart an den blinden Glind. Das Rohr sprang plözlich ab.
Hier saht Ihr euern Tod, hier saht Ihr euer Grab.

Der Kiel ging morsch entzwey mit Krachen und mit
Schüttern,
Die Plancken huben an in mitten zu zersplittern;
Die See brach häufig ein, das todte Schiff ertrank.
Das leichte Gut floß weg, das schwere das versank.
Da war es hohe Zeit, sich an das Land zu machen;
Da saht für euer Heil Ihr recht den Himmel wachen!
Ihr sprunget furchtsam aus, des nahen Landes froh,
Das reiche Gut des Schiffs mag bleiben, wie und
wo,
Und wem das Glücke will. Ein Mann, der Schiff=
bruch leidet,
Schäzt nichts dem Leben gleich; thut was er den=
noch meidet,
Stürzt bloß sich in die See, faßt einen doppeln
Mut,
Bringt er nur sich davon, so hat er alles gut.

Nachdem sie zu Reval dreyzehn Wochen stille gelegen, sezten sie den 2. März 1636. die Reise fort und langten den 28. in der rußischen Hauptstadt Moskau an. Den 3. April hatten die Gesandte bey dem Zaar das erste Verhör mit vielem Geprän=ge. Sie hielten sich beynahe drey Monate in Mos=kau auf. Flemming beschrieb die Sitten der Russen in einem Gedichte, das er schon zu Groß=Neugard im J. 1634. verfertigte. Ganz ists in Opitzens Ge=schmake. Zum Beweis von dem stoischen Gleichsinne des Dichters nur folgende Stellen:

Indessen daß der Mars bey zweymal sieben Jahren
Annoch nicht grausam gnung berennt und ange-
fahren
Mein werthes Vaterland, — so sey ein wenig deine,
Mein Flemming, weil du kannst! Du hast noch die-
ses eine,
Von allem, was du hattst, dich, den dir niemand
nimmt;
Wiewol noch mancher jzt auch um sich selber kömmt,
Des Andern mehr, als sein. Ist alles denn ver-
loren,
So laß es, wo es ist. Es wird noch stets geboren,
Das so geht wieder hin. Das blinde Glücke scherzt,
Verwechselt Gab und Raub. Was ist es, das dich
schmerzt?
Fürwahr, ein grosses Nichts. Du bist ja noch Der-
selbe;
Lebst sichrer als zuvor. Kannst du nicht um die Elbe
Und Mulde sicher seyn, so such' ein andre Statt,
Die mit geringrer Lust, auch minder Sorgen hat.
Die Welt ist groß genung. Stürmt Aeol dieser
Seiten,
So laß dein kluges Schiff ihm nicht entgegen streiten.
Fleuch dorthin, tobt er hier. Ein Weiser dient der
Zeit,
Nimmt sein Verhängniß auf, wie es die Hand ihm
beut;
Ist traurend dennoch froh, ist in sich selbst vergnügt,

In höchster Armut reich. Du auch, machs, wie sichs fügt,
Und hülle dich in dich, biß daß sich Sturm und Regen,
Nachdem sich Phöbus zeigt, hinwider werden legen.
Des alten Vaters Noth, der frommen Mutter Leyd,
Der lieben Schwestern Angst, so vieler Freunde Neid
Sez jzt ein wenig aus. — Du bist dazu geboren,
Daß du vergnügt kannst seyn. Man klaget nichts verloren,
Wenn sich der Vater legt seins gleichen, er wächßt auf
Der wolgezogne Sohn. Erfolgt kein Erbgut drauf,
So ist er selbst sein Theil. Kein Gold gehört zum Leben.
Aus Golde wird kein Blut. Er sieht ihm, was ihm eben,
Ein trächtigs Plätzlein aus, das er nicht kaufen muß,
Als wie man etwan thut. Da sezt er seinen Fuß,
Macht Feld und Gärten draus; fragt nicht nach hohen Bäuen,
Wenn er nur Hitz und Frost, und so was nicht darf scheuen,
So ist er wol versorgt. Geht selbst zu Wald, und haut
Die längsten Tannen aus, bewohnet, was er baut,

Selbst Meister und selbst Wirth. Bekömmt er Lust
zum Weibe:
Des Nachbars Tochter will. Ein Mensch, das schön
am Leibe
Und gut von Herzen ist; die, daß er mehr sie liebt,
Dem sonst nicht blassen Mund ein lichters Färblein
giebt.
Wer suchte diese hier? So leben sie in Stille.
Kein Argwohn kömmt in sie. Sein Rath, der ist
ihr Wille,
Ehrt ihn, je mehr er herrscht, und hält gewiß da-
für,
Je schärfer er sie hält, je holder sey er ihr.
Das glaubt kein Weib bey uns. Indessen ist kein
Mangel.
Ißt, wenn und was er will; speißt, was ihm fängt
die Angel,
Was Stall und Nest vermag, und was sein Gar-
ten trägt,
Sein Trinken führt der Bach. Der wilde Forst,
der hegt
Ihm was auf seinen Tisch. Gelüstet ihm zu jagen:
Es steht ihm alles frey, er darf es sicher wagen.
Sein Wind- und Federspiel das ist sein Fliz und
Pfeil,
Die er wol selbst gemacht. Ein Messer und ein Beil
Das ist ihm Werkzeugs gnung. Sein Vorrath ist
auf heute,

Auf Morgen hat ihn Gott. So darf er sich nicht grämen,
Wo er den Unterhalt von Kleidern her soll nemmen.
Sein Schaf trägt ihm den Pelz, sein Flachs und Hanf stehn wol,
Daraus er spinnt und wirkt, so viel er haben soll.
Wird mit Gesundheit alt, weiß wenig von Gebrechen.
Sein Knoblauch ist sein Arzt. Das übermachte Zechen,
Die allzuofte Kost, das zeitigt uns den Tod!
Man lebe, wie man soll, so hat es keine Noth.
— — — Kein Dieb bricht bey ihm ein.
Frau Armut läßt ihn wol vor diesem sicher seyn.
Es ist ein selzam Thun, daß wir uns so bemühen,
Um Ehre, Geld und Kunst, durch ferne Länder ziehen;
Frost, Hize, Hunger, Durst, Angst, Mühe stehen aus:
Der Mann kömmt, weil er lebt, kaum übers dritte Haus.
Was bin ich mehr als Er? Ich will dirs besser weisen,
Wohin du sichrer sollst, und mit mehr Nuzen reisen.
Geh, sieh dich selber durch. Du selbst bist dir die Welt
Verstehst du dich aus dir, so hast dus wol bestellt.

Den 16. Junius 1636. geschah der Aufbruch aus der Stadt Moskau. Den 1. Julius kamen sie zu der Gegend, wo sich die Occa mit der Wolga vereinigt. Daselbst begab sich die Gesandschaft auf ein eigenes, dazu erbautes Schiff. Mit Hilfe der russischen Zimmerleute ward es aus föhrnen Dielen oder Brettern verfertigt. Flemming erwähnet dieses Fahrzeuges gar oft in seinen Gedichten. Vor Nisen machte er ein Sonnet an die Wolga. Daselbst blieb die Gesandschaft bis auf den 30. Julius. Alsdenn setzte sie die Reise über Casan nach Astrakan fort, woselbst sie den 15. Sept. anlangte. Da die Fahrt auf der Wolga zu dieser Jahreszeit ungemein anmuthig ist, so wurde Flemmings Genie von den vielen bezaubernden und fremden Gegenständen sehr oft begeistert. Den 10. Octobr. fuhren sie von Astrachan wieder ab; den 15. kamen sie am Einfluß der Wolga in das Caspische Meer. Da die gute Jahreszeit nun schon ziemlich verstrichen war, so hatten sie eine schlimme Reise und oft mußten sie wegen der räuberischen Cosaken in Sorgen seyn. Nach einigem Aufenthalte in der Stadt Terki gingen sie den 10. Novembr. nach Derbent unter Segel. Den 12. und 13. hatten sie grosse Stürme auszustehn, so daß den 14. Nov. die Gesandte das Schiff verliessen und auf Persischen Boden an Land gingen. Der Marschall von Staden, Olearius, unser Flemming und andere sollten nachgeholt wer-

den; kaum aber waren die Gesandte ans Land gekommen, so erhob sich auf einmal ein so entsezlicher Sturm, daß niemand weder vom Lande ans Schiff, noch vom Schiffe ans Lande kommen konnte. Die Nacht brach darüber ein; der Mast ging in drey Stücken entzwey; das Schiff wurde so leck, daß kein Pumpen mehr helfen wollte. Bey gänzlicher Ermattung glaubte sich jeder verloren. In der Verwirrung nahmen Flemming und Olearius jeder ein Paar leere Branntweinsfäßgen, hiengen sich dieselben an den Hals und sezten sich zusammen aufs Obercasteel des Schiffs, um so beym Untergange entweder lebendig oder doch mit ihren Leichen an den Strand zu den Gefehrten zu kommen. In dieser fatalen Lage verstrich ihnen die Nacht. Mit dem Morgen nahm der Sturm etwas ab; wegen der ungestümen Wellen aber kam ihnen kein Nachen zu Hilfe. Gegen Mittag entschlossen sie sich, das Ankertau abzuhauen, und das Schiff nach dem Strande treiben zu lassen. Da es unten glatt war und keinen Keil hatte, so sezte es sich ohngefähr 30 Faden vom Ufer ganz gemächlich auf den Sand. Der eine Bootsmann band ein Tau um den Leib, schwamm nach dem Strande und zog mit Hilfe der Leute am Ufer das Schiff vollends herbey. Vor Freuden sprangen einige aus dem Gesandschaftsgefolge zu den Zurückgebliebenen ins Wasser und trugen sie auf den Schultern ans Lande. Dieses ge-

schah an dem Ufer der persischen Provinz Schirvan, nicht weit vom Dorfe Niesabath. Das Schiff hieß Friederich, und den Schiffbruch schildert Flemming in folgender Allegorie:

Von hieraus (von Astrachan) wiesen uns die tar-
tritschen Silenen,
Als welche Buhler sind der caspischen Sirenen,
In das berühmte Meer. Sie, Amphiritite, stund,
Bot unserm Friederiche straks ihren süssen Mund.
So bald als dies Hyrkan, ihr strenger Mann, ver-
nommen,
Da kam er rasensvoll recht an uns angeschwommen,
Reizt auf sein grünes Holz, ruft Aeoln aus der
Kluft;
Da stritten wider uns Grund, Wetter, See und
Luft.
Wir flohen Himmelan, und Höllenab mit Schreken;
Die Seen kamen ganz das schwache Schiff zu deken
Und spielten häufig ein; die Schluppe, die ging
fort,
Das feste Rohr sprang ab, der Mast schlug über
Bort,
Der ungetreue Grund ließ hier die Anker schlippen,
Von dorther schrekten uns Derbentens hohe Klippen;
Kein Helfen half uns mehr; wir stürzten auf das
Land;
Da starb das edle Schiff an der Schirvaner
Strand.

Nach diesem Schiffbruche hielt sich die Gesandschaft eine Weile in dem Fleken Niesabath auf, kam aber mit dem Ende des Jahres in der Persischen Stadt Schamachie an. Mit Pompe empfing sie der Chan. Von hieraus meldete man ihre Ankunft dem Schach und erwartete seine Befehle. Den 28. März 1637. traten die Gesandte ihre Reise nach Ispahan an. Unterwegs wurden sie zu Ardebil sehr wol bewirthet und ihnen zu Ehren zündete man viele Kunstfeuer an, auf welche Flemming in seinen Gedichten anspielt. Den 15. ging die Reise mit grosser Beschwerlichkeit über den Berg Taurus; den 3. Augstmonat kam die Gesandschaft glücklich nach der königlichen Hauptstadt Ispahan.

Sogleich nach ihrem Einzuge ereignete sich ein unglücklicher Vorfall, durch den die mehresten dieses Gefolges in größte Gefahr geriethen. Ein Bedienter von der Holsteinischen Gesandschaft verwikelte sich mit den Leuten eines indianischen Gesandten, der sich in Ispahan aufhielt, in einen Wortstreit, der in Thätlichkeiten ausbrach. Verschiedene Indianer wurden verwundet und einer getödet. Voll Erbitterung überfielen den dritten Tag hernach die Indianer einen Diener von den Gesandten und rissen ihm den Kopf von dem Rumpfe. Hierauf drungen sie auf das Quartier der Deutschen ein, beschossen sie aufs heftigste, so daß viele derselben auf dem Platz blieben. Von der überlegenen

Nacht übermannt, retteten sich die Uebrige in ein benachbartes Haus. Endlich schickte ihnen der König etliche hundert Mann Soldaten zur Hilfe. Mit einigen andern hatte sich Flemming in die Armenische Kirche geflüchtet.

Wir übergehn, was bey dem Aufenthalte der Gesandten in Ispahan, der bis in den December dauerte, sonst noch vorgefallen, da es unsern Flemming nicht insbesondere betrift. Nur folgender Begebenheit erwähnen wir noch, die er mit einem Sonnette besungen: *

Rudolf Stadler, aus der Zürcherschen Municipalstadt Stein, war mit seinem Landsmann, dem kayserlichen Residenten, Rudolf Schmid, erstlich nach Constantinopel gegangen, und hernach begab er sich mit Tavernier nach Ispahan. Wegen seiner Geschiklichkeit in der Uhrmacherkunst hatte Stadler so sehr die Gunst des Schach Sefi gewonnen, daß er jeden Morgen bey ihm aufwarten mußte, um seine Uhr aufzuziehn. Fünf Jahre lang lag er mit königlicher Zufriedenheit diesem Geschäft ob, als er nunmehr mit der holsteinischen Gesandschaft zurückkehren wollte. Der persische Monarch bewog ihn, länger zu bleiben. Schon hatte er grossen Reich-

* S. Olearius und Taverniers Reisen, wie auch Jac. Hottingers Helvet. Kirchengesch. B. VII. f. 1054.

tum erworben; zu seinem Dienste besaß er mehrere Pferde und Sclaven. Izt verheyratete er sich mit einer armenischen Christin. Ungeachtet in Morgenland keinem Fremden der Zutrit in ein weibliches Zimmer vergönnt ist, so hatte es gleichwol Athemat Dulet, ein Bruder des königlichen Oberaufsehers, gewaget, in das Zimmer von Stadlers Gattin zu schleichen. Den Buhler überraschte der Mann, als dieser eben von einem Gastmal bey den Holsteinischen Gesandten vor der Zeit zurück kam. Der Ehebrecher eilte die Treppe hinunter. Ein Bedienter hielt ihn an und ward von demselben verwundet. Stadler flog herbey und jagte voll Wut dem Persianer eine Kugel durch den Kopf. Morgens drauf erzälte er dem Monarchen den Vorfall und erhielt von ihm Gnade. Des Entleibten Bruder aber dachte auf Rache. Beym König drang er darauf, daß Stadler entweder sich müsse beschneiden oder dem Scharfrichter übergeben lassen. Umsonst war die Fürbitte der Gesandten aus Holstein: Auf Antrieb des Sedders oder des geistlichen Oberrichters ward Stadler zum Tode verurtheilt. Um diesem Urtheil zu entgehn, schien kein Mittel überig als die Beschneidung. Lieber, sprach er, will ich die Gnade des Monarchen als die Gnade Christi verscherzen. Zweymal führte man ihn auf den Richtplaz und wieder zurück. Endlich den Verwandten des Entleibten überliefert, ward er von

denselben auf den Meidan oder Richtplaz geführt und daselbst im J. 1637. im acht und zwanzigsten Jahre seines Alter unter Säbelhieben geschlachtet. Auf Befehl des Königs waren alle Christen bey der Hinrichtung zugegen; sie faßten des Hingerichteten Blut auf, schoben die Leiche in einen Sarg und errichteten aus freywilliger Beysteuer Stadlern ein Denkmal. Bey dieser Gelegenheit machte Flemming folgendes Sonnet:

Dein dapfrer Christenmuth, du dapfrer Schweizer, du,
Ist ewig lobenswerth! Denn da du konntest leben,
Hast du dich willig hin in deinen Tod gegeben.
Was deinen Leib bringt um, das ist ein kurzes Nu.
Die Seele flog davon, ihr drang kein Säbel zu!
Nun siehst du um dich her die Seraphinen schweben,
Schaust auf dies grosse Nichts, um welches wir so streben;
Lachst deine Mörder aus und jauchzest in der Ruh.
Hier ist dein Marterkranz, du Redlicher, du Treuer,
Den nimm mit in dein Grab! Wir wollen deinen Preis
Durch die erlöste Welt bey allen machen theuer;
Dein Vaterland soll seyn der Erde weiter Kreis.
Wer so, wie du, verdirbt, der bleibet unverdorben,
Lebt, wenn er nicht mehr lebt, und stirbet ungestorben!

Nach einem Aufenthalte von beynahe fünf Monaten in der Hauptstadt des persischen Reiches, trat die Gesandschaft den 21. Decembr. 1638. die Rükreise nach Rußland an. Leicht begreift man, daß so viele ausserordentliche Scenen, bey welchen Flemming Augenzeuge und Theilnemmer gewesen, grossen Eindruck auf seinen Geist gehabt haben. Nur Schade, daß die meiste seiner Gedichte, die er in Ispahan verfertigt, verloren gegangen.

Die Rückreise geschah auf einem andern Wege durch die herrliche und fruchtbare Landschaft Kilan. — Nach vielem ausgestandenen Durste in den dürren Hayden erreichte die Karavane erst am 14. Junius das Ufer der Wolga, nicht weit von Astrachan. Alle Wanderer fielen an dem Gestade nieder und erquickten sich mit dem Wasser des Stroms. Flemming sagt:

— — — — Die dritte Nacht brach an,
Ich hatte weder Mahl, noch Schlaf noch nichts gethan.
Die Erde war mein Pfühl, mein Ueberzug der Himmel;
Der Trank zerschmolznes Salz, das Essen fauler Schimmel.
Wie nah hätt' uns doch da nicht gänzlich umgebracht
Bey Tage Hiz und Durst, die Mücken bey der Nacht!

Ver-

Verzeih mirs, Evian, dem sich der Himmel neiget,
Ich habe mich noch nie so tief vor dir gebeuget,
Als vor der Wolgen zwar, da ich ihr Ufer sah,
Und einen langen Zug that aus der Hand der Rha,
Aus ihrer süssen Hand. Ich schwöre bey den Schaalen,
Daraus Ihr, Götter, trinkt, auf euern besten Mahlen,
Der schlechte, trübe Trank durchgienge mir das Blut
Mehr als Diespitern sein bester Nectar thut.

Die Reise von Astrachan bis Moskau nahm ein halbes Jahr weg. Den 15. März 1639. verreiseten die Gesandte aus dieser Hauptstadt. Im April kamen sie nach Reval. Daselbst lagen sie einige Monate still. Endlich erreichten sie den 1. August ihres Herzogs Residenz Gottorf.

Auf dieser Reise hatte Flemming an dem Gesandten Crusius einen besondern Gönner. Der Legationsrath Olearius und der Leibarzt Graham waren seine Vertraute. Von dem andern Gesandten, Otto Brüggemann, (den sein Fürst auch nach seiner Zurückkunft enthaupten ließ,) hatten er und die Reisegefährten sehr vieles zu dulden. Brüggemann hatte im Kopfe, sein Gefolg, durch falsche Anklagen bey dem rußischen Patriarchen, nach Siberien verbannen zu lassen.

Bey dem langen Aufenthalte in Reval, so wol bey der Hinreise als Zurückreise, hatten verschiedene von den Gefährten in dieser Stadt reiche und liebenswirdige Frauenzimmer kennen gelernt, mit denen sie sich daselbst verheyratheten. Flemming verlobte sich mit des Aldermann Niehausens Tochter. Seine Absicht war, sich als Arzt zu Hamburg niederzulassen. Er ging daher mit dem Anfange des Jahres 1640. nach Leiden und empfing daselbst den Doctorhut. Er war aber nicht lang in Hamburg zurück, so überfiel ihn eine plötzliche Krankheit, die ihn den 2. Avril 1640. in seiner Blüte, im 31sten Lebensjahre dahinrafte.

Er starb mit edler Gelassenheit. Noch drey Tage vor seinem Hinscheid, da er keine Hofnung mehr zum Leben hatte, machte er folgendes Sonnett:

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Aeltern guter Ehren,
Frey, Meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren;
Mein Schall flog überweit; kein Landsmann sang mir gleich;
Von Reisen hochgepreist; vor keiner Mühe bleich;
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dieß Alles wird zerstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Alles dank ich Euch.

Verzeiht mirs, bin ich werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag Euch gute Nacht und trete willig ab,
Sonst alles ist gethan, bis in das schwarze Grab.
Was frey dem Tode steht, das thu er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An Mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Wir haben schon oben angeführt, daß unter seinen Freunden Olearius eine von den vornehmsten Stellen einnahm. * Ihr gemeinschaftliches Schicksal so wol als ihr gleichförmiger Geschmack an der Dichtkunst vereinigten sie aufs genauste.

Mit Opitzen hatte Flemming auch dieses gemein, daß er ein guter lateinischer Dichter war. Von seinen vereinigten Gedichten kam schon im J. 1631. eine Sammlung heraus, unter der Aufschrift: Rubella, seu Suaviorum L. I. Damals war Flemming kaum einige zwanzig Jahre alt. Im Drucke sind, so viel wir wissen, keine lateinische Gedichte weiter von ihm erschienen, als einige Hochzeitgedichte, und ein grosses Gedicht von beynahe 700 Versen auf die

* S. Molleri Cimbria litterata, wie auch Characterе deutscher Dichter und Prosaisten, unter den Artikeln Olearius und Flemming.

Geburt des Erlösers. In Handschrift befinden sich eine Menge anderer von seiner eigenen Hande auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel in einem starken Quartante.

Opitz und Flemming, (wenn auch letzterer von Witzeley nicht rein ist,) waren immer sehr grosse Vorgänger. Und warum erzeugten sie so wenig würdige Schüler? Grossentheils in den Umständen der Zeit liegt die Ursache. In Rom und in Griechenland waren die Kriegeserschütterungen mit glänzenden Triumphen, sie waren mit Ruhe und Wohlstande begleitet; in Deutschland hingegen mit Verwüstung, mit Jammer und Elend. Wenig angemessene Unterhaltungen gaben den Musen so viele dornigte Staatsprozesse, Unterhandlungen, Erb- und Theilungsverträge. Erhielten sie noch hie und da Zutrit, so mußten sie sich nach pedantischem Ceremoniale bequemen.

Hans Michael Moscherosch.

Unter den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft verdient Hans Michael Moscherosch von Wilstädt einer besonden Erwähnung. Die satyrischen Gesichte desselben sind unterm Namen Philanders von Sittewald im J. 1650. zu Straßburg gedruckt worden. Die Hauptidee hat dieser Verfasser von dem Spanier Dom Franzisco de Quevedo entlehnet. Der Innhalt dieser Gesichter ist 1. der Schergen Teufel. 2. Weltwesen. 3. Venusnarren. 4. Todenheer. 5. Letztes Gericht. 6. Höllenkinder. 7. Hofschule. 8. A la Mode Kehraus. 9. Hans hinüber Ganß herüber. 10. Weiberlob. 11. Thurnier. 12. Podagram. 13. Stadtleben. 14. Reformation.

Wenn nicht dieses Werk durch Wortspiele, durch pedantische Weitläufigkeit und müßige Citationen, die herrschenden Fehler der zeitverwandten Schriftsteller, befleckt wär, so würde man es noch heut zu Tage mit Vergnügen lesen. Hier einige Beyspiele von der Manier dieses launigten Verfassers:

In dem ersten Gesicht sagt ein böser Geist: „Ihr sollt wißen, daß es in der Hölle besser her„gehe, und haben wir ein viel richtiger Regiment

„ und Ordnung als ihr bey euch auf der Welt;
„ da ist weder Vetter noch Bäsel, weder Vorzug
„ noch Vorschub, weder Gunst noch Ansehn der
„ Person.“ — Von den Weibern sagt er: „Laßt
„ sie, wo sie sind, wir haben ihrer in der Hölle so
„ genung; wir sind deren so überdrüßig und müde,
„ daß einem davor billig angsten sollte. O was ge-
„ ben die armen Teüfel darumb, daß sie keine Wei-
„ ber hätten! Dann seither Meduſa, die alte Zau-
„ berin, gestorben, ist kein Stern mehr in der
„ Hölle; die Weiber erdenken täglich so viel neüer
„ Trachten, so viel neüer Spitzfünde und Liste,
„ daß sie nichts nutzen, als nur stetigen Zank und
„ Unfug unter uns anzustiften, und zu beförchten,
„ sie sich leztlichen auch an uns wagen, und das Re-
„ giment an sich zu bringen, und uns gar zu Sieh-
„ männern machen möchten. Das beste an ihnen ist,
„ daß sie uns nimmermehr umb ichtwas ansprechen:
„ auch haben sie schlechte Freündschaft, als verdäch-
„ tige Personen, von uns zu gewarten, insonder-
„ heit die alten heßliche Vetteln, deren es sechsmal
„ mehr in der Hölle hat als der schönen. Dann
„ indem sie, die schönen, viel ehe einen guten Ge-
„ sellen finden, der ihrem Willen beygethan, und
„ sie also befriediget werden, geschicht es, daß je
„ allemal eine, wenn sie in Sünden ihre Jugend
„ nach Belieben zugebracht, endlich etwan durch
„ sonderbar gut Eingeben in sich selbst geht, sich

„ bekehret und also uns und unserm Reich entgeht.
„ Aber die häßliche Weiber, nachdem niemand sich
„ ihrer annimmt, kommen endlichen aus hiziger
„ Begierde und Verzweiflung so erhungert, dürr
„ und mager zu uns, daß wir etlich mahl aus
„ Forcht vor ihnen entlauffen und uns verkriechen
„ müssen. “

Der Arme, sagt der Teufel, kömmt selten in die Hölle; die Ursache, die er anführt, scheint begründet: „ Denn der Arme hat keine Ohrenbläser,
„ oder Schmeichler; er hat keinen, der ihm etwas
„ könnte mißgönnen; er hat keine Freünde, weder
„ böse noch gute; er hat keine Procuratores; er
„ hat auch keine Gesellschaft. Seine Kinder und
„ Freünde haben seinen Tod weder zu wünschen
„ noch davon zu reden: Es sind Leüte, die da wol
„ leben und noch beßer sterben. Und sind deren et-
„ liche in ihrem Stand so begnügt, daß sie auch
„ ihr Leben, Handel und Wandel nicht gegen ei-
„ nem Königreich austauschen wollten: denn sie
„ sind ein freyes Volk, mögen betteln wo sie wol-
„ len, beydes zu Kriegs- und Friedenszeiten, sind
„ frey von allen Beschwerden und Auflagen, Zoll-
„ frey, keiner Jurisdiction noch Bottmäßigkeit un-
„ terworfen, ohne Zank und Proceß, und in Sum-
„ ma unangreifflich und unergreifflich. Im übri-
„ gen, so sorgen sie nicht für den morgenden Tag,
„ folgen in dem den Gebothen Gottes, wißen sich

„ in künftige Zeit zu schiken, von derselben alles zu
„ hoffen, der gegenwärtigen Zeit gebrauchen sie,
„ der vergangenen haben sie vergessen. “

In dem zweyten Gesicht anatomirt der Verfaser eine galante Hofdame seines Zeitalters, freylich nicht allzu höflich folgender massen: „ Gestern
„ Abends ist sie ein häßlich ungestalt Mensch gewe-
„ sen; heüt frühe hat sie sich mit aller dieser ent-
„ lehnten Schönheit geschmücket: wenn du aber
„ sie in ihrem Wesen recht betrachten solltest, wür-
„ dest du nichts als Pflaster und Lumpen an ihr
„ finden. Und nur ein wenig sie zu anatomiren
„ und in Stücke zerlegen, so sind erstlich die Haare
„ nicht ihre eigene Haare, sondern sie kommen aus
„ dem Kramladen, vielleicht von einer, deren der
„ Schädel abgeschlagen worden; und dieser elen-
„ den, mit Eisen und Zangen gemarterter Haare
„ gebraucht sie sich, weil die ihrige, entweder durch
„ einen bösen französischen Luft ausgefallen, oder
„ doch, wenn sie noch etliche deren hat, aus Forcht
„ ihr Alter dadurch verrathen würde, dieselbige
„ nicht darf sehen laßen. Wann keine Schwärze
„ wäre, so hätte sie auch keine Augbraunen. Wenn
„ das Geschmink nicht wäre, so hätte sie weniger
„ Farb als ein Jud. Sie ist ein alter Götz mit
„ distillirten, gebrannten, mercurialischen, giftigen
„ Waßern verjüngert. — Und wenn das Geschmink
„ alles, als Zibet, Bisam, Balsam, Haarpulfer,

„ Poudre de Cypre, H— Pulfer (dann Venus
„ ist eine H— gewesen,) bisamirte Handschuhe,
„ Strümpfe und anders nicht wären, würdest du
„ die Nase bald mit einem Schnuptuch, wegen
„ des übeln Geruches, verbollwerken müßen. Soll-
„ test du sie einmal küssen, du würdest die Lefzen
„ und Wangen mit Feißte und Schmutz dermaßen
„ besudeln als ein Kuttelfeger am Bubeneck. Soll-
„ test du sie umfangen, du würdest nichts als Kar-
„ tenpapier, groben Zwilch und Lumpen finden,
„ mit welchem allem ihre Schnürbrüste, Brusttü-
„ cher und Röcke gefüllt sind. Geht sie denn schla-
„ fen, so laßt sie auf dem Tisch den besten Theil
„ ihres Leibes, nemmlich die Kleider liegen.“

In dem vierdten Gesicht sagt der Tod: „ Ihr
„ Menschen kennet den Tod nicht recht. Ihr sel-
„ ber seyd der Tod selbst: der Tod hat eine Gestalt
„ wie du, und wie ein jeder, der lebet: so viel eüer
„ sind, ein jeder ist selbst sein Tod. Eüer ganzes
„ Leben ist der Tod, und was ihr sterben nennt,
„ das ist aufhören zu leben: Geboren werden ist
„ anfangen zu sterben: Leben aber ist sterben in
„ dem man lebt. “

„ Ich stand da still, heißt es weiter, und sah
„ die Hölle mit Verwunderung an. Der Tod aber
„ fragte: was ich so genau an der Hölle besichtigte?
„ Es deücht mich, sprach ich, ich habe sie zuvor

„ mehr gesehn. Wo dann? Ich weiß nicht. Im
„ Neid, sprach der Tod, im Geiz und Hochmuth
„ der Geistlichen: So bald ein Geistlicher die eige-
„ ne Lüste und Rachgier für christlichen Eifer, den
„ Eigennuz für den Verdienst, den Hochmuth für
„ Ernsthaftigkeit dargiebt: so wird aus dem christ-
„ lichen Eifer ein Gespött, aus dem Verdienst eine
„ Verachtung, und aus der Ernsthaftigkeit eine
„ Hölle.

„ Si se præda juvat fædique infania lueri
„ quo possis melius fallere, sume togam.

Martial.

„ wiewol viel es ungern hören. — Auch hast du die
„ Hölle gesehn in der Boßheit und Schinderey welt-
„ licher Oberkeit. So bald die Oberkeit einiges
„ Absehn oder Gedanken auf einigen Gewinn und
„ Vortheil hat, so wird aus dem Gericht eine
„ Hölle, und aus dem Urtheil eine Verdammniß.
„ Auch hast du die Hölle gesehen in der Seele derer,
„ die einem ehrlichen Mann das seinige mit Gewalt
„ vorenthalten: In bösen Anschlägen: In der Rach-
„ gier: In der Lustseüche: In der Eitelkeit der
„ Fürsten und Herren. In dem armseligen Hof-
„ leben — doch so man die ganze Hölle beysammen
„ in einem Bündlein sehn will, das geschicht bey
„ einem Gleichßner und Heüchler, der sich Engelrein
„ stellt und doch voller Teüfelischen Trugs ist im
„ Herzen.“

Artig ist folgende Dichtung: „ Ich sah den al-
„ ten Tod in seinem Thron sizen und um ihn her
„ viel andere kleine Tödlein, als:

„ Den Tod der Liebe,
„ Den Tod des Hungers,
„ Den Tod des Verdrusses,
„ Den Tod der Scham,
„ Den Tod des Verlangens,
„ Den Tod des Lachens. Andere.

„ Der Tod der Liebe hatte kein Hirn in seinem
„ Kopf, und damit er deswegen nicht gar zu Bo-
„ den fiele, so waren um ihn her, Pyramus und
„ Thisbe, Leander und Hero, welche ihn in sei-
„ nem Stand erhielten. Diese waren balsamirt
„ mit den allerbesten Amadisen und wolriechendesten
„ Schäfferеyen: Auch waren noch viel andere mehr
„ zugegen, die mit Pyramus und Thisbe gern
„ Hand angelegt, wo sie Forcht des Todes davon
„ nicht abhalten hätte.

„ Der Tod des Hungers war in Mitten vieler
„ Geizhälse ꝛc. ꝛc.

„ Der Tod der Furcht war am reichsten und
„ herrlichsten anzusehn, als welchem die mächtig-
„ sten Potentaten aufwarten, insonderheit aber die
„ Tyrannen.“

„ Bey dem Tod des Verdrusses waren viel „ Doctores und Magistri. Sie gaben vor, sie hät„ ten in obrigkeitlichen und Regiments Ehren hoch „ angelangen können, wenn sie die Eitelkeit der ti„ tulirten Ehre nicht gestochen hätte. — Hinter „ diesen stunden etliche mürrische, unwillige Kerls, „ die klagten, wie sie leiden müßten, daß andere „ Männer ihre Weiber, und ihre Weiber andere „ Männer lieber hätten ꝛc. ꝛc.

„ Was Hochheit war zu sehn bey dem Tod der „ Schame! Ueber welches Thron diese drey Worte „ mit schwarzen Buchstaben eingeschrieben stunden: „ 1. Non putaram. 2. Pudet stultitiæ. 3. Piget „ facti &c. &c. —

„ Nach diesem stunde der Tod des Verlangens, „ welcher mit vielem Weibsvolk, deren etliche hoch „ schwanger waren, umgeben ꝛc. ꝛc.

„ Der Tod des Lachens sas auf seinem Stul, „ und um ihn her eine grosse Menge Volks. — „ Diß sind diejenige, wenn man ihnen sagt: Gib „ das wider, was diesem oder jenem zusteht, und „ sie antworten: Ich möchte mich zu Tod lachen! „ Bedenket, ihr seyd nun alt und betagt, die Sünd „ wird einmal aufwachen. — Ich möcht mich zu „ Tod lachen, was sagt ihr da?“

Ungeachtet der ernsthaften Aufschrift des fünften

Gesichtes wird in demselben sehr launigt die Mine und Stellung der Courtisane, des Soldaten, des Höflings u. a. bey Erscheinung des letzten Gerichtes beschrieben. Ohne Zweifel, daß der Verfasser einer scherzhaften Einkleidung mehr Würkung als der strengsten Bußpredigt auf solche Caractere zugetraut hat, die aus Ernst Kinderey, und aus Kinderey Ernst zu machen gewohnt sind. Um so viel weniger wird ein solcher Ton bey Moscheroschen von Wilstädt befremden, da man auch bey Joh. Balthasar Schuppen, der H. Schrift Doctor, hessendarmstädtischen Consistorialrath und Predigern zu Hamburg, einen ähnlichen Ton antrift. Schuppius ward im J. 1610. zu Giessen gebohren, und von ihm haben wir eine Sammlung Schriften, in welchen Ernst und Scherz, Predigten und Satyren, Andachtsübungen und critische Aufsätze, mannigfach abwechseln.

Friederich von Logau.*

Der Freyherr von Logau, ein Zeitverwandter und Landsman von Opitz, blieb lange nicht nach Verdienen geschätzt, und doch gehört er mit allem Rechte zu den beßten Opitzischen Poeten. Im J. 1654. edirte er einen Band von mehr als dreytausend Sinngedichten. Ein Neuntheil davon erklären Leßing und Ramler als vortreflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich. Ein ganzes Jahrhundert und drüber haben sich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieses Dichters beholfen. Wenn selbst Wernicke keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu schreiben; wenn er dem Urtheile Morhofs, seines Lehrers, daß insbesondere die deutsche Sprache, ihrer vielen Umschweife wegen, zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu seyn scheine, kein Beyspiel entgegen zu stellen weiß, so kann er unsern

---

* S. Friedrichs von Logau Sinngedichte, mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters, herausgegeben von Ramler und Leßing. Leipzig 1759, wie auch die Berl. Litt. Briefe, Br. XXII.

Logau, seinen beßten, seinen einzigen Vorgänger, wol schwerlich gekennt haben. Ein Johns und Meister nennen ihn zwar, und sie führen aus ihm Beyspiele an, aber so unglückliche Beyspiele, daß sie unmöglich einem Leser können Lust gemacht haben, sich näher nach ihm zu erkundigen. Meister gab im J. 1726. ein elendes Büchelgen heraus, unter der Aufschrift: „Anweisung und Exempel, mehrentheils lustiger und annehmlicher Epigrammatum, „aus vielen Autoribus zusammengelesen.“ John schrieb einen Parnassum silesiacorum, sive Recensiones Poetarum silesiacorum, quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Musis litarunt, wovon die erste Centurie 1728. herauskam. Beyde fertigen unsern Logau ungemein kalt ab. Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er im J. 1648. unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward; gleichwol rechnet ihn der Sprossende, in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft, unter diejenigen Glieder nicht, die sich durch Schriften gezeigt haben. In spätern Zeiten, nämlich im J. 1702. hatte ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unsers Logau zu machen; diesen Auszug nennt er auferweckte Gedichte, woraus klar ist, daß sie vorher schon begraben gewesen. Unterdessen mochte wol dieser Ungenannte Schuld seyn, daß Logau noch tiefer in Vergessenheit gerieth. Es ist unglaublich, welche Frey-

heit er sich mit seinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten ist nicht eines unverstümmelt geblieben. Die vortreflichsten Stücke übersah er und ließ sie ganz weg. Dafür bereicherte er das Buch mit sehr elenden Arbeiten von andern Verfassern. Ein einziges Stück nemmen wir aus, von einem gewissen H. M. Es hat die Aufschrift: Belise und Thyrsis.

Belise starb, und sprach im Scheiden:
Nun, Thyrsis, nun verlaß ich dich!
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt eine dich so sehr als ich.
Ach, sprach er, mag dich das betrüben?
Belise, nur dein Tod ist schwer!
Kannst du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr!

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von seinen Lebensumständen konnte man nur wenig entdecken. Er war im J. 1604. gebohren; er bekleidete die Stelle eines Kanzleyraths bey dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig IV, und starb im J. 1655. Unter seinen Vorfahren zält er den Georg Logau auf Schlaupitz, einen der beßten lateinischen Dichter in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Unser Logau hinterließ einen Sohn, den Jöcher in seinem Gelehrtenlexicon mit dem Vater verwechselt. Von dem Sohne gilts, wenn Jöcher schreibt: „ Er hat den Beynamen des

„ schlesi-

„ schlesischen Peirescius erhalten, und Christ. Gry-
„ phii, seines vertrauten Freundes, Entwurf der
„ Ritterorden, wider dessen Willen drucken lassen.“

Bey der Herausgabe von Logaus auserlesenen Stücken, welche Leßing und Ramler im J. 1759. besorgten, befindt sich ein critisches Wörterbuch. Die Herausgeber merken mit Grund an, „ daß „ ähnliche Wörterbücher über alle unsre guten „ Schriftsteller der erste nähere Schritt zu einem „ allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache seyn „ würden.“ Nur daß man hiebey zwischen Styl und Sprache, zwischen Eigenthümlichkeiten des Scribenten und Eigenthümlichkeiten des Zeitalters oder der Nation genau unterscheiden müßte.

„ Die Sprache des Logau,“ sagen die Heraus-geber, „ ist, überhaupt zu reden, die Sprache des „ Opitz und der beßten seiner Zeitverwandten und „ Landsleute. Und wenn Tscherningen die erste „ Stelle nach Opitzen gebührt, so gebührt die erste „ Stelle nach Tscherningen unserm Logau. Das „ Sinngedichte konnte ihm die beßte Gelegenheit „ geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die „ deutsche Sprache zu allen Gattungen von Mate-„ rie, unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, „ der sich selbst in alle Gattungen von Materie zu „ finden weiß. Seine Worte sind überall der Sa-„ che angemessen, nachdrücklich und körnigt, wenn

„ er lehrt; pathetisch und wohlklingend, wenn er
„ straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm, tän-
„ delnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und
„ naiv, wenn er spottet; poßierlich und launisch,
„ wenn er bloß Lachen zu erregen sucht. “

Was der Dichter mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem ausländischen aus. Verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter verdeutschte er glücklich genug, z. B. Accentus durch Beylaut; Inventarium durch Fundregister; Profil durch Durchschnitt. Doch war er hierin kein übertriebener Purist. Vielmehr spottet er über die zu weit gehenden Neuerungen des Zesen, der damals zu gottschedisiren anfieng.

Es unterscheidet sich aber seine Sprache von derjenigen, welcher sich izt unsere Schriftsteller bedienen, so wol in gewissen Wörtern und Fügungen, die wir mit Recht oder Unrecht veralten lassen, als in verschiedenen Eigenthümlichkeiten seiner besondern Mundart. Nur einiges zur Probe:

I. Häufig läßt er die Geschlechtwörter weg.

II. Gerne verschlingt er die Endung bey den Beywörtern.

III. Das Beywort braucht er zuweilen als Hauptwort.

IV. Bey den Zeitwörtern läßt er oft das persönliche Fürwort weg.

V. Vielfach trennt er die zusammengesetzten Zeitwörter und verwebt dazwischen andere Wörter.

VI. Zu fast allen Arten von Fürwörtern setzt er eben so, wie zu den theilenden Zalwörtern, die Endsylbe **ley**, z. B. seinerley, meinerley.

VII. Von sehr vielen Wörtern läßt er die Anfangssylbe **ge** weg.

Wofern nicht hie und da Vermeidung entweder der Härte oder der Dunkelheit Etwas anders erfordert, so wird durch solche Freyheiten der Dichter sehr vieles an Bequemlichkeit, an Kraft und Kürze gewinnen. Eben so kurz, bequem und energisch sind Logaus Wortfügungen, indeß zuweilen etwas dunkel und hart.

Er nennt z. B. silberstumm denjenigen, der sich durch Silber zum Schweigen bringen läßt.

Hermes ist der beste Redner, weit und breit, und
um und um,
Ein Gebrechen ist bedenklich: manchmal ist er silberstumm.

* * *

Der Ofen wärmt die Stube, thut solches unbereut,
Obgleich ein alte Mutter die **Hinterstirn** ihm beut.

* * *

Gut Gewissen traut auf Gott,
Tritt vor Augen aller Noth,

Ist verschildwacht allezeit
Mit der freyen Redlichkeit.

* * *

Vervielfältigen, drückt er kurz aus, vervielen:

Daß er mit gevielten Zweigen
Möge bis zun Sternen steigen.

* * *

Sich in Sicherheit begeben, weit nachdrücklicher, sich hinsichern:

Wenn ein redlichfrommer Christ hin sich sichert in das Grab.

* * *

Den Geist und Character des Dichters beurtheile man aus folgenden Stücken:

An mein Buch.

Daß mein Buch, sagt mir mein Muth,
Noch ganz böse, noch ganz gut.
Kommen drüber arge Fliegen,
Bleibt gewiß Gesundes liegen,
Und das Faule findet man.
Kommen aber Bienen dran,
Wird das Faule leicht vermieden
Und Gesundes abgeschieden.

An den Leser.

Leser, wie gefall ich dir?
Leser, wie gefällst du mir?

* * *

Der May.

Dieser Monath ist ein Kuß, den der Himmel giebt
der Erde,
Daß sie, izo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Steuer.

Wo Venus weiland saß und den Adonis küßte,
Wuchs Gras und Blum hervor, war gleich die Ge-
gend wüste.
Wo Bacchus weiland ging, da wuchsen lauter
Reben,
Und jeder dürre Strauch mußt eitel Trauben geben.
Kanns nicht die Steuer auch? Ein wol versteurter
Grund
Soll geben desto mehr, je mehr er wüste stund.
Wer weiß, ob jenes war; wer weiß, ob dieß kann
seyn?
Dort glaube, wer da will; hier giebts der Augen-
schein.

Fieber der Fürstin.

Unsre Fürstin lieget krank. Venus hat ihr dieß
bestellt,
Die, so lange jene blaß, sich für schön nun wieder
hält.

Wahl eines Freundes.

Der sey dir nicht erkiest,
Wer Freund ihm selbst nicht ist:

Wer Freund ihm selbst nur ist,
Der sey dir nicht erkiest.

Bilder.

Wo Bilder in der Kirch ein Aergerniß gebären,
So muß man Kirchengehn auch schönen Weibern wehren.

Sorgen.

Bey wem bleibt Kummer gerne und will am liebsten ruhn?
Bey denen, die ihn warten und die ihm gütlich thun.

Gewaltsame Bekehrung.

Wenn durch Töden, durch Verjagen Christus reformiren wollen,
Hätt' an's Kreutz er alle Juden, sie nicht ihn, erhöhen sollen.

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advokaten,
Keinem hat er was genommen,
Wo er nichts bey ihm bekommen;
Keinem hat er was gestohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich ließ bey Zeiten jagen;
Was er in der Strasse klaubet,
Ist gefunden nicht geraubet;

Haus, Hof, Scheun und Schopf geleeret,
Heißt ein Stücklein Brod begehret;
Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichten,
Heißt des Herren Dienst verrichten;
Huren, Saufen, Spielen, Fluchen,
Heißt dem Muth Erfrischung suchen;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißet — Engeln Müh ersparen.

Krieg und Hunger.

Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,
Hat sie ihn blank und bloß am besten können zwingen.
Denn wär sie, wie sie pflegt, im theuren Schmuck
geblieben,
Hätt er sie dürfen mehr berauben, als belieben.

Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegs-Genoß,
Sind zwey ungezogne Brüder,
Die durch ihres Fusses Stoß
Tretten, was nur stehet, nieder.
Jener führet diesen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Brennen
Jener schon genug gethan,
Lernt man diesen erst recht kennen,
Denn er ist so rasend kühn,
So ergimmt und so vermessen,
Daß er, wenn sonst alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu fressen.

Eine Heldenthat.

O That, die nie die Welt, dieweil sie steht ge-
sehen!
O That, die, weil die Welt wird stehn, nie wird
gesehen!
O That, die Welt in Erz und Zedern billig schreibt,
Und wie sie immer kann, dem Alter einverleibt!
O That, von der hinfort die allerkühnsten Helden,
Was ihre Faust gethan, sich schämen zu vermelden!
Vor der Achilles starrt, vor der auch Hektor stutzt,
Und Herkules nicht mehr auf seine Keule trutzt!
Hört! seht! und steigt empor! Macht alle Löcher
weiter!
Dort ziehen Helden her, dort jagen dreyßig Reiter,
Die greifen kühnlich an, ein wüstes Gärtnerhaus,
Und schmeissen Ofen ein, und schlagen Fenster aus.

Vereinigung zwischen Jupiter nnd Mars.

Es that mir jüngst ein Freund vom Helikon zu
wissen,
Daß Jupiter mit Mars wollt einen Frieden schliessen.
Wenn Mars hinfort nicht mehr bey seinen Lebens-
tagen,
Nach Himmel und nach dem, was himmlisch ist,
will fragen:
Will Jupiter dahin sich bindlich dann erklären,
Dem Mars, noch nebst der Welt, die Hölle zu ge-
währen.

Frage.

Wie willst du weisse Lilien zu rothen Rosen machen?
Küß eine weisse Galathee: sie wird erröthend la-
chen.

Grabschrift eines lieben Ehegenossen.

Leser, steh! Erbarme dich, dieses bittern Falles!
Ausser Gott, war in der Welt, was hier liegt, mir
alles!

Ein junges Mädchen und ein alter Greis.

Ein guter Morgen ward gebracht zu einer guten
Nacht,
Die aber keine gute Nacht hat gutem Morgen
bracht.

Von einer Biene.

Phyllis schlief, ein Bienlein kam,
Saß auf ihrem Mund und nahm
Honig, oder was es war,
Koridon, dir zur Gefahr.
Denn sie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ey wie recht, du fauler Mann,
Solltest thun, was sie gethan!

Von einer Fliege.

Eine Fliege war so kühn,
Setzte sich vermessen hin

Auf des süssen Mündleins Roth;
Chloris schlug, und schlug sie todt.
Florus sprach: o wenn nur ich
Dürfte dieß erkühnen mich;
Dieser Schlag, hielt ich dafür,
Diente mehr, als schadte mir.

Der Tugend Lohn.

Durch Ehr und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;
Doch Ehr und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.

Reichthum.

Eines Ungerechten Erb, oder selbst ein solcher Mann,
Oder beydes auch zugleich, ist wer Reichthum sammeln kann.

Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben;
Wenn beydes nichts zu reiben hat, wird beydes selbst zerrieben.

Verleumdung.

Wenn man eine Wunde hat, sieht man eher Blut als Wunde:
Ungunst merkt man bald bey Hofe, aber nicht aus was für Grunde.

Ursprung der Bienen.

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus wiederfahren,
Der sie labt und auch betrübte?

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen;
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückisch Bübeln;
Wollten ohne süsses Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen:
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine grosse Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des Andern Klette.
Bis es Venus so verfügte,
Die dies Thun sehr wohl vergnügte,
Daß die Geister, die sie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küsse Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Leer der Lüfte,
Wiese, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten sich zum Küssen immer,
Hielten ohne sich sich nimmer,
Sassen auf die Menschentöchter,

Machten manches Mundgelächter,
Wenn sie sie mit Küssen grüßten,
Wenn sie sie mit Grüssen küßten.

Aber Neid hat scheel gesehen;
Und Verhängniß ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.

Venus, voller Zorn und Wüten
Hatte schwerlich dieß erlitten.
Als sie mehr nicht konnte schaffen,
Gieng sie, ließ zusammen raffen,
Aller dieser Küsse Schaaren,
Wo sie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß sie gäben süsse Beute,
Daß sie aber auch darneben
Einen scharfen Stachel gäben;
So wie sie das Küssen büssen,
Und mit Leid ersetzen müssen.

Sag ich dieses einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern mir nicht glauben:
Wünsch ich euch für solche Tücke,
Daß euch Küssen nie erquicke!
Glaubt ihrs aber, o so schauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin.

Da, wo ich jetzo war, da war mir herzlich wohl,

Wohl wird mir wieder seyn, wohin ich kommen soll.

Gunst ohne Falsch war hier, dort ist Lieb ohne List;
Hier werd ich sehr geehrt, doch werd ich schön geküßt;
Beym Freunde war ich jetzt, zur Freundin komm ich nun;
Hie that der Tag mir Guts, dort wird die Nacht es thun.

Auf die Pulchra.

Dreyerley vergöttert dich: daß du bist so Wunderschön;
Und so wunderkeusch; und daß beyde Ding beysammen stehn.

An einen Bräutigam.

Wenn du die Braut ins Bette rufst, so wehrt sie sich beym Bitten;
Nicht bitte! denn sie hat schon selbst viel vom Verzug erlitten.

Einfältiges Gebet.

Die Einfalt im Gebet ist grosser Witz vor Gott;
Genug wer ihm vertraut, und nennet bloß die Noth.

Freundschaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt für Früchte Blumen handeln.

Fruchtbringende Gesellschaft.

In Opitzens Zeitalter und auch nachher entstanden verschiedene Gesellschaften, (nach dem Beyspiel der wälschen Akademien,) zur Beförderung der Sprache und Dichtkunst, z. B. Philipps von Zesen deutschgesinnte Genoßschaft, Harsdörfers gekrönter Blumenorden an der Pegnitz, Rists Schwanengesellschaft an der Elbe; die glänzendeste von allen war die Fruchtbringende Gesellschaft, von Teutleben gestiftet. Nachricht von dieser Gesellschaft giebt K. G. von Hille deutscher Palmbaum. (Nürnberg 1647.) In dem Journal von und für Deutschland, (St. III. 1784.) wird einer spätern Nachricht erwähnet, unter folgender Aufschrift: „Der neusprossende, „deutsche Palmbaum, oder ausführlicher Bericht „hochlöblichen, fruchtbringenden Gesellschaft u. s. w. „von Georg Neumark, Secretair der Gesellschaft, „unter dem Namen des Sprossenden. Weimar „1668.“ Aus diesem Buche liefert das Journal einen Auszug, den wir hier abgekürzt mittheilen wollen:

Der Orden entstand den 24. Aug. 1617. (also zu einer Zeit, wo es in Deuschland sehr kriegerisch aussah,) bey folgender Gelegenheit. Die drey Her-

zoge und Brüder von Sachsen-Weimar, die beyden Fürsten von Anhalt, der Obrist von dem Werder, der Kammerrath von Kospoth, der Hofmeister von Teutleben und ein Herr von Krosig speiseten auf dem Schlosse Hornstein, (der nachherigen Wilhelmsburg) zu Weimar. An der Tafel lenkte Herr von Teutleben das Gespräch auf die gelehrten Gesellschaften in Italien, und that den Vorschlag, zur Aufnahme der deutschen Sprache eine ähnliche zu errichten. Der Fürst Ludewig von Anhalt (der älteste unter den fünf Prinzen an der Tafel) billigte den Vorschlag, dachte weiter darüber nach, und ward nach Errichtung der Gesellschaft zu ihrem Oberhaupte erwählet. Sie nahm die indianische Palme zum Sinnbilde an, mit der Ueberschrift: Alles zu Nutzen. Herr von Teutleben erhielt die Vorsteherstelle. Unter anderm machte man folgende Gesetze:

I. Alle Glieder, wes Standes oder Religion sie seyn mögen, sollen sich tugendhaft, fröhlich und vertraulich betragen, keiner dem andern ein widriges Wort übel aufnehmen, aber sich auch aller groben Scherze enthalten.

II. Die Glieder sollen unsre Muttersprache, ohne Einmischung fremder, ausländischer Flickwörter im Reden und Schreiben auszuüben und in ihrem Wesen zu erhalten suchen.

III. Jeder Gesellschafter soll verbunden seyn, ein in Gold geschmelztes Gemälde, worin auf der einen Seite der Palmbaum und der Walspruch der fruchtbringenden Gesellschaft, auf der andern Seite aber des Gesellschafters selbst eigenes Gemälde mit dem Namen und Worte an einem sittiggrünen, seidenen Bande zu tragen.

IV. Jederzeit soll dem durchlauchtigsten Palmorden (wie der Secretair ihn oft nennt,) ein deutscher Reichsfürst als Oberhaupt und Regent vorstehn, um ihn vor allen Lästerern, neidsüchtigen Feinden und neugierigen Wortketzern zu schützen.

V. Zu Vermeidung alles Ehrengeprangstreites, soll das Alter der Aufnahme eines Mitglieds, und nicht sein bürgerlicher Rang den Platz in der Gesellschaft bestimmen. Der Gesellschaftssaal war auf dem fürstlichen Schlosse zu Cöthen.

Der Secretair der Gesellschaft rühmt die Herablassung der Ordensglieder fürstlichen Standes zwar sehr, giebt aber doch den übrigen Gesellschaftern die treuherzige Ermahnung, nach erheischender Nothdurft und Umständen in unterthänigster Aufwartung und Demuth zu verharren, damit von der einen Seite keine Verachtung, und von der andern keine gefährliche Unterdrückung verursachet werde. Einige Standespersonen liessen sich so gar einfallen,

daß

daß man in diesen gelehrten Orden — keine Gelehrte (Kalmeuser) aufnehmen müsse, sondern er sey bloß für Fürsten und Herren gestiftet. Indessen kehrten sich die Fürsten und Herren (unter denen sehr berühmte, wackere Männer waren) eben nicht daran. So sagt eine Gesellschaftsurkunde, von der Zeit Herzog Wilhelms von Weimar: Es wäre aber gut, daß man mit Einnahme so vieler Unwürdigen etwas an sich hielte, damit allen beliebenden, ehrlichen und vornehmen Männern, was Stands sie auch seyn, der Weg zur Gesellschaft desto füglicher offen stehn möchte. Und kann ich nicht sehn, wie ohne bösen Nachklang der Gesellschaft, würdigen und um die Sprache wolverdienten der Eintrit versagt werden kann. — So urtheilte ein Mann vom höchsten, deutschen Adel.

Auch Frauenzimmern wurde der Orden verliehn. Man findt aber nur zwey, welche aufgenommen worden; die Eine, weil sie die letzten Stunden des Herrn von Pleßis aus dem Französischen übersetzt, die Andere (Herzog Augusts des jüngern von Braunschweig Gemahlin) weil sie in allen Wissenschaften, Sprachen, in der Musik und allen fürstlichen Tugenden alle andre Frauenzimmer übertroffen hat.

Die Aufnahme eines Gliedes geschah auf dreyerley Art: Entweder durch persönliche Einführung,

oder durch Vollmacht, oder durch Zufertigung eines offenen Annehmungsbriefes. Ob der Orden gewisse bestimmte Zusammenkünfte gehalten habe? Ob die Glieder unter und mit einander in einer engern Verbindung gestanden? Ob und wasfür gemeinschaftliche Unternehmungen sie ausgeführt u. s. w. von dem allem giebt uns der Geschichtschreiber des Ordens keine Nachricht.

Der Fürst Ludewig von Anhalt war sechs und dreyßig Jahre das Oberhaupt der Gesellschaft. Zu Folge seines letzten Willens, und auf den einmüthigen Entschluß der ältesten und vornehmsten Glieder, wurde nach seinem Tode (aber erst nach Endigung des Trauerjahrs, welches man allemal beym Absterben eines Oberhauptes vergehen ließ, ehe man ein neues erwählte,) Herzog Wilhelm von Weimar zu seinem Nachfolger erwählt. Vier und zwanzig der vornehmsten Mitglieder schickten den Rath von Freyberg, als Gesandten, aus Köthen nach Weimar. Dieser übergab das Schreiben der Glieder in einer feyerlichen Audienz den 8. May 1651. nebst dem Erzschrein und dem grossen silbernen Siegel, den Registern u. s. w. Der Herzog nahm den Antrag an, und dankte dafür in einem sehr höflichen Briefe, der noch aufbewahrt ist. Er blieb Regent des Ordens bis an seinen Tod, den 17. May 1662. Der Orden konnte, selbst nach Ablauf des Trauer-

jahrs, zu keinem Schlusse über die Wahl eines neuen Oberhaupts kommen, woran die Furcht vor dem Einbruche der Türken, die Erfurtschen Unruhen u. s. w. Schuld waren. Endlich wurde im J. 1667. der Herzog August, postulirter Administrator des Erzstifts Magdeburg, zum neuen Regenten erwählt.

Vom J. 1617. bis 1668 sind in den Orden aufgenommen worden:

Ein König.
Drey Churfürsten.
Neun und vierzig Herzoge.
Vier Markgrafen.
Zehn Landgrafen.
Acht Pfalzgrafen.
Neunzehn Fürsten.
Sechszig Grafen.
Fünf und dreyßig Freyherren.
Sechshundert Edelleute und Gelehrte.

Die Zahl der eigentlichen Gelehrten von Profeßion belauft sich nicht völlig auf hundert, und unter diesen war der fünfte Theil Schriftsteller. Unter diesen bemerken wir, ausser Opitzen nur folgende: *

* Von dem Kupferstecher Matth. Merian hat man ein Werkgen, unter folgender Aufschrift: „Der

Fürst Ludwig von Anhalt war nicht allein selbst Schriftsteller, sondern übersetzte auch aus andern Sprachen, und unter andern Petrarchens Siegesprachten.

Herzog Wilhelm von Weimar war ein geistlicher Liederdichter.

Herzog Anton Ulrich von Braunschweig schrieb Romane, Sing-Komödien und Ballete, ferner, jedoch ohne Namen, Christfürstliches Davids Harfenspiel.

Dietrich von dem Werter übersetzte den Ariost. Er war auch selbst Dichter.

Wilhelm von Kalchum, genannt Lohhausen, übersetzte den Sallust.

Franz Jul. von dem Knesebek erfand eine neue Art der dreyständigen Sinnbilder.

C. M. Grodnitz von Grodnau, Churbaierischer geheimer Rath, übersetzte die Annalen des Tacitus.

Freyherr von Kunowitz, den Nepos.

Tobias Hübner, den de Bartas.

Olearius, dessen Reisebeschreibungen noch izt geschätzt werden, verdeutschte des Schach Sadi persisches Rosenthal.

„ Fruchtbringenden Gesellschaft, Nahmen, Vor-
„ haben, Gemählde und Wörter nach jedes
„ Einnahme ordentlich in Kupfer gestochen, und
„ in achtzeilige Reimgesetze verfasset. Frankf. am
„ Mayn.“ 4. 1646.

Es war gebräuchlich, daß die Glieder des Palmordens ein Exemplar ihrer herausgegebenen Schriften an den Erzschrein einsendeten, wenigstens geschah es bis zum Absterben Herzog Wilhelms. Uns ist unbekannt, wo diese Sammlung geblieben.

Der Orden erlosch im J. 1680.

Von Just. Georg Schottel und von dem Freyherrn von Schwarzenhorn findt man Nachricht in Wielands deutschem Mercur, März 1784. Von andern Gliedern des Ordens sagen wir nichts, um noch etwas ausführlicher von den braunschweigischen Fürsten, als Schriftstellern und besonders Dichtern, zu reden.

Einem Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg, Ferdinand Albrecht, schreibt Dahlmann in seinem gelehrten Schauplatz s. 585. folgendes Werk zu: „ Sonderbare aus göttlichem Eingeben andächtige Gedanken in Reime gebracht, und gemacht „ von einem Liebhaber seines Herrn Jesu, deswegen auch, weil er die reine Wahrheit und Aufrichtigkeit bis in den Tod zu lieben und zu verthaydigen beschlossen, unglückseligen Fürsten, auch „ nach desselben Verordnung und Einrichtung, mit „ ihren Singweisen, von seiner Hof-Capellen gemacht und hervorgegeben, von Frömmigkeit Ankerfest Haltenden Zur Beständigkeit Und Liebe. „ Bevern 1677. 4to.“ Schon in diesem Titel be-

merkt man die noch verwickelte, zum Theil lateinische Wortfügung. Bey dem Exemplar, welches der Verfasser der akademischen Bibliothek zu Rostok schenkte, unterschreibt er sich eigenhändig: Ferdinand Albrecht, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, des fürstl. evangel. Stifts zu Straßburg Senior. Das Datum lautet: „Unsers verfolgten „Lebens von falschen Brüdern, neidischen Freunden und ungetreuen Dienern 43 Jahre, weniger „13 Tage.“

Von Herzog Anton Ulrich sehe man auch Adelungs Fortsetzung des Jöcherischen Lexicons. Von dieses Fürsten christfürstlichem Davidischem Harfenspiel, mit Singweisen und Arien, hat man eine zwote Ausgabe, Wolffenbüttel 1670, Octav, welcher Ausgabe Spener in seiner Sylloge historico-genealogica s. 514. erwähnet. Die Melodien dabey sollen von der Mutter des Herzogs, Dorothea von Anhalt, aufgesetzt seyn. Ueber das ganze Werk hatte Schottel die Aufsicht. — Damals verleitete die kirchliche so wol als die politische Polemik zu gedehntem, verwickeltem, buntfarbigtem Vortrage. Mit Vorsatz verbarg sie sich bald unter dem Schutte gelehrter Citaten, bald verschanzte sie sich ängstlich hinter aufgethürmten Parenthesen und Einschränkungen. Da die Musen sich selten aus dem Cabinet und vom Katheder in die Welt wagten, so war es kein Wunder, wenn ihre Sprache entweder steif

und weitschweifig, oder, nach italiänischem und französischem Geschmacke, geformt war. Wenn man auch Romane und Schauspiele hatte, so waren es meistens exotische Pflanzen. Des Herrn von Stubenberg Eromena ist eine Dollmetschung aus dem Italiänischen des Biondi; Lohensteins Arminius eine Compilation von unzeitiger Belesenheit; Buchholzens Herkules und Herkulisca ein Roman ohne Welt, wie ihr Verfasser, ein Pfarrer. Anshelms von Ziegler Banise pedantisch und schwülstig. Es sind Romane in dem sublimirten Geiste der Scüdery und des Kalprenede. Unter allen andern unterscheiden sich die syrische Aramena und römische Octavia, beyde von Braunschweigern verfaßt, die eine von dem Herzog Anton Ulrich. Die Sprache des herzoglichen Schriftstellers hat Einfalt ohne Gezier, Naivität ohne Plattheit, Würde ohne Schweerfälligkeit. Die Erfindungen sind etwas gezwungen, die Character aber verrathen Welt, Natur und Gefühl. In des Herzogs Roman ist ein Schäferspiel eingerückt: Jacob um Rahel betrogen. Aus diesem Stück zum Beschlusse folgende Stellen zur Probe:

Lea. Sollt Jacob sich durch mich betrogen spüren?
Sollt ich den Mann der Rahel so entführen?
Probiert mich nicht, die Schwester ist mir lieb,
Der ich gar gern den Glückesvorzug gieb.

Semira. Dank du dem Glück, wenn es dich will anlachen.

Lea. Ich will mich nicht durch Laster glücklich machen.

Laban. Lieb dein Geblüt, jedoch dich selbst voran.

Lea. Nach Haß ich wol, mich liebend, rennen kann.

Sem. Man sorgt für dich, ist dieses dir entgegen?

Lea. Die List soll mich zu keinem Bräutgam legen.

Laban. Gehorche du. Lea. Ich thu was Tugend spricht.

Sem. Was man dir sagt, das ist kein Laster nicht.

Lea. Ach nein! Lab. Sprich ja! Lea. Wie soll ich?

Sem. Wirst du streiten!
Hartnäckigs Kind, mein Zorn soll dich begleiten!

Lab. Nenn ja forthin dich Labans Tochter nicht,
Wenn nicht mein Will bey dir findt Kindespflicht.

Lea. Ach sollt ich so dieß liebe Paar betrüben?
Er liebt mich nicht. Sem. Er wird dich künftig lieben.

Lab. Als Weib. Lea. Als die, die ihn bracht um sein Weib.

Sem. Dafür ist Rath. Lea. Daß ich verächtlich bleib.

Jacob und Rahel halten der Lea Betrübniß für

Mißgunst und Unmuth. Sie widersetzt sich, die wahre Ursach zu sagen.

Rahel dein Leiden ist das meine.

Lea. Ach wär es nicht! Ach wär es mein alleine!
Dich meine Last wird drücken allzufrüh.

Lea allein.) Ich werd verfolgt seyn oder folgen müssen.
Mit Unschuld ich zu dieser Schulde komme.
Vielleicht theil ich mit Rahel noch den Mann,
Die neben ihr mich ja noch leiden kann.
Nehm ich den Leib, ihr bleibet doch das Herze
Mit meinem wird also geheilt ihr Schmerze,
— — — — Sieht Jacob mich nicht schön,
Er soll mein Herz voll Treu und Tugend sehn.

Man bemerke das gedrungene und die schöne Wendung in diesen beyden letztern Versen. In andern Versen ist die Versetzung noch etwas hart, z. B.

Dich meine Last wird drücken allzufrüh.

Kurz, durch den Gebrauch des Mittelwortes, aber dunkel ist obiger Vers:

Nach Haß ich wol, mich liebend, rennen kann.

Indem die Schäferinnen Rahel auch aufputzen, scherzen sie also:

Wie schön saß sie doch gestern in dem Bad!
Ach! sehet doch die Silberfaden hangen!
Nicht schöner Heva war im Garten Eden.
Sitz nur hieher, du Engel auf der Erd.
Nun schönes Haar, du must dich lassen kämmen,
Wir wollen dich auffschneckeln, kräuseln, flämmen. *
Wie wird doch heut in dieser Locken Zwirn,
In dieses Netz sich Jacobs Herz verwirrn.
Dieß ist das Garn, womit man Herzen fängt;
Das meine selbst sich in die Maschen mengt!
Der göldne Schleir verhülle dieß Gesicht,
Daß man es seh vor Scham erröthen nicht.

Indem Lea nach der bräutlichen Kammer geschleppt wird, schreyt sie:

O Himmel, sprich, sey meiner Unschuld Zeuge!
Vor Euch ich hier die Kniee, ihr Eltern, beuge.
Hört meine Bitt', hört auch die Rahel an,
Laßt ihr, den sie, und der sie lieb gewann.
Ich weinte stets, dieß Unrecht zu begehen.

Rahel. Ich wäine nun, verstossen mich zu sehen.
Ach, Vater, laß doch meinen Jacob mir!

Lea. Ach Mutter, laß doch ihren Jacob ihr!

Rahel. Nihm ihn, nicht mich, die er so theur erworben.

---

* Wörter zur Bereicherung der deutschen Toilettesprache.

Lea. Ohn die er stets wird leben, wie gestorben.
Sem. Sie widersteht. Lab. So geh ich selber mit.
Lea. Man reißt mich hin.

Stilpa und Bilha machen Glossen über den Betrug, der Jacob gespielt wird:

Bilha. Und lachst du noch? Stilpa. Ich muß des Possens lachen.
Bilh. Der Rahel kann betrübt und weinend machen.
St. Um einen Mann! sind nicht der Männer mehr?
B. Kein Jacob doch. St. Der Lea laß die Ehr.
B. Die mit Betrug muß einen Mann bekommen.
St. Daß ihr nicht würd die Erstgeburt genommen.
B. Wenn sie dies Recht auch in der Schönheit hätte!
St. Die siehet man bey Nacht nicht und im Bette.
B. Wenn sie uns nicht verrieth die Morgenröthe.
St. Vielleicht man dir auch nicht zuwider thäte,
Wenn man dich so zuleget einem Mann.
B. Der Spiegel mir noch etwas zeigen kann,
Das mir bey Tag wird einen Mann erwerben.
St. Ich denke wol, du wirst nicht Jungfer sterben,
Vielleicht kömmst du noch selbst bey ihm zu liegen.
B. Glaub mir es zu, mir träumt in nächster Nacht,
Wie in sein Bett mich Rahel hab gebracht.

St. Und Lea mich. Mir ist's auch vorgekommen.
B. So hätt' er dann der Weiber vier genommen.

Nach Entdeckung des Betrugs entsteht ein edler Streit zwischen dem verbundenen Kleeblatt:

Jacob. Ich wäre todt, wenn Rahel mich verließ.
Rahel. Verlier ich ihn, bald soll der Tod mich binden.
Lea. Wo wird man denn mich ohn Euch beyde finden?
Mich nehm der Tod, nihm du den Jacob hin,
Und lern, daß ich die treue Schwester bin.
Jac. Die Unschuld muß hiebey nicht Strafe leiden.
Rah. Ich will dich nicht von deinem Manne scheiden.
Lea. Dein ist der Mann.

Nach Labans Ausspruch, daß beyde Schwestern Jacobs seyn sollten, sagt Lea:

Ich theile gern mit Rahel meinen Mann.
Nimm, Jacob, hin die Rahel, deine Liebe,
Der Rahel ich hiermit den Jacob giebe.
Mein ganzes Recht nihm selbst von meiner Hand;
Dein halbes Herz mir werde zugewandt;
Sein halbes auch. Wolltst du noch mehr verlangen?
Ich laß an dir den ganzen Jacob hangen?
Ein Theil von mir schließt euern Herzen ein,
Uns Dreye laßt ein treues Kleeblat seyn!

Ausführlichere Nachrichten von dem Orden der fruchtbringenden Gesellschaft würden wol wenig interessant seyn. Auch übergehn wir eine Menge deutscher Poeten und Reimer aus dem XVIIten Jahrhunderte, von denen die mehrern sich in das eine oder in das andere Extrem, entweder tief in schlammigte Sümpfe oder hoch in buntfarbigten Wolken verloren. In alphabetischer Ordnung findt man ihre Namen und ihre Schriften in einem Werkgen, unter folgender Aufschrift: Specimen Dissertationis historico-criticæ de Poëtis Germanicis hujus seculi præcipuis, in Academia quadam celeberrima publice ventilatum a M. E. N. anno 1706. Dieses vielleicht selten gewordene Wörterbuch deutscher Poeten befindt sich auf der Zürcherschen Stadtbibliothek Q. 155. Nach dem Geschmack seines Zeitalters weiß der ungenannte Verfasser nicht genug Worte zur Lobpreisung eines Andr. Gryphius, Lohensteins und Hofmannswaldaus zu finden. Zur Probe liefern wir die Artickel über diese Dichter im Auszuge:

Gryphius (Andr.) Syndik zu Glogau. Wenn Caspar Lohenstein der deutsche Sophokles ist, so ist Gryphius unser Euripides. Sein Lustspiel, der schwärmende Schäfer, ist eine Uebersetzung von Korneillens Berger extravagant. Sein Schauspiel, Peter Squenz, wird auch einen Kato zum Lachen bewegen, eben so seine Komödie, Horribilicribrifax.

Besonders Lob schreibt der ungenannte Verfasser des Gryphius geistlichen Betrachtungen, voraus seinem Gedicht über das Leiden des Erlösers zu. — In gleich Hyperbolischem Tone redet er von Gryphius Sohne, Christian, Rector zu Breßlau. Die Stellen indeß, die er aus seinen Gedichten anführt, zeigen wenig Geschmack.

Hofmannswaldau (Christian) kaiserlicher Rath und Oberhaupt der Stadt Breßlau. Er starb im J. 1679. Seine Heldenbriefe, sagt unser ungenannte Verfasser, sind mehr werth als eine Iliade. Zugleich führt er einige bisher ungedruckte Epigrammen an, die Hofmannswaldaus falschen Witz genugsam verrathen, z. B.

Heinrich IV. K. in Frankr.

Ich bin durch Schimpf und Ernst zu meinem
Reiche kommen.
Ein unerhörter Mord hat mir es weggenommen.
Was half mich, was ich ließ? Was half, was ich
gethan?
Nachdem ein Messer mehr, denn eine Messe kann.

Friedrich, K. in Böhmen.

Mich hat die Venus mehr als Jupiter gekennt.
Die Flamme kömmt von mir, die noch in Deutsch-
land brennt.

Ach, daß mein junger Sinn doch nicht erfahren hätte,
Daß höher ist ein Thron, als der Gemahlin Bette.

Herzog von Alba.

Hier liegt der Wüterich, so nichts von Ruh gehört,
Bis ihn der bleiche Tod ein neues Wort gelehrt.
Er brach ihm seinen Hals und sprach: Du mußt erbleichen,
Sonst würd ich dir noch selbst im Würgen müssen weichen.

Wallenstein.

Hier liegt das grosse Haupt, so izt wird ausgelacht.
Viel wissen das von mir, so ich mir nicht gedacht.
Dieß wußt ich, daß ein Stein nicht leicht ein Stern kann werden.
Ein Stein, wie hoch er steigt, fällt endlich zu der Erden.

Lohenstein (Daniel Casp.) ebenfalls kayserl. Rath und Syndikus zu Breßlau. Der ungenannte Verfasser setzt seine Trauerspiele hoch über alles, was Rom und Griechenland hervorbrachten, empor. Eben so erhebt er seine Heldenbriefe und seinen Arminius. Witz, Imagination und Gelehrsamkeit kann man diesen Dichtern nicht absprechen,

allein ihnen fehlt es ganz an Geschmack. Die Hyperbolen, die sie sich so häufig erlaubten, sind Dichtern einer Nation ganz natürlich, deren Cutur noch nicht so weit fortgerückt ist, daß der Verstand über die Imagination herrscht. Je mehr durch den Umgang und die Lectüre der Spanier und der Italiäner ihr Geist erhitzt wurde, desto gewöhnlicher wurde bey ihnen der schwülstige und gekünstelte Ausdruck. Auch bey den Franzosen findet man hievon die Spuren. So z. B. sagt Malherbe von der Busse des Petrus:

C'est alors que ses Cris en tonnerres éclatent,
Ses soupirs se font vents qui les chênes combat-
tent;
Et ses pleurs, qui tantôt descendoient mollement,
Ressemblent au torrent, qui des hautes monta-
gnes
Ravagéant & noyant les voisines campagnes,
Veut que tout l'Univers ne soit qu'un élement.

Nach dem Untergange der fruchtbringenden Gesellschaft schlug man zu wiederholten Malen die Errichtung entweder eines ähnlichen Ordens oder auch einer deutschen Akademie vor. Den Nutzen einer solchen zeigte schon Leibnitz, und Heräus übergab einem kayserlichen Minister unvorgreifliche Gedanken über die Errichtung einer deutschen Sprachgesellschaft. Seinen Entwurf findt man in der zwo-

ten

ten Ausgabe der Heräischen Gedichte, Nürnberg, 1721. Auch ist er in das zweyte Stück der kritischen Beyträge zur Historie der deutschen Sprache eingerückt worden.

Friedr. Rud. Ludw. von Caniz. *

Nicht ungewöhnlich ist es, Staatskunst und Dichtkunst vereinigt zu sehn. Von jener erhält diese Weltkenntniß und Urbanität. Diese verschaft jener eine gefälligere, lebhaftere Mine. Auch bey dem Freyherrn von Caniz sah man beydes verbunden, die Talente des Weltmannes mit dem Genie des Dichters. Vornehm durch Geburt und altadeliche Abkunft, glänzt er vorzüglich durch eigne Verdienste. Sein Vater war Ludewig von Caniz,

* S. Canizens Leben von J. U. König in der Königschen Ausgabe von Canizens Gedichten Leipz. und Berlin 1727.

Erbherr auf Mehdenecken und Domelkain, Churfürstl. Brandenburg. Hof- und Gerichtsrath, auch Preuß. Landrath und Hauptmann zu Balge. Seine Mutter Anna Elisabeth, Tochter des berühmten Conrad von Burgsdorf, Churbrandenb. Ober-Kammerherrn, Geheimdenraths, Obristen zu Roß und Fuß, Ober-Commendanten aller Märkischen Festungen, Domprobsts zu Halberstadt und Magdeburg, Johanniter-Ritters und Commenthurs zu Lagow, Erbherrn auf Goldbeck, Bückow, Oberdorf, Groß-Machenow. Das Weltlicht erblickte unser Caniz den 27. November 1654. Noch in Mutterleibe verlor er den Vater, ehe die schwangere Wittwe sicher war, daß sie zum erstenmale Mutter geworden. Zwischen dem Sarge des allzufrühe verwelkten Gatten und der Wiege des verwaiseten Knaben war für sie der einzige Trost der Anblick des lächelnden Säuglings. Einige Zeit hernach vermählte sie sich aufs neue mit dem Chursächs. Generał-Feldmarschall, Freyherrn von der Golz. Hierauf kam der junge Caniz unter die Aufsicht seiner Großmutter, der verwittweten Ober-Cammerherrin von Burgsdorf. Unter guter Anleitung brachte er es bald so weit, daß er schon im siebzehnten Jahre fähig war auf höhere Schulen zu gehn. Im J. 1671. begab er sich zur Fortsetzung der Studien nach Leiden. Unerträglich war der großmütterlichen und mütterlichen Sehnsucht solche weite Ent-

fernung. Im J. 1673. sah er sich genöthigt, auf die näher gelegene Universität nach Leipzig zu ziehn. Daselbst erwarb er sich die Freundschaft der edelsten Jünglinge, vorzüglich zween junger Sachsen, Hans Haubold von Einsidel und Carl Gottfried Bose. Ersterer starb als Oberhofmeister der Königin-Mutter; Letzterer ward hernach vom Kayser zum Reichsgrafen erhoben. Zum Hofmeister hatten sie den Sohn des Weimarschen Generalsuperintendenten, Niclas Zapfen. Wegen gleicher Neigung zur Dichtkunst war dieser für Canizen, was vormals Rüßler für Opitzen gewesen. In zärtlichster Brüderschaft lebten die vier Jünglinge. Durch gefällige Anmut, durch gleichförmige Aufführung wußte Caniz aller Herzen zu fesseln. Schon damals besaß er eine ganz besondere Gabe, Witz und Salz in seine Reden zu streun, ohne dabey nur im Geringsten aus den Schranken zu treten. Zugleich trieb er seine Studien mit solcher Anstrengung, daß ihm keiner, der daraus seinen einzigen Erwerb machen muß, nur von Ferne gleich kam. Oeffentlich vertheidigte er im J. 1674. unter Jacob Thomasius eine academische Streitschrift: Von den nöthigen Behutsamkeiten der Grossen bey ihren Zusammenkünften und Unterhandlungen. Er wiedmete sie dem Brandenburgischen Churprinzen.

Frühzeitig äusserte sich bey ihm die Neigung zur

Dichtkunst. In der Satyre von der Poesie sagt er von sich selbst:

In meinem Schülerstand, auf den bestäubten Bänken
Hub sich die Kurzweil an; sollt ich auf Sprüche denken,
Die man gezwungen lernt und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn, nach Papageyen Art,
Sie, zu der Aeltern Trost, dem Lehrer nachgesprochen,
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen.

Nie indeß war er mit seinen Arbeiten zufrieden, bis sie den Beyfall seines Freundes, Nic. Zapfen, erhielten. Wechselweise lasen sie einander ihre Erfindungen und Uebersetzungen vor. Nicht ohne die lebhafteste Rührung trennten sie sich, als Canitz im J. 1675. nach Berlin zurückreisen mußte. Bis gegen das Ende dieses Jahres blieb er daselbst. Er hatte grosse Begierde, fremde Länder zu sehn. So schmerzhaft es für seine Großmutter war, diesen einzigen Erben von neuem zu missen, so konnte sie doch seinem Wunsche nicht widerstehn. Mit Churfürstlicher Einwilligung trat also der Jüngling seine Reisen an, und zwar im Begleite des damaligen churfürstlichen Secretairs, Gottfried Weissen, der

erst kurz vorher aus Frankreich über Holland zurückgekommen war. Von Berlin ging er auf Leipzig. Da er seinen Freund Zapfen daselbst nicht mehr antraf, so eilte er weg, in Hofnung, ihn in Jena zu finden. Kaum war er in Jena angelangt, so wollte er ihn auf seinem Zimmer überraschen. Leyder kam er einige Tage zu spät, indem sein Freund unmittelbar vorher abgereist war. Caniz sezte sich an desselben Schreibtisch und hinterließ für ihn ein sehr verbindliches Schreiben, worin er sich seinen Briefwechsel ausbat. Inzwischen setzten unsere Reisende ihren Weg fort; sie gingen über Augspurg und Insprugg. In Venedig langten sie eben zu der Zeit an, da die sämtliche deutsche Landsmannschaft dem neuerwählten Herzoge öffentlich ihre Beglückwünschungen abstatten wollte. Unsere Ankömmlinge wohneten nun dieser Feyerlichkeit auch bey.

Zu Ende dieses Monats gingen sie über Padua, Ravenna und Ancona nach Loretto, und von da weiter über Spoleto. Als sie von dort aus über die Gebirge ritten, that Caniz einen so gefährlichen Fall mit dem Pferde, daß er beynahe über den Felsen heruntergestürzt wäre. Indeß lidt er wenig Schaden und noch vor Ende des damaligen Jubeljahres langete er in Rom an. Anfangs des J. 1676. reiseten sie auf Neapel. Hier sammelte Caniz eine beträchtliche Menge seltener, italiänischer

Bücher. Als sie die herrlichen Naturscenen und die ehrwürdigen Alterthümer betrachteten, geriethen sie bey Pozzuolo, nebst noch einigen andern Fremden, durch den Unfug ihres Vetturino, der den Cicerone schlug, in grosse Ungelegenheit. Haufenweise lief der Pöbel zusamen und fiel sie nicht nur mit Steinen, sondern auch mit geladenem und anderm Gewehr so rasend an, daß sie sich kaum auf die Pferde werfen und durch die Flucht retten konnten. Nebst allen andern war Caniz schon weit voraus und in völliger Sicherheit, als er seinen Begleiter Weissen, der in der Verwirrung nicht sogleich ein Pferd finden konnte, auf einmal zu vermissen anfing. Sofort begab er sich nebst noch einem Gefehrten von neuem in die Gefahr zurück, um sie mit seinem Freunde zu theilen. Spornstreichs eilte ihnen dieser unbeschädigt entgegen.

Während seines Aufenthaltes in Rom nahm Caniz Unterricht bey einem gelehrten Deutschen, der sich D. Loretti nennte. Dieser unterwies ihn in den römischen Alterthümern und erklärte ihm das eben damals erschienene Werk des Gregorio Leti: Italia regnante. Auch hatte Caniz freyen Zutrit bey dem berühmten Kirchner, der ihn zugleich mit andern Gelehrten seines Ordens in Bekanntschaft brachte. Ausser andern Künsten und Wissenschaften, unterrichtete Kircher unsern jungen Poeten

auch in der Kunst, musicalische Stücke zu setzen. Dadurch, wie er selbst an seinen Freund Zapfen schreibt, erwärmte sich von neuem seine poetische Ader.

Von Rom gingen unsere Reisende über Siena, Livorno und Lucca nach Florenz. In Gesellschaft eines jungen Grafen von Trautson, hatte Caniz Zutrit bey dem Großherzog. Um so viel gnädiger begegnete ihm dieser, da er selbst ehmals im J. 1668. auf seiner Reise durch Deutschland von dessen Mutter und Stiefvater, dem Freyherrn von der Golz, in Berlin besondere Höflichkeiten empfangen. Von seinem Aufenthalt in Italien schreibt Caniz unterm 6. May 1676. an seinen Freund Zapfen:

„ Gleich izo da ich aus dem Schiff steige, wird
„ mir dein angenehmes Schreiben vom 22. März
„ eingehändigt. Der Kopf schwindelt mir noch et-
„ was von den adriatischen Wellen, sonst solltest du
„ sehn, daß meine Muse auch nicht, so gar in die-
„ ser heissen Landschaft, verschmachtet sey. Fahre
„ du aber nur fort und erwarte künftig etwas Bes-
„ sers. Mein Rückweg von Rom hieher (nach Ve-
„ nedig) ist über Florenz gegangen. Der Groß-
„ herzog ist der höflichste Fürst, den man sich ein-
„ bilden kann. Er unterredete sich mit mir von
„ dem Zustande der churfürstl. Waffen, davon er
„ bessere Nachricht hatte als ich ihm geben konnte.

„ Den Morgen drauf schickte er mir etliche Bedien-
„ ten ins Haus, die mich mit fetten Capaunen und
„ anderm Federvieh, grossen Würsten, Marzellin-
„ käsen, Zuckerwerke und andern Leckerbissen, vor-
„ nehmlich aber mit den herrlichsten Weinen, als
„ Verdea, Clairetto, Trebisano u. m. a. wol auf
„ acht Tage versahen. Ungeachtet mich nun dieses
„ ein ziemliches Trinkgeld gekostet, so hätte ich doch
„ gerne doppelt so viel gegeben, wenn ich nur, wie
„ ich tausendmal wünschte, solches in deiner ange-
„ nehmen Gesellschaft hätte verzehren können. Wir
„ sind eben noch zu recht hier angelangt, um dem
„ Feste der Meervermählung mit beyzuwohnen.
„ Herzog Christian von Gotha, den ich schon zu
„ Rom gekennt, ist, nebst seinen Leuten, darun-
„ ter ein Herr von Watzdorf, Hanstein und Ave-
„ mann, deswegen auch hier angekommen und
„ wohnt mit uns in einem Hause. Wir besehn
„ auch alles zusammen in Gesellschaft. Von des
„ Emanuel Thesaurus Sachen, die du so sehr zu
„ sehen wünschest, habe schon vieles aufgetrieben,
„ darunter seine Ars lapidaria & Argutiarum, seine
„ Philosophia moralis, seine Historia regni Italiæ,
„ wie auch seine Panegyrici sacri & profani, die
„ doch meist in italienischer Sprache geschrieben
„ sind. Wenn ich durch Türin gehe, hoffe ich mehr
„ von ihm zu kriegen. Ich verthue viel Geld in
„ Büchern und kaufe viel academische Discurse über

„ die allerseltensten Materien, welche von den klüg-
„ sten Köpfen, durch ganz Italien, in ihren ge-
„ lehrten Zusammenkünften oder Academien öffent-
„ lich verlesen und bisweilen in Druck gegeben wer-
„ den. Ich bin eine Nacht oder drey in einer
„ Barke auf dem Wasser gelegen, daß mir die
„ Rieben im Leibe davon wehe thun, und hätte
„ schon etliche Sonnette zum Lobe dieses Nachtla-
„ gers verfertigt, zumal da ich izt auch die italie-
„ nischen Poeten lese, daraus ich gerne manche
„ schöne Redensart und Erfindung anbrächte, wenn
„ ich dich, conscium & arbitrem otii mei, bey
„ mir hätte. Schicke mir künftig deine Briefe
„ nur gleich nach Lyon, doch spare ja kein Papier.
„ Ich habe Rom sehr ungern verlassen und wenn
„ ich vorhin schon in Frankreich gewesen wär,
„ hätte mich dieser Ort leicht länger aufhalten kön-
„ nen: aber das Nützlichste und Nöthigste muß
„ man vorziehn. Meine Großmutter ist über sie-
„ benzig Jahre, und sollte sie abgehn, würde mein
„ Reisen entweder gar aus seyn oder doch einen
„ ziemlichen Stoß bekommen. Wie sicher ich in
„ Frankreich seyn werde, muß die Zeit lehren.
„ Ich will in Gottes Namen hinreisen und dich da-
„ selbst erwarten u. s. w.“

In Florenz besah Caniz, in Gesellschaft des Prinzen von Curland, den großherzoglichen Bücher-

schatz, auch genoß er den Umgang des berühmten Magliabechi. Auf der Reise nach Padua gerieth durch Unvorsichtigkeit des Führers, bey spätem Abende, das Schiff zwischen zwo Mauren, so daß Caniz mit seinen Gefehrten weder vorwärts noch rückwärts kommen konnte. Sie stiegen aus, hielten sich an Ketten fest und nicht ohne Lebensgefahr erklommen sie die Anhöhe. Zu Padua sahn unsere Reisende den aus Frankreich verbanneten Carl Patin. Er führte sie zu den dortigen Gelehrten, dem Mönch F. Macedo, dem Grafen Zabarella u. a. In Verona zeigte ihnen Mascardi seine gelehrten Merkwürdigkeiten. In Mayland studirten sie verschiedene Handschriften der Ambrosianischen Bibliothek. In Türin besichtigten sie den Hof. Die Sitten daselbst fanden sie weit ungezwungener als an keinem andern Orte in Wälschland. In Genf hofete Caniz seine Schulfreunde, die Herren von Einsiedel und Bose, umarmen zu können. Stündlich erwartete man sie mit dem Würtembergischen Prinzen. Sein Wunsch mißlang ihm, wie ehmals in Jena mit Zapfen. Nachdem er sich in Gesellschaft des Grafen von Hohenlohe in Genf umgesehn hatte, sah er sich gedrungen, seinem Begleiter Weissen nach Lyon zu folgen. Sehr angenehm ward er daselbst durch einen Besuch von den Herren von Einsiedel und Bose überrascht. Nach dreymonatlichem Aufenthalte zu Lyon durchreisete er Provenze und Lan-

guedoc. Zu Ende des Octobers langte er in Paris an. Hier stellte ihn der Berlinische Gesandte Herr von Milet, dem Dauphin und dem Hofe zu St. Germain vor. Mit grosser Anstrengung studirte er nun die französische, spanische, englische Sprache, auch verabsäumete er keine adelichen Uebungen und Spiele. Während seines Aufenthaltes in Frankreich erhielt er von Haus aus die unangenehme Nachricht, daß seine Mutter, aus Eifersucht gegen ihren zweyten Gemahl, den General von der Goltz, die Ehescheidung begehrt und erhalten, auch sich hernach zum drittenmale, und zwar nunmehr mit einem französischen Edelmanne von Brünboc vermählt habe. Hierüber schreibt er unterm 11. Jenner 1677. an seinen Zapfen aus Paris. „Mein „neuer Stiefvater, der andere dieses Namens, „soll krank seyn. Er heißt Baron Brünboc, und „ist, wie ich nunmehr von gewisser Hand allhier „erfahren, von gutem Hause. Sein Bruder ist „der Marquis Larray, ein Edelmann in der Nor„mandie. Mit der Scheidung ist es wunderlich „hergegangen u. s. w. Meine Großmutter ist mit „der neuen Heyrath sehr übel zufrieden: Ich „aber gebe mich nun besser darein als im Anfange, da ich noch Etwas Hofnung zur Aenderung „hatte:

„Und seh ich nun geduldtig an,
„Was ich doch nicht mehr ändern kann.“

In Paris fiel er in eine gefährliche Krankheit. Nach der Genesung reisete er mit Weissen nach England. In London war ihr erster Besuch bey dem Brandenburgischen Gesandten, Freyherrn von Schwerin. Ungemein freundschaftlich empfing dieser unsern Caniz, ohne zu ahnden, daß er seinen künftigen Eydam bewirthe. Der Freyherr von Schwerin stellte ihn bey Hof vor und verschafte ihm die ausgesuchteste Bekanntschaft.

Von London begaben sich unsere Reisende nach Holland. In Leyden sahn sie den gelehrten Dänen, Stenon, und den jüngern Gronov; in Hag und zu Nimegen erhielten sie ausnemmende Gunstbezeugungen von den Berlinischen Bevollmächtigten.

Sogleich nach der Zurückkunft in Berlin sah unser Caniz sich von dem grossen Friedrich Wilhelm zum Kammerjunker ernennet. In der Ungewißheit des Wiedersehens, hatte mittlerweile seine Großmutter, sogleich nach der dritten Vermählung seiner Mutter, ihren letzten Willen niedergelegt. Vermög desselben bestimmte sie für Canizen das Einträglichste von ihren Gütern, nämlich Blumberg, nebst ihrem Haus in Berlin, beydes zusammen über siebzigtausend Thaler am Werthe, ohne das viele und kostbare Geschmeide. Das übrige behielt zur Nutznieſſung die Mutter, jedoch unter der Ein-

schränkung, daß es einst ausschliessend an Canizen zurückfallen sollte.

Noch in dem J. 1677. folgte er dem Churfürsten in den Feldzug nach Pommern. Hier fand er seinen theuren Freund Zapfen; er nahm ihn in sein Gezelt und zog ihn überall bey den Grossen hervor. Beyde wurden von der epidemischen Lagerkrankheit so sehr ergriffen, daß sie nach Berlin zurückkehren mußten. Hier begegnete Zapfen ein sonderbarer Zufall. Eines Morgens träumte ihm, daß er sich mit dem Federmesser in dem Fusse verwundet hätte; ganz erschrocken fuhr er aus dem Schlaf auf. Als er aus dem Beth stieg, machte ihm wirkich dieses Federmesser, welches in der Nacht vom Tische herab in seine Pantoffel gefallen war, eine solche Wunde in die eine grosse Zehe, daß er bey vier Wochen mit Heilung derselben zubringen mußte. Die ganze Zeit über hielt ihn Caniz frey in dem Gasthof; hernach nahm er ihn mit sich zu seiner Mutter auf ihr nahgelegelegenes Gut Dietersdorf. Der Widerwillen und das Mißtraun gegen seinen zweyten Stiefvater waren bey der Großmutter so stark, daß sie erst nach öfters wiederholter mütterlicher Einladung in die Lustreise einwilligte.

Caniz wurde mit Zapfen so wol von seiner Mutter als von seinem Stiefvater sehr verbindlich empfangen. Dem ausdrücklichen Verbote der Groß-

mutter zuwider, lieſſen ſie ſich zum Uebernachten bereden. Abends ſchmauchte Caniz mit ſeinem Stiefvater ein Pfeifgen; plötzlich überfiel ihn eine ſolche Uebelkeit, daß er ſich unter dem Vorwande freye Luft zu ſchöpfen, mit Zapfen in den Garten verfügte. Da ihm aber, auch nach dem Erbrechen, immer ſchlimmer wurde, ſo erinnerte er ſich der großmütterlichen Warnung und auch bey ihm entſtand gegen den Stiefvater einiges Mißtraun. Auf Zureden ſeines beſtürzten Freundes, ſchlich er ſich mit ihm durch die Gartenthüre. Erſt ſpät in der Nacht langten ſie in Berlin an. Nachdem der Erfolg zeigete, daß die Unpäßlichkeit wol auch hätte zufällig geweſen ſeyn können, ſo verbarg Caniz der Großmutter den Vorfall auf das ſorgfältigſte, um nicht ſie noch mehr in ihrem Mißtraun zu ſtärken. Schriftlich entſchuldigte er ſich bey der Mutter wegen ſeines verſtolenen Aufbruchs. Auch ſeither geſtattete er dem Argwohn ſo wenig Raum, daß er vielmehr jeden Anlaß ergriff, ſeinem Stiefvater nützliche Dienſte zu leiſten.

Unbeſiegt von jedem weiblichen Reitze blieb bisher unſer Dichter: Nun aber erblickte er in dem Hauſe ſeiner Großmutter gegenüber eine bezaubernde Schöne, die auf einmal ſein Herz aus dem Gleichgewicht brachte. Es war eine Fräulein von Arnimb. Schon im fünften Jahre hatte ſie den

Vater verloren. Ihr Stiefvater war nun der Kammerpresident, Freyherr von Canstein. Bey diesem war Canizens Reisegefährte, Herr Weisse, vormals als Secretair in Diensten gestanden. Weisse und Zapfe unterhielten Canizens Neigung. Fataler Weise aber sah der verliebte Dichter sich genöthigt, Berlin zu verlassen. Im J. 1678. mußte er dem Pommerschen Feldzuge folgen. Im J. 1679. erhielt er Befehl, mit dem Hofe nach Preussen zu gehn. Nach geendigten Feldzügen überließ er seine Cammerjunkerstelle dem Herrn von Mandelsloh, erhielt aber von dem Churfürsten die Amtshauptmannschaft der Aemter Zossen und Trebbin, die ihm sein gewesener Stiefvater, der General von der Golz, abtrat. Erst im J. 1681. hatte er das Glück, seine geprüfte Liebe gekrönet zu sehn. Die seligsten Tage durchlebte er mit der würdigsten Gemahlin auf seinem Landgute Blumberg. Der Churfürst ernennte ihn zum Hof- und Legationsrathe, mit Befehl, er möchte nun öftrer, als bisher, bey Hofe erscheinen. Zu gleicher Zeit erlebte er das Vergnügen, daß seine beyden Freunde befördert wurden; Weiß erhielt die Stelle eines Brandenburgischen Cammerraths, Zapfe kam nach Zeitz als Sächsischer Kirchenrath.

Schon im ersten Jahre seiner Vermählung hatte er das Glück, Vater zu werden: bald hernach aber

schickte er sich, auf erhaltenen Befehl, zu einer Gesandschaft an die sämtlichen, churfürstlichen Höfe am Rhein an. Seine schmerzlich betrübte Gemahlin begleitete ihn nach Leipzig. Daselbst suchte sie ihren Kummer in der Gesellschaft einer ältern Schwester, der Frau Geheimen Räthin von Schönberg, zu lindern.

Sehr glücklich gingen Canizens Unterhandlungen von statten. Puffendorf beschreibt sie im Leben Friedrich Wilhelms. (Buch XVIII. §. 65 = 67.) Bey der Zurückkünft in Berlin sah sich der junge Dichter, von noch nicht dreißig Jahren, den erfahrnesten Staatsräthen an die Seite gesetzt. Der Churfürst belohnte ihn mit der ansehnlichsten Amtshauptmannschaft Mühlenhoff und Müllenbeck. Bald darauf ward er im Märzmonat 1684. schon wieder nach Cölln abgesandt. Er ging über Hannover. Seine Unterhandlungen an diesen beyden Höfen findt man ebenfalls bey Puffendorfen beschrieben. Wegen der Zwistigkeiten zwischen dem Herzoge von Zelle und der Stadt Hamburg ward er im Hornung 1685. als Vermittler nach Niedersachsen geschickt. *

Nach der Zurückkunft beglückte ihn seine liebenswürdige Gemahlin im März 1686. mit der Geburt eines

* Puffendorf, B. XIX. §. 21 = 24.

eines lang gewünschten männlichen Erben. So süß indeß sein Ehestand war, so wurden doch seine Seligkeiten durch immer neue, stets unwillkürliche Trennungen verbittert. Schon wieder, (im September gleichen Jahres,) verreisete Caniz nach Wien. Daselbst trug er zu Beylegung der Hamburgischen Unruhen nicht wenig bey.* Auf Befehl seines Hofes verfügte er sich von Wien nach Ungarn zu den dortigen, Brandenburgischen Hilfsvölkern. Weder unter bestäubten Diplomen noch unter dem Waffengeklirre verließ ihn die Muse. In Ofen verfertigte er das rührende Trauergedicht auf seinen daselbst im Sturme gebliebenen Freund, den Grafen Dietrich von Dohna. Bey gleichem Sturme verlor er auch seinen Vetter, Joh. Georg von Caniz, dessen jüngerer Bruder die Leiche des erschossenen Prinzen nach Curland begleitete.

Nach dem Hinscheid des grossen Friedrich Wilhelms im J. 1688. sah sich unser Caniz durch Friedrich III. zu der Würde eines geheimen Rathes erhoben und schon wieder mit den ehrenvollesten Aufträgen nach Wien abgeordnet. Da ihn hierüber sein Freund, der Hofrath Zapfe, in allzudemüthigen Ausdrücken beglückwünschete, so warf er ihm diese Veränderung des Tons aufs

* S. Theatrum europæum, T. XII. f. 984.

freundschaftlichste vor: „Es würde mir leid thun, schreibt er, „wenn mein liebwerthester Herr Bru„der geglaubt hätte, daß die Abwesenheit und eine „oder andere unterdessen erhaltene Beförderung so „viel Macht über mich gewonen, daß ich einen so „werthen und lieben Freund vergessen können. „Ich versichere meinen Hochgeehrtesten Herrn Bru„der, daß ich noch immer der alte, und sein ganz „ergebener Diener sey. Weil der Herr Bruder so „gütig ist, und sich nach dem Anwachs meines „Hauses erkundigt, so muß ich berichten, daß sol„cher in fünf Kindern bestanden, die ich aber durch „göttliche Schickung bis auf zwey, nämlich einen „Sohn und eine Tochter, wieder verloren. Fleis„siger in diesem Stücke zu seyn, haben die vielfäl„tige und (wenn ichs sagen darf) fast wider mei„nen Willen aufgetragene Verschickungen verhin„dert. Bey veränderter Regierung haben Se. „Churfürstl. Durchl. mich zweymal nach einander „hieher (nach Wien) geschickt, welches mir noch „ziemlich erträglich fällt, weil Ihro Kayserl. Maje„stät, ohne meinen Ruhm zu melden, mit meiner „Aufführung allergnädigst zufrieden sind und sol„ches meiner vorigen und jzigen Herrschaft durch „eigene Handschreiben bezeuget haben. Mit allem „dem muß ich noch zur Zeit urtheilen, daß ich un„ter einem Gestirne gebohren, welches, bey der„gleichen Verschickungen, mich mit keinen Reich-

„ thümern überschütten werde; massen andere, da
„ ich indessen gelauffen, die güldene Aepfel aufge-
„ lesen. Nichts desto weniger habe dem Höchsten
„ für seine Vorsorge zu danken, sintemal er meiner
„ seligen Großmutter noch die guten Gedanken ein-
„ gegeben, daß sie mir auffer ihrem Wohnhause
„ und andern Kostbarkeiten oder ausstehenden For-
„ derungen, bey dritthalb tausend Thaler Einkom-
„ men an Gütern vermacht, und überdem ein Gut
„ von dreißigtausend Thalern, so meine Mutter ge-
„ erbt, mir zum Besten mit einem Fideicommiß
„ belegt. Ich lebe in meinem mittelmäßigen Stan-
„ de vergnügt, ohne grosse Anschläge viel zu ge-
„ winnen, aber auch ohne Furcht viel zu verlieren,
„ und mache mir, wenn es sich schicken will, einen
„ guten Tag mit aufrichtigen Freunden u. s. w.“

Kaum war Caniz von Wien nach Berlin zu-
rückgekommen, so mußte er schon wieder im Fe-
bruar 1689. nach Hamburg verreisen.* Er nahm
seine Gemahlin, nebst ihrer Schwestertochter mit
sich. Für sie miethete er eines der bequemsten Häu-
ser an dem Jungfernsteige, welches dem Portugesi-
schen Juden, Texeira zuständig war. Nach sechs
Monaten kehrte er glücklich nach Berlin zurück.
Nunmehr hofte er, wie er sich scherzhaft ausdrückt,

* S. Europ. Herold, IV. Haupthandl. s. 745.

auf Blumberg seinen Kohl in Ruhe pflanzen zu können: * Allein nach dem Absterben des letzten Herzogen von Sachsen-Lauenburg aus dem ascanischen Stamme sah er sich schon wieder zu einer Reise nach Niedersachsen genöthigt, um bey dem Herzoge von Zelle die Anhaltischen Ansprüche auf das erledigte Fürstenthum gelten zu machen. Da der Proceß vor den kaiserlichen Hof gezogen wurde, so begab er sich nach Berlin zurück. Im December befand er sich zu Sonnenburg bey Einsetzung des Ordensmeisters; zugleich erhielt er selbst das Johanniterkreutz und die Anwartschaft auf die Comenthurey Schievelbein.

Das Jahr 1690. war das erste, in welchem er mit Gesandschaftsaufträgen verschont blieb. Fern vom Getümmel des Hofes, lebte er zu Blumberg die seligsten Stunden in den Armen der Musen und seiner Gemahlin. Im J. 1691. mußte er schon wieder in besondern Angelegenheiten an den fürstlichen Hof nach Zeitz gehn; im J. 1692. wohnete er in Niedersachsen einer Vermittlung bey, wodurch der Streit wegen der Mecklenburg-Schwerinischen Erbfolge beygelegt wurde. **

---

* S. Theatr. Europ. Th. XIII. s. 821. Frankenbergs Europ. Herold, Abhandl. I. s. 513.

** S. Europ. Herold, I. Haupthandl. s. 494.

Nach seiner Zurückkunft im J. 1694. fand er seine Gemahlin in schmerzlicher Betrübniß wegen der tödtlichen Krankheit ihrer Mutter, die wirklich den 12. Octobr. dieses Jahres den Geist aufgab. Neuer Schrecken befiel sie anfangs des Jahres 1695. bey der unvermutheten Zeitung, daß ihr schönes Landgut Blumberg über die Hälfte in die Asche gelegt worden. Sie waffnete sich zwar, nach dem Beyspiel ihres in solchen Fällen sehr gelassenen Gemahls, mit mehr als weiblicher Standhaftigkeit: nichts desto weniger hatte sie durch vieles Wachen und Warten bey ihrer sterbenden Mutter und Schwester, durch die Unruhen, welche mit dem Absterben ihrer Kinder und mit dem häufigen Abreisen ihres Gemahls verbunden waren, durch immer abwechselnden Gram ihre Lebensgeister so sehr erschöpft, daß sie auf einmal, da sie hochschwanger ging, an einem Sonnabende in die gefährlichsten Ohnmachten sank. Des folgenden Tages sagte sie, nach verschiedenen liebreichen Unterredungen, zu ihrem Gemahl: Er möchte sich nicht gar zu sehr mit ihrer Genesung schmeicheln; nicht ohne innerliches Leiden habe sie ihn so oft abreisen gesehn; nunmehr komme die Reihe an sie, und bald werde sie ihm den letzten Abschied sagen; er möchte ihr aber erlauben, daß sie ihm auch im Sterben noch einen Beweis ihrer zärtlichen Fürsorge gebe. — Nach diesen Worten schlug sie ihm eine ihrer Freundinnen zur künf-

tigen Gemahlin vor. Bis in die Tiefen der Seele zerrissen, bat ihr Gemahl, sie möchte ihn mit so schmerzlichem Antrage verschonen. Nach kurzem Stillschweigen setzte sie nur noch hinzu: „Ich „ weiß, daß du dich um das Hauswesen nicht be„ kümmerst, auch dich wegen der Staatsgeschäfte „ der eignen öconomischen Geschäfte wenig annem„ men kannst: aber dein jüngst abgebranntes Land„ gut, deine schwere Haushaltung, deine eigne Ge„ sundheit, sonderheitlich unser noch unerzogener „ Sohn erfordern eine kluge Aufseherin. Mein ei„ genes Herz findt dabey sein Interesse. Ich hoffe „ nämlich, daß du dich in Gesellschaft einer mir „ bisher so geneigten Freundin desto eher deiner ge„ treuen Doris erinnern werdest.“ Ungeachtet sie dieses mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und unter liebkosendem Lächeln vorbrachte, so verhinderten doch die Aerzte, die so eben hereintraten, die Fortsetzung eines so wehmuthsvollen Gespräches. Montags kam sie unter empfindlichen Wehen mit einer unzeitigen Leibesfrucht nieder. Augenscheinlich schwand ihre Lebenskraft und sie fühlte die heftigsten Beängstigungen. Bey allem dem äusserte sie die kindlichste Unterwerfung in den Willen des Höchsten. Dienstags machte sie heimlich ihre Sterbegeräthschaft in Ordnung und schrieb noch zur Berichtigung einiger häuslichen Angelegenheit ein genaues Verzeichniß. Izt forderte sie den einzigen,

von sieben Kindern übriggebliebenen Sohn vor ihr Bette und gab ihm den mütterlichen Segen. Ihren Gemahl, welcher sich unter den heftigsten Wehklagen vor ihrem Lager niederwarf, suchte sie so viel möglich zu trösten, während daß er ihre Hände, womit sie seine beyden Wangen an sich hielt, mit den bittersten Thränen benetzte. Mit lächelnden Gebährden nahm sie auch von den übrigen Anwesenden Abschied, legte sich zur Ruhe und sagte mit heiterer Miene: Seht, ich schlafe schon wirklich! Wirklich entschlief sie bald hernach um 1. Uhr Nachmittags, ohne geringste unruhige Bewegung. Ihr Alter hatte sie nicht höher als auf 39. Jahre und nicht ganz zween Monate gebracht. In einem fünfzehnjährigen Ehestande hatte sie, wegen der häufigen Reisen ihres Gemahls, kaum den vierten Theil der Zeit an seiner Seite durchlebt. Caniz besaß sonst eine natürliche Gelassenheit: aber ganz verlor er sie bey dem Hinschid der theuren Geliebten. Tief aus dem Herzen geschrieben ist die Trauerode, die er ihr weyhte. Zum Beweis nur wenige Strophen, aus welchen der moralische Caracter des Verfassers nicht weniger als der poetische hervorstralt:

Soll ich meine Doris missen?
Hat sie mir der Tod entrissen
Oder bringt die Phantasey
Mir vielleicht ein Schrecken bey?

Lebt sie? Nein, sie ist verschwunden;
Meine Doris deckt ein Grab.
Schneid, Verhängniß, meinen Stunden
Ungesäumt den Faden ab!

* *
*

Sollt ich dich noch überleben!
Der ich mehr, als mir, ergeben,
Die ich in mein Herz gedrückt;
Dich, die du mich so beglückt,
Daß die Welt mit Kron und Reichen
Mich zu keinem Neid gebracht,
Weil ich sie, dir zu vergleichen,
Niemals groß genung geacht!

* *
*

Doris, kannst du mich betrüben?
Wo ist deine Treu geblieben,
Die an meiner Lust und Gram
Immer gleichen Antheil nahm?
Du eilst zur bestirnten Strassen,
Und hast nun zum erstenmahl
Mich und unsern Bund verlassen;
Deine Wonne schaft mir Qual!

* *
*

Was für Wellen und für Flammen
Schlagen über mich zusammen!

Unaussprechlicher Verlust,
Wie beklemmst du meine Brust!
Und wie kömmts? da ich mich kränke,
Werd ich gleichsam wie ergötzt,
Wenn ich nur an die gedenke,
Die mich in dies Leyd gesetzt.

* * *

Ihrer edeln Seele Gaben
Hielt sie zwar nicht als vergraben;
Nein, sie waren Stadt und Land
Meistens, mir doch mehr, bekannt.
Manches Weib wird hochgepreisen,
Das kaum so viel Tugend zählt,
Als die Seligste von diesen
Aus Bescheidenheit verheelt.

* * *

Daß sie wol mit Gott gestanden,
Sieht man, da sie von den Banden
Dieses Lebens wird befreyt;
Seht, wie sie der Tod bedreut:
Aber selbst beginnt zu zittern!
Denn sie zeigt ihm lächelnd an:
Daß, der die Natur erschüttern,
Ihren Schlaf kaum hindern kann.

* * *

Euch, Ihr Zeiten, die verlauffen,
Könnt ich Euch mit Blut erkauffen,
Die ich oft aus Unbedacht
Ohne Doris zugebracht!
Sonne, schenk mir diese Blicke!
Komm, verdopple deinen Schritt!
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke,
Bringt mir aber Doris mit!

* * *

Aber nein, Eilt nicht zurücke,
Sonst entfernen eure Blicke
Mir den längst begehrten Tod
Und benehmen nicht die Noth.
Doch, könnt Ihr mir Doris weisen?
Eilet fort! Nein, haltet still!
Ihr mögt warten. Ihr mögt reisen.
Ich weiß selbst nicht, was ich will.

* * *

Der einzige Trost, der Canizen überig blieb, war sein hofnungsvoller Sohn. Zu dessen Unterweisung nahm er den nachherigen, Hällischen Gottesgelehrten, D. Joachim Lange, ins Haus. Er selbst reisete in neuen Staatsangelegenheiten nach Mecklenburg. Als er in der Mitte des folgenden

Jahres nach Berlin zurück kam, fand er nicht nur überhaupt sein Hauswesen in äusserster Verwirrung, sondern aus Mangel treuer Aufsicht sah er sich beträchtlich bestohlen. Dieser Umstände bediente man sich, ihn zur zweyten Heyrath zu bereden. Für einmal widersetzte er sich und verreisete in vorigen Geschäften aufs neue nach Mecklenburg. Erst im November kam er wieder nach Hause. Kurz hernach verlobte er sich mit derjenigen Fräulein, welche ihm sieben Viertel Jahre vorher seine sterbende Gemahlin selbst zur Nachfahrin vorgeschlagen hatte. Diese Fräulein war die Tochter des damaligen würklichen Geheimen Staatsrathes, Freyherrn von Schwerin, nachherigen Reichsgrafen. Den 29. December 1696. wurde die Trauung in Gegenwart des Churfürsten und des ganzen, churfürstl. Hauses in dem Schwerinischen Hotel vollzogen. Im Frühjahr 1697. ward Caniz zum wirklichen geheimen Rathe ernennt; im J. 1698. erhob ihn der Kayser in den Reichsfreyherrlichen Stand; bald hernach schickte ihn der Churfürst zu den wichtigen Unterhandlungen in den Haag. Daselbst blieb er über ein Jahr. Wegen zunemmender Leibesschwachheiten, sonderlich wegen eines gefährlichen Brustgeschwürs, erhielt er von seinem Herrn die Erlaubniß, nach Berlin zurück zu kehren. Am Pfingstabend 1699. langte er daselbst an. Während seiner Unpäßlichkeit beehrte ihn der Churfürst selbst mit einem Besuche und versprach ihm für seine

Gemahlin und für seinen noch unerzogenen Sohn die väterlichste Vorsorge. Als endlich die Aerzte ihm bey seiner zunemmenden Brustwassersucht den unvermeidlichen Tod ankündigten, beunruhigte ihn diese Botschaft so wenig, daß er vielmehr alle diese Herren, nebst andern Freunden, bey sich zur Tafel behielt. Ueber derselben redete er mit gewohnter Freudigkeit des Geistes. Aus dem Gebeinhause ließ er einen Schädel herbeyholen und machte darüber die rührendesten Betrachtungen. Daß er seit langem mit solchen Betrachtungen vertraut gewesen, sehn wir unter anderm aus seinen Todesgedanken. Zum Beyspiele nur folgende Strophen:

Bin ich aus besserm Zeug gebaut
  Als andre meiner Jahre,
Die man noch gestern frisch geschaut
  Und heut legt auf die Baare?
Zu was dient mir der Nahrungssaft,
Als daß er neuen Zunder schafft,
  Der, wenn es Gott verhänget,
  Leicht Gift und Krankheit fänget.

* * *

Wenn ich die Gottesäker seh
  Und alles könnte lesen,
Was der, auf dessen Gruft ich geh,
In seinem Sinn gewesen,

Was eingescharrt für Hofnung hier,
So würd' ich überzeugt bey mir,
Daß, was man da bedecket,
Auch mir im Busen stecket.

* * *

Daß ich mich vor der kalten Hand
Des Todes nicht entfärbe,
So mache mich mit ihm bekannt
Vorher noch, eh ich sterbe.
Wenn schnöde Wollust mich erfüllt,
So werde durch ein Schreckenbild
Verdorrter Todtenknochen
Der Kitzel unterbrochen.

* * *

In den letzten Tagen hatte er eine Gesellschafterin seiner Gemahlin zur Wartung bey sich. Diese ersuchte er Freytags den 11. Augstm. mit Anbruche des Tages, daß sie ihn ans Fenster führen möchte. Er öfnete es und sah mit unverwandten, heitern Blicken nach der eben aufgehenden Sonne: „O, „ wenn der Anblick," rief er, „ auch nur dieses „ geschaffenen Wesens so schön und erquickend ist, „ wie unendlich entzückender wird nicht der Anblick „ der Herrlichkeit des Schöpfers selbst seyn?" Bey diesen Worten überfiel ihn ein Steckfluß und todt sank er in die Arme der Fräulein. Noch hatte er

sein fünf und vierzigstes Jahr nicht völlig vollendet. Nicht lange überlebte ihn sein einziger Sohn.

„ Mit Leichtigkeit, sagt J. U. König, schrieb „ und sprach Caniz lateinisch, französisch, italiä„ nisch, spanisch, englisch. In der Muttersprache „ floß ihm alles so leicht und doch so glücklich, daß „ er selten etwas änderte. Die Poesie war ihm „ ein Spiel. Die meisten seiner Gedichte schrieb „ er im Aufstehn und Niedergehn, oder am Cami„ ne bey einer Pfeife Toback, oder wol gar auf „ demjenigen Stule, auf welchem man sonst am „ wenigsten mit dem Kopfe zu arbeiten pflegt. Zum „ Schreiben und Reden war er gleicher Weise fer„ tig. — Sein Character war edel. Gegen jeder„ mann äusserte er die thätigste Theilnemmung. „ Ein vornehmer Hofbedienter in Berlin hatte in „ dringender Noth einige ihm anvertraute Kost„ barkeiten heimlich versetzt. Man forderte sie frü„ her zurück, als er sie wieder einlösen konnte. „ Darüber verlor er Aemter und Ehre. An Cani„ zens Tafel erzälte man dieses als eine Stadt„ neuigkeit. Mein Gott, rief er aus, ich kenne „ den Mann weiter nicht: aber warum kam er „ denn nicht in seiner Noth zu mir? Nicht wahr, „ Dorchen, (indem er sich gegen seine erste Gemah„ lin hinwendete,) du hättest, falls wir nicht so„ gleich baares Geld zur Hande gehabt, deine Per-

„ len hergegeben, um den Namen dieses Unglückli-
„ chen zu retten? Von Herzen gern, antwortete
„ sie, und nahm zu gleicher Zeit eine Perlenschnur,
„ die man über 3000. Thaler schätzte, vom Halse:
„ Hier sind sie, wenn es noch Zeit ist. — Leyder
„ war es zu späte. — Als plötzlich bey der Abend-
„ mahlzeit ein Bedienter ins Zimmer trat und
„ sagte: Gnädiger Herr, Blumberg ist abgebrannt,
„ antwortete Caniz so fort, ohne geringste Beun-
„ ruhigung über seinen persönlichen Verlurst: Ich
„ will den armen Leuten ihre Häuser wieder auf-
„ bauen lassen. Und er that es. Kraft des groß-
„ mütterlichen Testaments sollte ihm seine Mutter
„ noch ein einträgliches Gut abtreten. Nicht nur
„ erlaubte er ihr aber die Veräusserung desselben,
„ sondern noch überdieß versorgte er sie reichlich,
„ und auch nach ihrem Hinscheide leistete er seinem
„ zweyten Stiefvater allen möglichen Beystand.
„ Sonderlich war es ihm eine herzliche Lust, wenn
„ er Gelegenheit fand, einen Künstler oder Gelehr-
„ ten zur Entwicklung seiner Talente in günstigere
„ Umstände zu setzen. Bey seinen menschenfreund-
„ lichen Gesinnungen ist es sich nicht zu verwun-
„ dern, daß er beynahe immer von aufgeräumter
„ Laune war. Seine Poesien und Gespräche wa-
„ ren mit geistreichen Scherzen erheitert. “

So gesund sonst seine eigene Urtheilskraft war, so wagte es doch der bescheidne Mann nicht, in Ab-

ficht auf Hofmannswaldau und Lohenstein gegen die herrschende Meynung zu stimmen. Den angebeten Namen huldigte auch er in folgenden Zeilen:

Durch Opiz stillen Bach gehn wir mit trocknem Fuß.
Wo sieht man Hofmanns Brunn und Lohnsteins Ströme fliessen,
Und, nehm ich Bessern aus, wem ist wol mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippocrene kennt?

So wol von der Laune seines Satyrs als von seiner gefeilten, gedrungenen und gleichwol leichten Sprache nur folgende Stelle zur Probe:

Den Harpax, welcher sich zum reichen Mann gelogen
Und selten einen Spruch im Richteramt gethan,
Den er nicht nach dem Werth der Gaben abgewogen,
Den griff vor kurzer Zeit ein brennend Fieber an:
Allein es fand bey ihm gar wenig anzuzünden:
Denn weil der schnöde Geiz das meiste weggezehrt,
Kroch es der Flamme gleich, die auch bey starken Winden
Nur langsam durch den Sand verwachsner Aecker fährt.

Vermei-

Vermeinest du, mein Freund, daß dieses ihn verdrossen?
O nein, der weise Mann braucht die Gelegenheit!
Weil ihm kein Essen schmeckt, ist seinen Hausgenossen
Auch nur die halbe Kost, ein Krankenmal, bereit.

— — — — — — —

Als er nun ungefähr von seinem Heiland höret,
Der seine Schuld bezalt, die Handschrift ausgelöst,
Da wird er so von Geiz und Phantasie bethöret,
Daß er noch diese Wort' aus seinem Rachen stößt:
Was? Meine Schuld bezalt? Die Sache schwebt im Rechte.
Ich werde nichts gestehn. Wer weiß, wer noch verliert?

So groß Canizens poetisches Verdienst war, so urtheilte doch er selbst davon so bescheiden, daß er bey Lebzeiten nichts von seinen Gedichten herausgeben wollte. Sogleich nach seinem Hinscheid aber erschien im J. 1700. die erste Ausgabe derselben, die sein Schwager, der Freyherr von Canstein, besorgte.

Wernicke.*

Er lebte in der letztern Hälfte des XVIIten und noch Anfangs des XVIIIten Jahrhunderts. Von seiner Herkunft ist uns nichts anders bewußt, als daß er von väterlicher Seite ein Sachse, von der mütterlichen ein Engländer, und von Geburt ein Preusse war. In der Jugend hatte er den Gelehrten Morhofen zum Aufseher. Hernach brachte er drey Jahre an einem vornehmen Hofe zu. Daselbst bildete sich sein epigrammatischer Geist unter dem Einfluß einer hohen Dame, für die er bald diese, bald jene Begebenheit aus der geistlichen oder weltlichen Geschichte in gedrungene Verse einschloß. Nach weitläuftigen Reisen durch Frankreich und andere Staaten, erhielt er Zutrit an dem Englischen Hofe. Wegen vieler geleisteter Dienste hatte er Hofnung zu glänzender Beförderung. Ein unerwarteter Vorfall verrückte seine Entwürfe. Die Zernichtung derselben schrieben Menantes (Hunold) und andere Feinde auf vorgebliches, treuloses Betragen. Er kehrte nach Deutschland zurück und

---

* S. Sammlung der Zürcherschen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmackes, Th. I. St. 2. s. 81. f.

schickte erstlich nur wenige Sinnschriften zur Probe in die Welt aus. Nachher musterte er sie alle, verbesserte viele und setzte manche neue hinzu. Eine grosse Anzal davon geht auf die deutschen Poeten, den Witz der Deutschen, den verdorbenen Geschmack u. s. w. Scharfsinnig beleuchtet er in kritischen Anmerkungen sein Urtheil. Wie er von den damals herrschenden Dichtern, Hofmannswaldau und Lohenstein gedacht habe, verräth er in folgenden Worten: „Bey uns haben Opitz und Gryph, und derselben zwey berühmte Nachfolger, Hofmannswaldau und Lohenstein den größten Preiß bisher verdient. Diese zwey letztern insonderheit werden anjzt am meisten gelesen. Sinnreich und lieblich ist der erste; sinnreich und durchdringend der andere. Jenem ist jedermann geneigt; diesen ist jedermann gezwungen zu rühmen. Man findt in der That in den Trauerspielen des letztern unterschiedliche vortrefliche Oerter, und unter denen einige, welche es in Ausdrückung einer Sache den beßten alten Poeten gleich thun. Wenn man aber die Wahrheit gestehn darf, so hat er sich auch hierin unterweilen durch jene Hitze so weit verführen lassen, daß er schöne Sachen zur Unzeit angebracht, und prächtige Worte seinem Verstande zum Nachtheil und gleichsam in einer poetischen Raserey gesagt hat. Unzeitiger Witz ist Unverstand, und die Einfalt hingegen in vielen

„ Gelegenheiten verwundernswürdig. — — —
„ Man ist gänzlich der Meinung, daß, was die
„ französische Schreibart zu der heutigen Vollkom-
„ menheit gebracht hat, meistentheils daher rühre,
„ daß so bald nicht ein gutes Buch an's Licht
„ kömmt, daß nicht demselben eine so genannte
„ Critique gleich auf dem Fuß nachfolgen sollte,
„ worin man die von dem Verfasser begangene Feh-
„ ler sittsamlich und mit aller Höflichkeit und Ehr-
„ erbietung anmerkt. Sintemal dadurch ohne alle
„ Aergerniß dem Leser der Verstand geöfnet, und
„ der Verfasser in gebührenden Schranken gehalten
„ wird.“ Wenn er von den schlesischen Poeten das einemal weit ungünstiger als das anderemal urtheilt, so erklärt er sich hierüber folgender Massen: „ Dieser Unterscheid im Urtheilen rührt von
„ dem grossen Unterschied von des Verfassers Jahren
„ her. Man hatte, als man die lobpreisende Ue-
„ berschrift schrieb, nicht allein keine englische und
„ französische Poeten, sondern so gar auch die beß-
„ ten lateinischen nicht anders als der Sprache hal-
„ ber gelesen, wannenher es kein Wunder ist, daß
„ man sich damals in seinem Urtheil in Etwas ver-
„ stiegen. Die Sache kurz zu machen, so ist man
„ annoch der Meinung, daß die schlesische nicht al-
„ lein mit unsern beßten Poeten, sondern auch mit
„ den beßten, ausländischen mögten zu vergleichen
„ seyn, wenn die zwey berühmten Männer Lohenstein

„ und Hofmannswaldau es bey der reinen und na-
„ türlichen Schreibart des Opitz und Gryph hätten
„ bewenden lassen, und nichts anders als ihre ei-
„ gene Schaffsinnigkeit derselben zugefügt hätten.
„ Es scheint aber, daß sie beyderseits unter allen
„ fremden Poeten sich die Welschen zum Muster
„ gesetzt. “

In der Sinnschrift, wo Wernicke scherzhaft sagt, daß seine Muse, wenn sie zornig ist, keine Bisamkuchen backe, erklärt er sich von dem damaligen Zustande der Poesie bey den Deutschen in folgenden Worten: „ Diese Zuckerbeckerey läßt man
„ gar gerne den heutigen, schlesischen Poeten, als
„ welche dergleichen leckerhafte Sachen in ih-
„ ren Versen so häufig zu Kaufe haben, daß sie
„ so gar auch nicht der Mandeln und des Marzi-
„ pans vergessen, und man sich folgends einbil-
„ den sollte, daß sie alle ihre Leser für Kinder hiel-
„ ten. Ich weiß zwar wol, was Deutschland
„ Schlesien wegen der Dichtkunst schuldig ist; der-
„ selben Ursprung, Fortgang, so gar alle Poeten,
„ die sich bisher unter uns einen Namen gemacht
„ haben. Es fehlt aber so weit, daß sie unsere
„ Poesie annoch in den Stand sollten gesetzt haben,
„ worinnen wir, ich will nicht sagen der Lateiner
„ und Griechen, sondern nur der heutigen Franzo-
„ sen und Engländer ihre finden, daß sie vielmehr
„ uns zu vielen Fehlern verführt und dieselbe durch

„ ihre wolfliessende und zalreiche Verse so gar un-
„ ter uns gangbar gemacht haben, daß man sich
„ sogleich einen ganzen Schwarm deutscher Dich-
„ terlinge auf den Hals ladet, so bald man Liebe
„ genung zu seinem Vaterlande trägt, dieselben als
„ Fehler anzumerken. Die Rede nach der unter-
„ schiedlichen Art der Gedichte unterschiedlich einzu-
„ richten; in einem Schäfergedichte sittsam zu sin-
„ ken, ohne zu fallen; in einer Ode hergegen, zwar
„ hoch, aber nicht aus dem Gedichte zu steigen,
„ und in dieser unterweilen eine künstliche Unord-
„ nung sehen zu lassen; in den Schauspielen die
„ Einigkeit der Zeit, des Orts und der Sache ganz
„ genau zu beobachten, und zwar in den Lustspie-
„ len die Sitten zu verbessern, und in den Trauer-
„ spielen die Hörer zum Schrecken und zum Mit-
„ leiden zu bewegen; in allen aber insgemein voller
„ sinnreichen Gedanken und Einfälle, und großmü-
„ thigen und schönen Meinungen zu seyn, so daß
„ dieselben nach Lesung des Gedichtes in dem Ge-
„ dächtniß stecken bleiben; dieses ist alles das, wor-
„ auf die wenigste unsrer Poeten bisher gedacht,
„ oder was die wenigste ihrer Leser in ihnen ge-
„ sucht haben. Ein wenig Zeit, hoffe ich, wird
„ diese Anmerkung in ihr rechtes Licht setzen, und
„ ihr den Neid und Haß benemmen, den sie sich
„ hierdurch bey unbedachtsamen und partheyischen
„ Lesern anjzo ohne Zweifel erwecken wird.“

So bekannt heut zu Tage Wernickes Begriffe sind, so kühn, neu, parador waren sie zu seiner Zeit. Er ist der erste, der bey den Deutschen die Aufhäufung so wol als die Verwechselung der Synonimen bestraft hat, s. 93; der erste, der, nach Opitz, auf den poetischen Rhytmus recht aufmerksam gemacht hat, s. 99; der erste, der s. 331. die Bürleske Schreibart genau characterisirt hat u. s. w.

Eben so liebenswürdig ist das Geständniß seiner eigenen Fehler, als lehrreich die Verbesserung, die er zugleich hinzufügt. So z. B. hatte er im Gegensatze des Kindes und des Greisen den Einfall gesagt: Mit den Jahren nemme die Kindheit bey dem Einen ab, bey dem Andern zu. „Zu der Zeit,“ bekennt er nun selber, „da ich diese Ueberschrift „ auffetzte, dacht ich Wunder, was ich vor einen „ herrlichen Fund gethan, anizt aber erkenne ich „ nur gar zu wol den albernen Witz derselben. Ich „ war damals in einen Emanuel Thesaurus, Jugarls und Masenius verliebt, anizo kann ich „ kaum einen Seneca und Plinius mit Vergnügen „ lesen.“

Ein Mann, der so geradezu seine eigenen Fehler zur Warnung bloßstellt, scheint doppelt berechtigt, auch Anderer Fehler zu strafen. Und wie bescheiden ist nicht sein Tadel? „Unterdessen, sagt „ er, geht man so weit nicht, um dem Lohen-

„ stein zu nahe zu treten. Man vergißt gern seine
„ Fehler wegen seiner anderwärtigen, herrlichen
„ Tugenden. Man hat es nur mit denen zu thun,
„ die dessen Tugenden nicht erkennen, und sich al-
„ lein an dessen Fehler halten, dieselben zu ihrer
„ Richtschnur im Schreiben setzen, und wenn sich
„ jemand findet, der aus keinem Neide des Poeten,
„ sondern bloß allein zu Beföderung der deutschen
„ Poesie dieselben anmerkt, sich gleich thörichter
„ Weise einbilden, man hätte einem König nach
„ seiner Krone gelanget. Glaubet man in der
„ That, daß die Poesie mit der Zauberkunst eine
„ gleiche Grundfeste habe? Und bildet man sich
„ ein, daß man den Unverstand, so wie das Fie-
„ ber, mit nichts bedeutenden Worten und Zeichen
„ vertreiben könne? “

Postel, dessen Singspiele damals in dem Ham-burgischen Opernhause erschallten, konnte Hofmanns-waldau's und Lohensteins Schreibart nicht verur-theilt sehn, ohne zugleich seine eigne Verurtheilung zu fühlen. Seine Singspiele, seine Uebersetzung ei-nes Theils der Iliade waren schon, mit einem gros-sen Krame von Gelehrsamkeit, im Drucke erschie-nen; auch hatte er schon im J. 1698. angefangen, die ersten Bücher von seinem Wittekind zu schreiben. Dieses Gedicht war voll von den Fehlern, die Wer-nicke an Lohenstein rügte. Postels Singspiele hat-

ten häufigen Zulauf; er schrieb ihn seinem eigenen Werth zu. Wernicke hingegen den Sängern und Sängerinnen. Gegen diesen schrieb Postel ein Sonnet, worin er ihn mit dem Hasen vergleicht, der auf dem todten Löwen herumtanzt. Wernicke antwortete ihm mit dem komischen Heldengedichte: Hans Sachs, worin er Posteln (Stelpo) von Hans Sachsen zu seinem Reichsnachfolger einweyhen läßt. Die Erfindung ist zwar von Dryden geborgt, die Ausführung aber gehört Wernicken und ist ganz originell. Postel wurde erbittert, wagte indeß keinen Ausritt gegen Wernicken. Seine Rache übergab er dem Menantes, (d. i. Georg Siegmund Hunolden) der damals als irrender Ritter zu Hamburg war und für seinen Unterhalt Romänchen und Opern schrieb.* Dieser verfertigte gegen Wernicken erstlich einige satyrische Briefe und hernach ein Possenspiel, unter der Aufschrift: Der thörigte Pritschmeister, oder schwärmende Poet. Cölln bey Peter Marteau 1704. Ich finde nicht, daß Wernicke diese abentheurliche Fratze einer Antwort gewürdiget habe; auf des Menantes satyrische Briefe

* Man sehe geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schriften. Cölln 1731, wie auch den Auszug davon in Gottscheds Beyträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, St. III. No. 6.

hat er wol hie und da in seinen Ueberschriften gestichelt.

Diese Ueberschriften sind ziemlich selten geworden, theils durch Kabbale, theils weil sie für das damalige Zeitalter zu starke Speise gewesen. Wernicke sagt zwar in der Vorrede, daß sie an einem grossen, königlichen Hofe von hohen Personen mit Vergnügen gelesen worden. Eine derselben erwähnt Clericus in dem hist. und politischen Mercur vom October 1699. mit besonderm Lobe. Hier ist sie:

Unterricht an den Mahler
des Königs von Großbritannien.

Gnung, daß du Irland mahlst, und daß man Flandern sieht,
Wenn Wilhelm seinen Degen zieht;
Gnung, daß du England malst, und in erhobnem Licht
Das Parlament, wenn Wilhelm spricht;
Zeig uns die ganze Welt und was ihr Wolseyn mißt,
Wenn Wilhelm in Gedanken ist.

Dieses Sinngedicht ward ins lateinische, englische, französische übersetzt.

Da Wernickens Ueberschriften nicht in jedermanns Händen sind, so wird man es nicht für überflüßig ansehn, wenn wir hier noch die eine oder die andere hersetzen.

Auf die Unersättlichkeit.

Wer seines Wunsches Werth in dem Besitz verlieret,
Und in dem schnellen Lauf, indem er es berühret,
Herumstoßt sein gesetztes Ziel,
Der findet, wenn zuletzt die Jahre meist verflossen,
Und ihn das Alter drückt, daß, hätt er nicht so viel
Verlangt, so hätt er mehr genossen.

* * *

Auf einen gelehrten, aber unerfahrnen Staatsmann.

Cratinus ist gelehrt, doch ohn Erfahrenheit,
Er kennt die Sache zwar, nicht aber seine Leut:
Und denket nicht so viel, wenn er die Rede schließt,
Auf das, was überredt, als was ohn Antwort ist.

* * *

An Crinitus.

Du bist, gleichwie das Glück, das dich erhoben,
blind;
Denn du erhebst, wie das, nur die, die Narren
sind.

* * *

Auf Pelion.

So oft als Pelion von Staatsgeschäften spricht,
So zeichnet er zuerst in seinem Angesicht

Den Grundriß seiner Red; er hustet, und hernach
So führt ein langsam Wort die andern auf die
Wach,
In welchen der Verstand, als Feur vom Stahl,
sich weiset,
Und unter fremdem Nam, als grosse Herren,
reiset;
Der Schluß ist so versteckt, die Meynung so ver-
dreht,
Daß man ihn minder nie, als wenn er redt, ver-
steht.

* *
*

Auf die wohlthätige Amarillis.

Wie man den Schöpfer recht in dem Geschöpfe liebet,
Weiß Amarillis wol, wenn sie der Armut giebet:
Indem so sittsam sie ihr ihre Hilf anbeut,
Daß man den Geber nicht als Nehmer unterscheidt;
Und ihre Mild und Güt als Laster zu verhehlen,
Und so zu geben pflegt, als andere zu stehlen:
Gleich einem vollen Fluß, der fliessend Tag und
Nacht,
Das Ufer fruchtbar zwar, doch kein Geräusche
macht.

* *
*

Auf Strephon.

Von Strephon wird kein Wort verschwendet.

Viel ist es, was er sagt; doch was er nicht sagt,
mehr;
Dem denkt man nach, wenn er geendet,
Und giebt ihm dann auch noch, wenn er schon
schweigt, Gehör.

* * *

Auf die schöne Hyra.

Wär Hyra nicht so schön, und auch so grausam
nicht,
So hätt' ich minder Freud, und fühlte minder
Schmerzen.
Das Paradies schau ich in ihrem Angesicht,
Fühl aber auch zugleich die Höll in meinem Her-
zen.

* * *

Auf einen hochtrabenden Poeten.

Astolf beschreibt ein Thier, das in den Wäldern
wohnt,
Und in der hohlen Eich, als seinem Neste, lebet;
Das um unwegsame Gebürge brummend schwe-
bet,
Und oft auch nicht des Bluts des müden Pilgrims
schont.
Merk aber, wie er dich durch falschen Pracht be-
trüge;
Du denkst, es sey ein Löw, und es ist eine Fliege.

* * *

Lange Reden.

Ein Redner ward gerühmt, der allen seinen Sachen
Konnt eine lange Red in schönen Worten machen.
Agesilaus sprach: der Schuster wird verlacht,
Der, wenn die Füsse klein, doch grosse Schuhe macht.

* * *

Alles, was uns noch von Wernicke bekannt ist, sind Reflexions d'un Allemand sur les défauts de la Versification françoise. Dieses Werkgen ist an eine vornehme Dame gerichtet, die den Verfasser ersuchte, den Mangel des Wollauts in den französischen Versen zu zeigen und zu erklären.* Noch vor Wernicke behandelte den gleichen Gegenstand Jo. Heinr. Beüthner in einer academischen Streitschrift: Parergon criticum de præstantia quadam Poeseos germanicæ præ gallica & italica. Helmstadiæ, 1715.

Wernicke starb als königl. Dänischer Resident in Paris.

---

* S. Gottscheds krit. Beytr. zur Gesch. der deutschen Sprache, St. II. No. 2.

Karl Friedrich Drollinger.*

Er wurde zu Durlach Ends des Jahres 1688. gebohren. Sein Vater war Oberamtmann zu Badenweiler. Noch hatte er sein erstes Lebensjahr nicht völlig zurückgelegt, als das französische Kriegsheer Durlach verwüstete. Mit Verlurste der Güter sahn sich seine Aeltern genöthigt ins Elend zu wandern. Dieser Flucht und den kläglichen Folgen derselben schrieb Drollinger seine ununterbrochene Kränklichkeit zu. Im J. 1703. wiedmete er sich in Basel der Rechtsgelehrsamkeit. Daselbst verthendigte er eine academische Streitschrift: De prescriptionibus inter gentes. Im J. 1711. ernennte ihn der Marggraf von Durlach zu seinem Archivar und Bibliothekar, im J. 1722. zum Hofrath, und im J. 1726. zum Kanzleypräsidenten. Als im J. 1733. die Kriegsunruhen ausbrachen, flüchtete sich Drollinger mit dem Marggrafen nach Basel. Mitten unter alten Urkunden und dornigten Staatsmemoiren fand er die süsseste Erholung im Umgange der

---

* S. Tempe helvetica, T. VI. Sect. II. No. 9. s. 341. wie auch Drollingers Gedichte, nebst seinem Denkmale von Prof. Spreng. Frankf. 1745.

Musen. Sein poetisches Lob der Gottheit befindt sich im ersten Bande von den Schriften der Leipzigergesellschaft. Von Zeit zu Zeit lieferte er andere Gedichte. Nach Brockes Beyspiele theilte er seine Erholungsstunden zwischen Apollo und Flora. Sehr oft sah man ihn in seinem Garten, wo er sich von den Schönheiten der Natur erhob zu dem Schöpfer. Er starb an einem Steckflusse im J. 1742. im 54sten Jahre seines Alters.

Bey seinen ersten poetischen Versuchen bequemte er sich nach der damals herrschenden Mode, und dichtete in der Manier des Hofmannswaldau und Lohenstein. Einer seiner vertrauten Freunde, der Professor Bernoulli zu Basel ermunterte ihn, statt jener Poeten lieber den Canitz und Beßer zu lesen. In jenen Zeiten waren Zürich und Leipzig noch einig, daher auch Drollinger in seinen Gedichten S. 97. auf einer Seite so wol Bodmern als Gottschedden erhebt. Nicht ohne Glück wetteyferte er mit jüngern Nebenbuhlern. Mehr sanft, als feurig ist seine Empfindung, mehr richtig, als stark und erhaben sein Ausdruck. Zuweilen indeß nähert er sich an gedrungener Kürze und tiefsinnigen Gedanken selbst einem Haller.

Von der Manier des Dichters nur folgende Proben! So z. B. mahlt er eine ländliche Scene:

Zur Linken stund ein anmuthsvoller Wald
In einer prächtigen Gestalt.
Man sah die Bäume fast bis an die Wolken reichen.
Die etwas dünne Zahl der grün-belaubten Eichen,
Worauf der Vögel muntres Heer
Mit freyem Spielen flog, mit unbesorgtem Singen,
Ließ seinen Blick je mehr und mehr
In eine dunkle Ferne dringen,
In eine schattenreiche Kluft.
Dort stellte sich in offner Luft
Ein schöner Hügel dar, bedeckt mit schlanken Reben.
Es schien, als wär er selbst bedacht,
Sein stolzes Haupt emporzuheben,
Und wollte seiner Schätze Pracht
Der Welt zu schaun und zu bewundern geben.
An diesen stieß ein buntes Feld,
Das theils mit saftigen, und theils schon reiffen
Saaten
Ein prächtig Schauspiel vorgestellt,
Das einem Teppich ähnlich schien,
Worauf ein schimmernd Gold aus grünem Safte
strahlte,
Den hier und dar der Bäume dunkles Grün
Mit lieblicher Schattirung mahlte.
Darzwischen lief ein Thal, in dessen Mitten
Ein Dörfgen lag, voll angenehmer Hütten,
Die nicht nach eitler Kunst bereit,
Nicht nach gezwungnem Maß des Zirkels eingefangen;

Nein, sondern hin und her zerstreut,
Wie der bequeme Brauch und Nutzen es verlangen,
In einer wilden Zierlichkeit.

Und das Gemälde macht er lehrreich, indem er folgende Bemerkung beyfügt:

Wie schön hat Gott hier Lust und Nutzen doch gepaart!
Was jetzt mein Aug entzückt, erhält mir auch das Leben,
Die Felder müssen uns die beste Nahrung geben;
Der Weinstock stärket uns; die Früchte mancher Art
Erfrischen Herz und Blut; Und, wenn des Winters Grimm
Und Schnee und Flocken uns bestürmen,
So muß die Waldung uns vor strenger Kälte schirmen.

Sehr poetisch, nur hie und da zu schwülstig ist auch das Gemälde einer Hyacinte, die im Wasser blühete.

Doch schied vor allen sich von der gemeinen Mänge
Ein Hyacintenkiel mit zierlichem Gepränge.
Des Frühlings schönstes Kind hielt seine Kluft versteckt,
Bis Florens eigne Hand es nach und nach entdeckt.
Drey Tage stund er kaum auf dem crystallnen Trohne,

Als schon der Wurzeln Heer gleich einer runden Krone
Aus seinem Kerker brach, von dem erregten Duft
Gereizet und gelockt. Des Zimmers warme Luft
Befördert ihren Trieb sich weiters auszudehnen.
Wie eine holde Reih von Perlenweissen Zähnen,
Wenn sie der erste Druck aus ihren Höhlen stößt,
Bey einem zarten Kind sich allgemach entblößt:
Nicht anderst drangen sich der Zasern erste Spitzen
Durch den geschwellten Kiel aus hundert kleinen Ritzen;
Und füllten nach und nach, gleich einem dichten Strauß
Verwirrt, doch angenehm, den Raum des Glases aus.
Bald zeigte sich ihr Thun. Es schwand des Wassers Menge;
Die Wurzeln zogen es durch ihre kleinen Gänge,
Gehöhlten Teicheln gleich, und seine Kraft,
Sein fünftes Wesen, aus zu ihrem Nahrungssaft.
Das Wachstum folgte drauf. Der Kiel war nunmehr offen,
Aus dessen Spitze bald, nach Anthosanders Hoffen,
Ein gelblich-grüner Berg geschloßner Blätter stieß,
Und uns ein Vorgebirg der frohen Hoffnung wies.
Doch fehlt die Blume noch. Du Mutter aller Dinge,
Vergönne, daß ich jetzt in dein Geheimniß dringe,
Daß ich ein Zeuge hier von deinen Wundern sey;

Und laß mir einen Blick in deine Werkstatt frey!
Zwelf Wälle stunden da, zwelf runde Festungs-
werker
Gewölbten Mauern gleich, ein angenehmer Kerker,
Mit Nahrungssaft gefüllt, in dessen engem Zwang
Der Blätter dichter Busch sich in einander drang.
Ihr Innerstes beschloß der Schönheit Meisterstücke.
Zwelf Knöpfgen hatten sich mit künstlichem Ge-
schicke
In einen Kopf gedrängt, der fern von Licht und
Tag,
Wie eine Fichtenfrucht, in seiner Mutter lag.

Barthold Heinrich Brockes.

Um gleiche Zeit und mehr oder weniger in gleicher Manier schrieb auch Brockes. Er wurde im J. 1680. zu Hamburg gebohren, und starb als Rathsherr daselbst im J. 1747. Sein irdisches Vergnügen in Gott ist in neun Theilen zu Hamburg, und hernach eine zweyte Auflage in Zürich erschienen. Ueberdieß übersetzte er in Verse den bethlehe-

mitischen Kindermord des Marino, Thomsons Jahreszeiten und Pope's Versuch vom Menschen. In seinen zalreichen Gedichten zeigt sich immer ein frommes, dankbares Gefühl, mit dem er alles sieht, anstaunt und genießt, was Gott der Erde Schönes gab. Diese Ausbrüche des Gefühls gefallen, trotz der mißtönigen Farbenmischung und vieler matten Wiederholungen, die so sehr ermüden.

Nur in allzuhohem Grade besaß er die Gabe, viel und schnell zu reimen. Seine Schilderungen gehn oft ins Kleinliche; er mahlt mit unter Dinge, die kein poetisches Kolorit annehmen wollen; er tändelt viel mit seiner Sprache, indessen enthält sie auch einen Schatz von feinen nüancirten Ausdrücken, von wolklingenden, mahlerischen Tönen, den selbst ein Geßner und Wieland der Benutzung keineswegs unwürdig fanden.

Auch von Brockes, den man ungeachtet seiner vielen theils gedehnten und wässerigten, theils gekünstelten und kindischen Beschreibungen allzusehr vergißt, hier nur noch wenige Stellen:

Nachdem die Sonne jüngst, seit zweymal fünf-
zehn Tagen,
Die neu-beblühmte Welt beständig angelacht;
Schwamm alles, was man sah', in Wollust und
Behagen.

Die Gluht, die alles hell, die alles lebhaft macht,
Beflos so Stadt als Land, bedeckte See und Flüsse.
Sie senkte sich so tief in Tellus Schooß hinein,
Daß Feld und Felsen glüht'; es glänzte Sand und Stein;
Man kennete fast nicht die feuchten Wolkengüsse,
Bis endlich sich einmahl, bey schwühlen Mittagsstunden,
Ein kleines Wölkchen zeigt', und in dem Augenblick
Sich auszuspannen schien;* die Luft ward plötzlich dick;
Das Licht ward allgemach vom Schatten überwunden;
Es stieg ein grauer Duft und Nebel in die Höh';
Des Tages Gold erbleicht'; es schwand das heitre Blau;
Die dicke, dunkle Luft beschattete die See;
Die Bäche schienen schwarz, die Flüsse braun und falbe;
Der ganze Luftkreiß ward von Duft und Regen schwer;
Kein Vogel war zu sehn, die auch schon scheuhe Schwalbe
Schoß nur allein, jedoch ganz niedrig, hin und her.
Es ließ, als wollte sie in Erd' und Fluth, vor Schrecken

---

* Bis hieher ohne R.

Vor dem, was in der Luft ihr drohte, sich ver-
stecken.
Solch eine Stille füllt' und druckte recht die Welt,
Daß man wie sich kein Blatt, kein Kraut, vor Schre-
cken, rührte,
Vor Furcht selbst unbeweg't, mit starren Augen
spühr'te.
Es schien selbst die Natur erstaunet und entstellt
Vor Warten und vor Furcht der Dinge,
Die sie bedroheten, bis plötzlich ein Orcan
Die bange Stille brach, indem der Lüfte Bahn,
Wie eine stille Fluth, schnell an zu rauschen finge.
Von allen Winden ward der Erdkreiß überfallen;
Ein Wirbel füllete die Luft mit Sand und Staub;
Es schien der Wald ein Meer, drinn grüne Wellen
wallen;
Die Zweige heulten recht; es brauſete das Laub;
Es ward schnell hin und her geschüttelt, hier ge-
schwenkt,
Dort in einander wild vermischet und verschrenkt.
Bald wurden der gepeitschten Blätter Wogen,
Mit sausendem Geräusch' empor geführt,
Bald plötzlich unter sich gezogen,
Daß oft der Wipfel selbst die lose Wurzel rührt'.
Hier borst' und brach ein dick-belaubter Ast,
Dort kracht und stürzt, vom Wirbel aufgefaßt,
Ein tief-bewurzelter bejahrter Eichbaum nieder.
Der Blätter Heer, von Zweigen abgestreift.

Flog durch die graue Luft recht gräßlich hin und wieder.
Es schien, daß Boreas noch stets die Kräfte häuft;
Viel' Erlen wurden umgekehrt,
Drey Tannen in die Luft gerissen,
Und lange, welches unerhör't,
Entsetzlich hin und her geschmissen.
Die Wolken, so das Firmament umzogen,
Und oft die Sonne deckten, flogen,
Wie schwer sie gleich, als Pfeile fort,
Und schwärzeten bald den, bald jenen Ort.
Aus der gepreßten Fluth geschwärzten Flächen
Sah man der Wellen Schaum, wie weisse Flammen, brechen,
Die, um den starren Strand mit Nachdruck zu bestürmen,
Sich Himmel-hoch, wie steile Felsen, thürmen,
Ein fürchterliches Braun färbt die erzürnte Fluth,
Die Luft ein gräßlich Grau. Man sieht das Wasser schäumen;
Die Wellen heben an, erschrecklich sich zu bäumen;
Es wütet, wankt und wallt die ganze Wasser-Welt;
Sie brauset nicht, sie brüllt, da sie bald steigt, bald fällt.
Wann zwischen regen Höh'n und nimmer stillen Bergen
Manch flüchtges Thal sich voller Wirbel zeiget,

Und, eh' man sichs versieht, beschäumt selbst aufwärts steiget;
Erschrickt ein schwindelnd Aug' ob solcher nahen Noth.
Von jeder Welle scheint ein feuchter Tod,
Der unvermeidlich ist, uns gräßlich anzublecken,
Und seinen schwarzen Arm schon nach uns auszustrecken.
Dem, der dieß hör't, vergeht empfinden, hören, sehn;
Man fühlet, ganz erstarrt, das Haar zu Berge stehn.
Nichts kann, wie so gar nichts der Mensch, uns überführen;
Als wenn wir die Gewalt der Elemente spühren.
Der Ostwind raßt' indeß mit unsichtbarer Macht;
Dem stürmte voller Wuth der strenge West entgegen.
Es stieß der Südwind sich, gehüllt in dickem Regen,
Mit dem erzürnten Geist der frost'gen Mitternacht.
Brach dieser jenes Wuth: So hielt der dieses Lauf
Mit heulendem Gezisch, Gepfiff und Brüllen auf.
Ein jeder streb't ergrimmt, des Andern Wuth zu schwächen:
Darüber mußten nun die stärksten Mauren brechen.
Was hoch war, sprang wie Glaß, wie schwer es gleich, wie groß,
Indem sie Thürme selbst aus ihren Klammern huben,

Und unter Schutt und Stein und Graus das Feld
begruben.
Drauf brach das Wetter selbst noch erst mit
Schrecken loß:
Oft hörte man erstarrt, mit abgebrochnem Knallen,
Die Schläge Staffel-weis, von oben abwerts fallen,
Und mit Erschütterung der stark-gedruckten Erden,
Noch immer schrecklicher, noch immer schwerer wer-
den.
Der Donner rollt' und kracht', Blitz, Ströhme,
Strahlen, Schlossen
Vermischten ihre Wuth, die rothen Flammen
flossen,
Und wallten überall, als wie ein feurig Meer,
In der geborstnen Luft entsetzlich hin und her,
Worinn zu gleicher Zeit, mit ungestühmen Wogen,
Verdickte Regenströhm' und ganze Flüsse flogen,
Die öfters Boreas so durch einander trieb,
Daß die Gestalt nicht einst vom Wasser überblieb,
Indem es, wie gepeitscht, des Tages Licht ver-
hüllte,
Und mit ganz weissem Schaum die schwarzen Lüfte
füllte.
Ein steter Wolkenbruch stürzt' eine dicke Fluth,
Mit brausendem Geräusch, von oben durch die
Gluht,
Daß beydes rauscht und zischt, beströhmt' das trock-
ne Feld,

Verschluckte das Getraid'; ein all-erschütternd Krachen
Brach allenthalben aus; es zitterte die Welt;
Die Berge wankten recht; es riß die schwarze Luft
Die düstern Pforten auf; sie schien ein weiter Rachen,
Voll Flammen, Dampf und Gluth, ja eine Höllengruft,
In deren lichtem Pfuhl und ungeheuren Tieffe
Ein schütternd Strahlenheer, das Licht erschreklich hell,
Bald rund, bald schlangenweis', und unbeschreiblich schnell,
Mit zackigter Bewegung, lieffe.
Gleich schloß sich diese Kluft so plötzlich wieder,
Und schlug der Sterblichen erschrockne Augenlieder
Mit dicker Dunkelheit und so pech-schwarzer Nacht,
Daß es noch ungewiß,
Ob Licht, ob Finsterniß
Dem Herzen gröss're Furcht gemacht.
Da blitzt es kurz, hier auch, wenns dorten zehnfach wittert,
Und hier im langen Blitz der ganze Luftkreis zittert.
Noch strahlte Blitz auf Blitz mit fürchterlichem Schein;
Der Donner rollte noch mit gräßlichem Gebrülle.
* Allein im Augenblick nahm eine sanfte Stille

---

* Von hier an ohne R, bis zum Ende.

Die fast betäubte Welt gemach von neuem ein:
Die Wolken theilten sich; so Duft als Nebel schwand;
Das holde Sonnenlicht, des weissen Tages Quelle,
Goß eine See von Glanz auf das benetzte Land,
Und macht' im Augenblick so Welt als Himmel helle.
Die Wiesen funkelten; es glänzte Feld und Wald;
Ja selbst die Sonne wies, in tausend feuchten Spiegeln,
Auf dem genetzten Laub', die flammende Gestalt.
Die Blumen haucheten, an den bewachs'nen Hügeln,
In doppelt-schönem Schmuck, den lieblich-süssen Duft,
Wie edeln Balsam aus, und fülleten die Luft.
Das Landvolk kommt gemach aus den bemoßten Hütten,
Zu Anfang bleibet es an Zäun und Hecken stehn,
Schaut allenthalben hin, und wenn sie endlich sehn,
Daß Weitzen, Obst und Dach noch nicht so viel gelitten,
Als sie in Angst geglaubt, und, daß sie Wind und Fluth
Nicht viel beschädiget, ist alles wohlgemuth,
Und leb't von neuem auf, wie man im Lenzen thut.

Und wie mahlerisch ist nicht folgende Beschreibung des Hahns und der Hüner?

Wie lebhaft, angenehm und niedlich

Ist das Gewühl der Hüner! wie verschiedlich
Ist ihre Farb und Form! wie fröhlich ihr Geschrey!
Wie emsig all ihr Thun! wie kräftig wohnt der
Hahn
Bald der, bald jener Hennen bey!
Ist er nicht gleichsam angethan
Mit einem Helm, mit Spornen an den Beinen?
Wie muthig sträubt er sich, wann etwann ein Com-
pan
Mit seiner Weiber Schaar sich suchet zu vereinen!
Da er die Flügel schlägt, und sich zum Kampfe rüstet.

Wir beschliessen mit dem Gedichtgen über die Bienen, in welchem sich alle Fehler und alle Schönheiten des Dichters zu vereinigen scheinen:

Indem ich jüngst vergnüget und allein
Bey einem Apfelbaum in voller Blüthe,
Der angestrahlet war vom hellen Sonnenschein,
Voll fröhlicher Betrachtung stand,
Und mein gerührtes Gemüthe
Zu Gottes Ruhm darinn so manchen Vorwurf fand;
Ward ich zugleich auf ungezählten Zweigen,
Von Bienen eine ganze Schaar,
Voll muntrer Emsigkeit, gewahr.
Ich sah und hörte sie mit innigem Vergnügen
Und lieblichem Gemurmel fliegen.
Ich sah sie, theils um sich zu tränken,
Theils Honig und theils Wachs heraus zu ziehen,

In jede Blüht, mit emsigem Bemühn,
Die kleinen rauhen Häupter senken.
Ob sie sich gleich mit ihrem Raub beladen,
Thun sie dennoch den Blumen keinen Schaden.
Ich sah, wie sie die süsse Last,
So bald sie etwas aufgefaßt,
Indem sie in der Luft mit frohem Sumsen schweb-
ten,
An ihre Füsse künstlich klebten.
Es läßt nur gar zu artig und zu süß,
Wenn manche Bien' an beyden Hinterbeinen
Recht ein paar lederne schön gelbe Hosen wies,
Von Wachs, so sie daran im Fluge nett vereinen.

O wunderbarer Gott! (fing ich vor Freuden an:)
Wer lebt auf dieser Erden, der deine weise Macht
begreiffen kann?
Die kleinste Creatur erhebt des Schöpfers Preiß,
Ein fliegend Würmchen zeigt Witz, Vorsicht, Kunst
und Fleiß.
Es hat kein Sterblicher bishero noch entdecket,
Was für ein Wunderwerk in einer Biene stecket,
Kein Mensch vermag so, wie die kleine Bien,
Aus Blumen Honigseim zu ziehn.
Wir wüßten nicht einmal ohn' ihre Lehre,
Daß in den Blumen Honig wäre.

Mein Gott! ach laß das Heer der Bienen
Mir doch zu einem Lehrbild dienen,

Laß mein betrachtendes Gemüthe
Doch auch, wie sie, aus jeder Blüthe,
Durch die darauf mit Ernst gewandte Augen,
Der wahren Andacht Honig saugen!
Laß meine Seele sich, o Gott! zu deinen Ehren
In jeder Blume holden Pracht
An deiner Weisheit, Lieb' und Macht,
Mit fröhlichen Gedanken nähren!

Joh. Jacob Bodmer.

Bodmer erblickte das Tageslicht in Zürich 1698. Von seinem Vater, einem Landprediger, ward er dem Kirchendienste gewiedmet. Unbezwingliche Schüchternheit machte ihm jede öffentliche Hervortretung und so auch die Predigtkanzel äusserst zuwider. Ohnehin fand er sich gar nicht in die damalige, typische Dogmatik. Treuherzig indeß sprach er lieber sich selbst als dem Lehrbuche Geist und Verstand ab. Mit Beyseitsetzung der theologischen Schriften, ergriff er itzt die Schriften der claßischen Römer und Griechen; mit

angenehmer Befremdung fand er diese eben so verständlich, als ihm jene unverständlich gewesen. Immerhin verbarg er noch seine Abneigung vor dem geistlichen Stande, und zwar aus Besorgniß, von seinen Lieblingsstudien noch weiter verschlagen zu werden. Die Zeit seiner Ordination rückte heran; nunmehr erklärte er sich, und es begegnete, was er besorgt hatte. Im Jahr 1717. nöthigte ihn sein Vater nach Bergamo in Italien zu gehn; daselbst sollte er sich der Handelschaft wiedmen. Bald ward er auch dieser Lebensart müde; der Aufseher und die Commis lachten des seltsamen Jünglinges, der immer mit sonderbaren Büchern, (oder wie sie meinten Skarteken) umringt war, für die er gerne seinen letzten Pfenning hingab. Als untüchtig zur Handelschaft, ward er im Jahr 1719. wieder nach Hause berufen.

Von Kindheit auf schien er für Gelehrsamkeit, und besonders für die schönen Wissenschaften gebohren. Ohne Zweifel daß seine einsame, ländliche Erziehung hiezu nicht wenig beytrug. In den Kinderjahren hatten Ovids Verwandlungen, wie sie Wickram aus Albrecht von Halberstadt umgoß, seinen Geist mit poetischen Bildern erfüllt. Damals war die Muttersprache noch wenig den Wissenschaften gewiedmet; von jener Modelitteratur, welche unsre Stutzergelehrte aus flüchtigen Zeitblättern schöpfen, wußte man nicht viel. Nicht durch solche zer-

streut,

streut, lebte er ganz in dem claßischen Altertum. Schon in seinem zwölften Jahre machte er kleine Versuche in lateinischen und griechischen Versen; nach damaliger Weise schrieb er schon ziemlich fertig in den gelehrten Sprachen, eh er noch erträglich sich in der Muttersprache auszudrücken im Stande war. — In Absicht auf Philosophie bildete er sich vorzüglich nach Montagne und Bayle; je mehr er Anfangs vor manchen ihrer Aussprüchen erschrack und nur verstolener Weise sie zu Rathe zog, desto theurer wurden sie ihm bey wiederholtem Umgang, je vertrauter er durch sie mit sich selber geworden. Vor Verirrung verwahrte ihn sein eigen Herz, welchem Steelens und Addisons Spectator die letzte Ausbildung gab.

Leutscheu und in sich selbst vertieft, war er gleichsam schon Greis in der Jugend, und vielleicht weniger gesellig und munter, als hernach in seinem achtzigsten Jahre. Selten ist ein Dichter gefühllos gegen die Pfeile der Liebe; Bodmers Liebe war von alter Art, die nur in der Romanwelt ihr Glück macht; keineswegs tändelnde Galanterie, vielmehr poetische Minne, keusche, ritterschaftliche Ehrfurcht. Mitten im Kraise lustiger Brüder, mit denen er nicht dem Herzen, nur dem Kopf nach verwandt war, glühte bey ihren Fescenninischen Scherzen Schamröthe auf seiner ernsten Stirne, und wenn in der Runde der Kelch mit Traubennektar herum-

gieng, so trank er Wasser. Vom Körper und von körperlichen Bedürfnissen empfand er nur so viel, um zu wissen, daß er nicht ganz entkleideter Geist sey. — Sein Hang zum Studieren führte ihn von den täglichen Angelegenheiten allzuweit ab: Der Lehrstuhl der helvetischen Geschichte und der Politik war vielleicht das einzige öffentliche Amt, welches sich mit seinen Studien und mit seinem Charakter vertrug. Wie mancher von seinen Collegen sah auf ihn, der so wenig schulgerecht war, mit pedantischem Stolze, bald mitleidig, bald mit Aerger herab? Auch aufm Catheder erschien er im Alltagskleide, nicht im academischen Ornate: Er bildete Menschen und Bürger; unmöglich konnt' er sich zwingen, Gelehrte von Handwerk, nach strenger Schulmethode zu ziehn. Auch sah er sich lieben darum gar bald in seinem Hörsale verlassen; desto ausgewählter blieb die kleine Zahl seiner Schüler: Ihnen drang er freylich kein zusammenhängendes System auf; allein sie lehrte er selbst denken. Immer war er bemüht, durch historische Beobachtungen auf die Menschheit aufmerksam zu machen; der Mensch war allemal sein Hauptgegenstand. Für ihn war es das interessanteste Schauspiel, denselben unter allen, auch den sonderbarsten Gestalten zu sehen. Gerne trat er aus seinem Weltalter, aus seiner Zone heraus; und indem er die Meinungen und Sitten der Zeitgenossen von sich schüttelte, erhob er sich zur

reinern Menschheit. Was für so manchen blosse Handarbeit ist, war für ihn Experimental-Seelenlehre; Muth genug hatte er, unter dem Urkundenstaube die Ahnen und die Vorwelt gleichsam aus dem Grabe zu wecken, indem er ihre Sitten und Gesetze, ihren Geist und ihre Sprache in jeder noch so verblichenen Farbenmischung studierte. Als Historiograph des Vaterlandes, schrieb er gleich Anfangs einige Versuche; allein wenig ward er zur Fortsetzung derselben ermuntert, als man von ihm, anstat moralischer und politischer Gemälde, vielmehr ein genaues Tagbuch der Lufterscheinungen, der Ueberschemmungen, Seuchen, Feuersbrunsten u. s. f. verlangte. Nicht weniger mochte ihn sein eignes Ideal eines guten Geschichtschreibers von der historischen Laufbahn abgeschreckt haben. Ihm fehlte es zwar nicht weder an scharfer Zergliederung noch an anschaulicher Darstellung; auch nicht weder an Langsamkeit im Prüfen noch an Schnelligkeit im Erfinden: Allein der Geschichtschreiber sollte nicht weniger Welt- und Staatsmann als Philosoph, er sollte eben so unpartheyisch und kalt als ein Richter, und eben so feurig als ein Sachwalter seyn. Auch hinterhielt Bodmern der Mangel an Freymüthigkeit. Wenn er daher vaterländische Sujets behandelte, so blieb er selbst hinter dem Fürhang; die Helden ließ er in eigner Person auf der Bühne erscheinen. In dramatischer Form schrieb er die

vaterländische Geschichte, so wie Haller die Staatswissenschaft, und Rußeau seine Moralphilosophie in Form von Romanen. Freylich im Grunde viel mehr politische Gespräche als eigentliche Schauspiele; mehr für den Leser als für den Zuschauer; mehr für den Geist und Verstand, als für die Sinnen und die Imagination; hie und da gleichwol einzelne Szenen pathetisch. Ausser den helvetischen Sujets behandelte er auch andre aus der altdeutschen, der römischen und der griechischen, und endlich aus der heiligen Geschichte. Die Bearbeitung der Mehrern fällt erst in die drey letzten Jahrzehente seines fruchtbaren Lebens. In den Jugendjahren waren seine litterarische Arbeiten meistens didactisch und critisch.

Er war der erste, welcher mit Breitingern in Zürich 1721. ein Wochenblat, nach dem Muster des englischen Zuschauers herausgab. Zum Erstaunen ist es, wie sich seit der ersten Ausgabe des Mahlers der Sitten die Sprache dieser Männer reinigte, bereicherte, verschönerte. Dieses Wochenblatt, in welchem moralische und critische Bemerkungen abwechselten, wurde von einer Menge kleinerer und grösserer Schriften begleitet, welche Bodmern den Namen des Reformators der deutschen Sprache und Kritik erwarben. Nicht selten, wenn der junge Schriftsteller seine Handschrift von den Bücher-Censoren zurückbekam, sah er von ehrwürdigen Grau-

bärten seine grammatischen und ästhetischen Bemerkungen für Hülsen ohne Kern, für geruchlose Blumen erklärt. Nachdem er in Deutschland die damals so mächtige, gottschedische Schule gegen sich empört hatte, so sah er sich in Prosa und Versen von hundert Scriblern verfolgt. Wenn so ein neues Pamphlet gegen ihn in die Welt flog, so eilte er damit sogleich zu seinem Breitinger; belustigendes Spiel war es ihnen, sich in dem schiefen Spiegel, den ihnen ein Dunse vorhielt, so poßierlich verunstaltet zu sehen.

In einem Zeitalter erschien Bodmer, wo, bey noch unbezwungener Barbarey, die bessern Köpfe sich gegen ihren bleyernen Zepter verschworen; wo beym Gefühl eigner Stärke keiner den andern beneidete, sondern vielmehr gleicher Enthusiasmus sie alle gegen die Tyranney der Dummheit bewaffnete. — Bodmer, Anfangs selbst noch so wenig ermuntert, ermunterte mittelbar und unmittelbar, durch Empfehlungen und durch geheimen Briefwechsel manches noch schüchterne Genie; an der Spitze einer litterarischen Verschwörung gelangs ihm, Leipzigs Dictator vom Throne zu stürzen. So übertrieben vorher die unumschränkte Anbetung Gottscheds gewesen, eben so übertrieben war itzo seine Verhöhnung. Wenn er nämlich auf der einen Seite die Nerven der Sprache zerschnitt, so reinigte er sie auf

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

der andern Seite von so vielen fremden Bestandtheilen; wenn er den Vortrag schleppend und wässerigt machte, so befreyte er ihn von Lohensteinischem Auswuchs; wenn er mit zahlreichen academischen Phalangen auch weiter nichts würkte, so war es doch ein Verdienst, daß er die Neigung zur Lektüre, und vielleicht eben durch Mittelmäßigkeit der Producte, so angepaßt für die Mittelmäßigkeit der Leser, am meisten beförderte; mit einem Worte, daß er ein Feld beackerte, in welchem Bodmer mit seinen Gehilfen nach und nach den guten Saamen ausstreuen konnte. — Kaum hatten die Schweizer Gottscheden in seiner Blösse gezeigt, so apostasirten von ihm die edlern Schüler. Gar bald erweckten die Versuche eines Cramers, Gärtners, Gisecke, Klopstocks, Gellerts, Schlegels, Rabeners u. a. m. mit Recht ein so glänzendes Aufsehen, daß, über diese Erscheinungen lebhaft entzückt, Bodmer sogleich unter der Hande mit mehrern von den Verfassern in genauere Verbindung trat.

Wiewol er im Jahr 1737. zu einem Mitgliede des grossen Raths in Zürich erwählt ward, so erweckte darum dieses bey ihm keine Begierde nach obrigkeitlichen Aemtern. Nachdem er frühzeitig seine Kinder verloren hatte, lehnte er Beförderungen auf dem Rathhause mit eben dem Eifer von sich, mit welchem sie gewöhnlich gesucht werden. Mit

sanfter Wehmuth dachte er an den Verlust seiner Nachkommen zurück; dann aber schien er sich mit dem Gedanken zu trösten: Daß ihn eine zahlreiche Familie sehr leicht in allerley häusliche und bürgerliche Geschäfte hätte einwickeln und von dem Umgange der Musen allzuweit abführen können. Beym Mangel an leiblicher Nachkommenschaft, beruhigte er sich in der Hofnung, daß die Kinder seines Geistes ihn auf die Nachwelt forttragen würden. — Da alle Stunden ganz sein waren, da sein Lehramt und sein Hauswesen sehr wenig Zeit forderten, so genoß er nach eignen Begriffen des Lebens. — So theuer ihm auch seine eigene Arbeit und sein eigener Name waren, so gerne zog er nichts desto weniger den Namen und die Werke von Männern hervor, die sich um den Nationalgeschmack verdient gemacht hatten. Von Canizens und Wernickens Gedichten und von den beßten Gedichten des Opitz besorgte er mit Breitingern neue Ausgaben. Durch Schöpflins Vermittlung erhielten sie den poetischen Codex, der No. 1766. auf der Königlich-Französischen Bibliothek aufbewahrt wird, und in welchem die Manesse von Zürich, Vater und Sohn, die beßten Stücke der Schwäbischen Dichtkunst vereinigt haben. Einen Theil davon gaben Bodmer und Breitinger im J. 1748. in Octav die ganze Sammlung aber im J. 1758. in Quart heraus. Im J. 1757. edirten sie die Fabeln aus dem schwäbischen

Zeitalter, und begleiteten sie mit einem Wörterbuche und mit critischen Anmerkungen. In gleichem Jahre edirte Bodmer Kriemhildens Rache und die Klage, nebst Fragmenten aus dem Josaphat und aus dem Gedichte von den Nibelungen,* gleichfalls

---

* Noch im J. 1782. erlebte er die Freude, daß Prof. Müller in Berlin ihm zur Herausgabe der altschwäbischen Dichter eifrig die Hand bot. Wie gerne er sich mit diesen kostbaren Ueberresten des mittlern Zeitalters auch noch im höchsten Alter beschäftigt habe, hievon zeugen seine Briefe an Herrn Oberlin in Straßburg: „Schöpflin und Scherz" schreibt er Ends des Jahres 1782. „Namen, die „ich mit Verehrung aussprechen werde, dum spi„ritus hos reget artus. Durch Vermittelung des „erstern hab ich den Manessischen Codex aus der kö„nigl. Bibliothek erhalten; und eben derselbe hat „mir aus der Bibliothek des Johanniterhauses die „Codices von **Cuonzens Troja** und von **Freygedank** zur Einsicht verschaffet. Von **Freygedank** hat **Breitinger** eine getreue, leserliche Ab„schrift genommen, die noch in meinem Pult liegt. „Hätte er auch das Gedicht von **Priamus** copirt, „so würde ich mich kaum enthalten haben, es Herrn „Prof. **Müller** in Berlin in seine Sammlung mit„zutheilen. Einer von meinen Wünschen ist auch, „daß der **Wigoleis** des von **Gravenberg** in

mit einem Wörterbuche begleitet. Von ihm haben wir auch noch die Uebersetzung einiger altenglischen Balladen; eine Arbeit, bey welcher er sich im höchsten Greisenalter, so wie der Weise von Tejos und der Gesetzgeber von Athen bey ihren Liebesliedern, verjüngerte. Für ihn war das Geschichtstudium der

„ Druck kommen möchte. Erst neulich hat ein Con-
„ ventual der Abtey zu Einsiedeln zehen Blätter in
„ forma quarta auf Membrana davon aufgeschürt,
„ welche Mißal- und Chorbüchern zu integumen-
„ ten gedient haben; ich sehe aus diesen Fragmen-
„ ten, daß in diesem Gedichte Ausbildungen sind,
„ deren mancher von unsern gelobten Köpfen sich
„ nicht schämen dürfte. . . Ich habe **Veldecks** Ae-
„ neas aus der Herzogl. Gothaischen Bibliothek em-
„ pfangen und starke Auszüge daraus gemacht. —
„ Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen mein Ver-
„ gnügen mitzutheilen, daß ich den Codicem mem-
„ branaceum der **Magliabecchischen** Bibliothek
„ auf meinem Pult habe. Der Großherzog hat die
„ Gnade gehabt, mir ihn anzuvertraun. Er ent-
„ hält die zwey grossen und belobten Romanzen:
„ **Tristan, Gottfrieds von Straßburg**; und
„ **Laudine, Hartmanns von Ouwe.** — Möch-
„ te auch noch **Cuonrads von Würzburg** Ro-
„ manze von **Troja** an das Licht treten; dann hät-
„ ten wir die beßten gerettet. “

Mutterſprache (mocht' auch hierauf mancher Grau-bart von dem Schöppenſtule oder von dem Cathe-der noch ſo mitleidig herabſehn,) eben ſo intereſſant als es z. B. einem Conrad Geßner und Leibnitz, oder unter den Römern einem Cäſar und Varro ge-weſen; — — Noch ſo undankbar mag man ſeine Be-trachtungen über die poetiſche Mahlerey, ſeine criti-ſchen Briefe, ſeine Sammlung critiſcher, poetiſcher und geiſtvoller Schriften, ſein Archiv der ſchweizer-ſchen Kritik und andre ſolche Werke vergeſſen, im-mer wird in denſelben der Mann von Geiſt und Ge-ſchmack ſehr viele und ſehr feine Bemerkungen über die Sprache, über den Geſchmack, über die Dicht-kunſt entdecken. Gerne geſtehn wir, daß in ſeinen ältern Schriften nicht ſelten Härte an Nachdruck, Weitſchweifigkeit an Simplicität gränzt, und daß es ihm mehr um die Sachen als um den Ausdruck zu thun war: Um ſo viel merkwürdiger indeß iſt es, daß er, (gegen die Gewohnheit ſo vieler anderer Schriftſteller) immer mit ſeinem Zeitalter fortgieng, und, ungeachtet er ſein eignes, originelles Gepräg niemals verläugnete, nichts deſto weniger, beſon-ders auch in Proſa, je länger je mehr ſeine Schreib-art, und zwar ohne Abbruch der Energie verfei-nerte.

Mocht' es nun Mangel an Gehör, oder Unwiſ-ſenheit in der Kunſt ſeyn, immer war Bodmer ſehr gleichgültig gegen die Muſik. Anfangs ſchien er

den Wolklang beynahe ganz zu vernachläßigen. Gerne rechtfertigte Bodmer seine etwanige Vernachläßigung des Metrums (mehr oder weniger begründt,) durch das Beyspiel der Griechen, die sich keineswegs der Feile bedienten, um sich selbst Ketten zu schmieden.

Beynahe ein halbes Jahrhundert hatte er gelebt, und noch nichts Beträchtliches in Versen geschrieben, als was die Trauer über den Hinscheid seines Sohnes ihm eingab. Ihm waren der Reim und der Zwang des Alexandriners zuwider. Erst nachdem Klopstock durch Einführung des Hexameters ein offneres Feld für die Evolutionen der Rede verbreitet hatte, schrieb er grössere Gedichte.

Das Genie bestimmt sich selbst; nur einige Farbenmischung bekömmt es von äussern Umständen. Das Beyspiel eines Miltons und Klopstocks war die Veranlasung, die ihn vorzüglich auf biblische Gegenstände hinführte. Schon in der Kindheit waren ihm Zesens Asenath, Anton Ulrichs von Braunschweig Schäferspiel von Jacob in der sirischen Aramena, und Bressands David in der römischen Octavia in die Hände gefallen; vielleicht daß unter andern auch diese Bücher ihm einige Vorliebe für biblische Sujets eingeflößt hatten. Indeß auch ohne zufälligen Einfluß konnten so wol Adel und Einfalt der Gesinnungen als Kühnheit des erfindsamen Gei-

stes den Dichter der Noachide bewegen, daß er solche Sujets vielen andern vorzog. — Von Miltons Genius beseelt, trat Bodmer in Vertraulichkeit mit der epischen Muse, in einer Stufe des Alters, auf welcher, wie man gewöhnlich und nicht immer begründt glaubt, die Muse, gleich den Schönen, so leicht den bejahrten Liebhaber verschmäht. Bodmers Held ist der Erzvater, der das erste Geschlecht der Menschen in den Fluthen begraben sah und Stammvater eines neuen Geschlechtes geworden. Die Maschinen sind wie bey Milton und Klopstock, aus dem Reiche der guten und der bösen Engel geholt. Die Zeit, welche, dem Anschein nach, der Held allzumüßig in der Arche zubringt, wird damit beschäftigt, daß ihm ein Engel die Schildertafeln, worauf die Revolutionen der Nachwelt gemalt sind, erklärt. — So sehr auch Bodmer zu dem Genus irritabile Vatum gehört, und ungeachtet er eher bey andern als bey sich selbst critische Vergehungen bemerkte, so gestand er doch oftmals mit der edelsten Treuherzigkeit, daß er seinem Helden zu wenig Widerstand in den Weg gelegt habe, und daß Klopstocks Abbadonah weit mehr wehrt sey, als alle Erfindungen in der Noachide.

Bodmern haben wir noch eine Menge andrer poetischer Werke zu danken, wovon ein grosser Theil unter der Aufschrift der Calliope und der Apollina-

rien zusammen gedruckt ist. Die Sündflut, Jacob und Rahel, Jacobs Wiederkunft, Dina, Joseph u. s. w. — — Zilla ist ganz originell: Dieses Gedicht enthält die Verführung des Menschen in einem andern Planeten; das Weib allein fällt; der Mann bleibt dem Gebote gehorsam, und Gott verschaft ihm eine andre Eva. — — Die Columbona: Hier werden die Spanier mit der ächten Menschlichkeit vorgestellt, und das neugefundene Geschlecht der Menschen empfängt sie mit der menschlichsten Unschuld. Die geraubte Helena; die geraubte Europa; Parcifal; Gamuret; Cignus; die Töchter des Paradieses, die Rache der Schwester; Inckel; Monima; der Eremit u. a. sind zwar Uebersetzungen, allein mit eigner Freyheit verfertigt. Auch übersetzte er den Milton und begleitete sein Gedicht mit critischer Empfehlung.

Ueber allen Ausdruck stieg Bodmers Entzücken bey Erblickung der ersten Gesängen der Mißiade. Voll Begeisterung bewillkommte er den ihm noch unbekannten Verfasser bey seiner Erscheinung auf Erde als einen Engel Gottes, der mit heiligen Gesichtern zu den Sterblichen nahet. — Welch psychologischer Tiefblick, welche Ahnungskraft bewies nicht Seher Bodmer, da er nur wenige Stücke von der Meßiade las, und sich sogleich vor seinem prophetischen Blicke nicht nur das ganze Genie Klopstocks,

sondern auch die Art seiner Entwicklung, ohne geringste äussere Anzeige, in allseitigem Lichte enthüllte! * — Bodmer zog Klopstocken nach Zürich. Einige Zeit bewirthete er ihn in seinem Hause. Bodmer lebte gern still und einsam; allzuoft sah er seinen Liebling weggerissen in den Wirbel jüngerer Freunde: In dem Sänger der Meßiade hatte er einen Heiligen, einen Gesalbeten des Herrn erwartet; nicht ohne eifersüchtige Unruhe sah er itzo den jungen Seraph, wie er sich, seiner Meinung nach, allzugemein machte mit den Söhnen und Töchtern der Erde. Jede freyere Lustparthey, die sich der junge Seher erlaubte, hielt der nüchterne Bodmer für Entweyhung des hohen, poetischen Berufes. Er, dessen Sitten eben so patriarchalisch waren, als seine Muse, zitterte bey jedem irrdischen Spiele, das sich der himmlische Sänger erlaubte.

Im Vorbeygehn bemerken wir, daß bey aller Strenge in den Grundsätzen und in der Lebensart, bey allem Feuereifer gegen die Anacreonten, Bodmer nichts desto weniger immer Freund von Gleim und Hagedorn und von ihrer Muse gewesen.** Er

---

* S. Bodmers critische Briefe, wie auch Cramers Klopstock, Th. I. S. 40. und S. 285.

** Ersterm wiedmete er sein Schäferspiel, Jacob am Brunnen, ein Gedicht, welches ihm noch im hohen Alter Lemenes fröhliche Muse eingab.

selbst, der so gerne mit Jupiters Adler emporflog, mischte sich zuweilen unter die Däubchen Cythärens. Nur mußten seine Tändeleyen originell, sie mußten mit moralischen Empfindungen belebt seyn. So z. B. schrieb er den Pygmalion und Elise; so die Matrone von Ephesus, so den Körbgenmacher, den Pudelhund, die neue Eva u. a. So fand er Geschmack an der ritterschaftlichen Zärtlichkeit in den alten Balladen und in den Minnegesängen; so sah ich noch in seinem achtzigsten Jahre nicht etwann bloß den Tibull und Petron, auch einen Lafontaine und Boccaz auf seinem Pulte. Warum wird der freyere Jüngling im Alter so gerne ein Sauertopf? Eben aus Verdruß, sich so ganz erschöpft zu fühlen. Und bey Bodmern hingegen verjüngerten ein reines Herz und ungeschwächte Sinnen auch selber das Alter. Wie viel toleranter er in seinem achtzigsten Jahre gegen die Dichter des Weins und der Liebe geworden, mögen unter anderm seine letzten Zuschriften an Utzen beweisen.

Nach Klopstocks Abreise von Zürich ward Bodmern seine Entfernung durch einen Besuch von Wieland ersetzt. In dem gleichen Zimmer begegneten sich beeder patriarchalische Musen. Wem hätt's wol geahnet, daß Wieland, der damals als patriarchalischer Dichter, als epischer Hexametrist, als Verfasser der Sympathien, der Empfindungen ei-

nes Christen, der Briefe der Todten u. s. w. zwischen Bodmern und Klopstocken hervortrat, einst nach seiner Entfernung von Zürich, an der Seite der erotischen Muse, im Kraise der Faunen und der freyern Liebesgötter auftreten werde? — Demjenigen vielleicht konnte es ahnen, dem seine schnelle Empfänglichkeit ganz bekannt war. Hierüber nur folgende Anecdote, die ihn so wol als Bodmern von einer eigenen Seite bezeichnet. — Letztrer, mit dessen Navität und Einfalt eine gewisse, freylich wolmeinende Schlauheit vermischt war, wünschte von Erstern über eines seiner noch ungedruckten Werke ein ganz unumfangenes Urtheil zu hören. Hiezu bedient' er sich eines seiner jüngern Freunde; nach erhaltenem Auftrage überreichte dieser Wielanden das Gedicht Zilla in Handschrift, als Versuch eines ganz fremden Verfassers. In gleichem Zimmer verschlang Wieland die Blätter an dem einen Tische; an dem andern ward er von Bodmern beobachtet. Wie es diesem so wol that, als er jenen beym Lesen immer mehr und mehr entzückt sah, und hörte, wie er von einer Stelle zur andern in laute Bewunderung ausbrach! — — Bodmer hütete sich, sich selbst zu verrathen. Abends entdeckte Wieland einigen Bekannten sein genoßnes Entzücken; sie zergliederten mit ihm die Handschrift, und — ob im Ernste oder im Scherze wissen wir nicht — kurz, sie überführten ihn, daß er seine Bewunderung höchst

unbe-

unbegründet gewesen. Bey Hause langt er die Handschrift aus der Tasche und schmeißt sie — abermals in Bodmers Gegenwart — hinter die Thüre, voll Unwillen, daß er seine Bewunderung so übel angelegt hatte. — Man erwarte ja keine Scene in dem Charakter von Molierens Vadius und Trißotin; vielmehr ließ es Bodmer dabey bewenden, bey sich selbst heimlich zu lächeln. — Gleiche Gelassenheit bewies er mehrmal. Ohne Namen war der erste Versuch seiner Noachide erschienen. Einer seiner schätzbarsten critischen Freunde, der weit entfernt war, ihn für den Verfasser zu halten, schickte ihm von Bern aus die schärfste Beurtheilung in Handschrift, mit Bitte, sie drucken zu lassen. Ohne zu säumen, entsprach Bodmer der Bitte, und bot also wie Aristides demjenigen die Hand, der sie zur Bekanntmachung seiner critischen Achterklärung verlangte. Hierüber lebhaft gerührt, that der Kunstrichter (nach Entdeckung des Verfassers) das Aeusserste, die weitere Ausbreitung seiner Kritik zu hindern. — — Ein andermal hatte ein Gelehrter Bodmers weitläuftigen und sehr wichtigen politisch-philosophischen Briefwechsel mit seinem Herzensvertrauten, dem Dr. Zellweger, zum Durchblättern erhalten. Wie es zugieng, will ich nicht untersuchen, kurz, diese kostbaren Blätter, verirrten sich in eine Käsbude. Durch einen Zufall erhielt davon Bodmer wieder einige Stücke; er forschte nach,

und der Krämer brachte ihm verschiedene Hefte, glücklicher Weise noch unbeschädigt, zurück; Bodmer freute sich über die Zurückstellung des Schatzes, ohne seither dem Vernachläßiger desselben die geringste Empfindlichkeit zu verstehen zu geben.

Gleichwie bey gewöhnlichen Menschen mit dem Alter die Toleranz einschrumpft, so schien sie sich bey ihm zu erweitern. Jene Munterkeit seiner Laune, jene Leichtigkeit, womit er selbst noch im höchsten Alter den Geist jedem Eindruck, jeder noch so ungewohnten Aussicht öffnete, diese herrliche Jugendgabe hatte er, ausser ungemeiner Reitzbarkeit seiner Imagination, besonders auch seinem gefälligen Wesen zu danken. Indem er bis ans Ende des Lebens jedem, der ihn besuchte, dem Kinde wie dem Greisen, dem Landmanne wie dem Gelehrten, dem Künstler wie dem Staatsmanne, dem Fremden wie dem Bürger, dem Dienstboten wie seinem Herrn freyen Zutrit gab, so hatte er sich dadurch angewöhnt, daß ihn alles interessirte, so wie für den Weisen alles verbunden ist, und daß ihn nichts ausschliessend auf einen Grad interessirte, in welchem Geist und Herz an Ausdehnung verlieren, was sie an zusammengezogener Anstrengung gewinnen.

Metaphysische Untersuchungen verwarf er als Geschäft, und liebte sie als Zeitvertreib, wie andre das Schachspiel; sie sah er als Mittel zum Zwecke,

keineswegs als Zweck an. So anständig z. B. auch für den Helden Fechterspiele zur Uebung seyn mögen, so sehr würd' er erröthen, sie wie der Athlet und Gladiator als Handwerk zu treiben. Metaphysische Spekulationen betrachtete Bodmer als Fechterspiele des Geistes; wenig geben sie Nahrung, aber doch machen sie stark, schnell und gelenksam, so wie die Leibesübungen den Körper. — Wenn er nicht immer metaphysische Wahrheit sah, so war er zufrieden, poetische Wahrheit zu sehen. — So academisch und sceptisch indeß zuweilen der Gang seines Geistes war, so wandelte er nichts desto weniger harmlos durch alle noch so verwickelten und dunkeln Labyrinthe; als Schutzengel führten ihn am sichersten Leitfaden Menschensinn und moralische Empfindung. Wenn auch sonst alles Lufterscheinung und täuschendes Feenwerk seyn mag, so leuchtet doch untrüglich und ewig unauslöschlich die Fackel der Tugend! — Noch so tolerant und vertragsam gegen jede Hypothese, war er immer geschworner und furchtbarer Feind des Feindes der Menschheit und des Vaterlandes. Aufrichtig und mit warmem Herzen verehrte er die Religion, in so ferne sie von Menschengrillen und Menschensatzungen geläutert, und als Lehrerin der Tugend und Trösterin des Elends erscheint; mit Entzücken segnete er die Bemühungen der Spaldings und Tellers, der Semlers und Steinbarts, die durch triumphirende Bestreitung

des Aberglaubens so wol als des Unglaubens die christliche Lehre wieder herstellen — nach dem Zweck ihres Stifters — zur Lehre des Heils und der Glückseligkeit. Nur in so fern man nicht vergaß, sie als solche zu behandeln, konnte er diese oder jene besondern Lieblingsmeynungen verzeihn.

Wenig öffentlich war Bodmers Thätigkeit; gleich den unsichtbaren Dämonen würkte er desto mehr im Verborgnen. Er kannte sich selbst und fühlte sich weniger geschickt, auf der Bühne als hinter dem Fürhang das Spiel in Bewegung zu setzen. Auf der Zunft und in dem Rathssaale, oder sonst in grosser, öffentlicher Versammlung stand er sich nicht selten durch natürliche Schüchternheit, durch den Mangel populären Ausdruckes und körperlicher Beredsamkeit selber im Wege.

Dieß fühlt der grosse Mann; darum aber giebt er den Muth nicht auf, auf sein Volk und auf sein Zeitalter zu würken: Nur schlägt er hiezu den ihm eignen Weg ein.

Wenn er zuweilen, bey verschiedenen obrigkeitlichen Committeen dem Staate gedient hatte, — so diente er ihm noch weit mehr mittelbar, indem er bey Hause, auf einem Spaziergange, in vertraulichem Tete-a-Tete mit mehr Freymüthigkeit und in grösserm Detail manchen ältern und jüngern Staatsmann zur Ausführung seiner wohlthätigen

Entwürfe begeisterte. Da, oder sonst im engern Kraise wagte ers, zuweilen auch dem heftigsten, dem angesehensten Gegner geradezu die Wahrheit ganz unter die Augen zu sagen. So wie er selber ganz Mensch war, so sah er auch alsdann unter dem Staatskleide wie unter den Lappen nichts als den Menschen. Nichts weniger indeß als eigensinnig und cynisch war dieses freye, kunstlose Wesen; immer nämlich durch warme, feurige Wolmeinung veredelt. — Aeusserst thätig und erfindsam, sann er hin und her, redete mundlich und schriftlich, setzte hundert grössere und kleinere, nähere und entferntere, nur keine unwürdigen Triebfedern in Bewegung; und wenn er dadurch eine gute Absicht durchgesetzt hatte, so sah er auf dieses Werk mit Wolgefallen zurück, wie auf die Vollendung eines poetischen Plans.

Durch solch ununterbrochene und allseitige Thätigkeit besiegte er desto leichter nicht etwa bloß die Kränkungen des Undanks und der Tadelsucht, auch selbst die unendlich tiefer dringenden Leiden, die ihm während des Zeitlaufes beynahe eines ganzen Jahrhunderts der Verlust so manchen edeln Freundes verursachte; in dem Umgang der Musen und bey der Ausübung neuer Tugenden fühlte er sich wieder erleichtert.

Fünfzig Jahre lang hatte er sein academisches

Lehramt verwaltet, und nunmehr übergab ers seinem Füßli, dem würdigsten Nachfolger, der ihm in seiner Antritsrede das schönste Denkmal wiedmete.*

Ungeachtet Bodmer immer noch der besten Gesundheit genoß, so fing er doch an, sich wegen hohen Alters ins Haus zu verschliessen. Dasselbe ward ein Heiligthum, wo Tagtäglich die Freunde der Wahrheit aus- und eingiengen, Mitbürger und Fremde, Jünglinge und Männer; da saß er im grosväterlichen Stule beym warmen Kamine, der Ernst seiner Lehren erheitert durch gefällige Laune. Sonst so freundlich und heiter, so überfliessend gesprächig, äusserst fruchtbar an Einfällen und ironischem Witze — wie er dann in dem umgürteten Schlafrock sich auf den Stock lehnte, die Pelzmütze zurückwarf, und mit der zürnenden Stirne demjenigen unter die Augen trat, der nicht, wie Er, begeistert war bey den heiligen Namen des Vaterlandes, der Freyheit, der menschlichen Rechte! — Zur Vertheidigung von diesen schrieb er die mehrern von seinen politischen Dramen; gerne nahm er zu Protagonisten, aus der griechischen, der römischen

---

* Eine ganz ausführliche Biographie verspricht Füßli in dem Schweiz. Museum, in welchem sich schon vorläuftig einige interessante Fragmente befinden.

und der deutschen Geschichte die Retter und die Unterdrücker der Staaten. — Aeusserst nahe gieng ihm das Schicksal der Genfer; nicht eifriger konnten für sie und für die Vertheidigung ihrer Ansprüche die Häupter der politischen Cercles eifern als Bodmer in dem Grosvaterstule bey seinem Kamine. Sein republikanischer Enthusiasmus mocht' indeß noch so groß seyn, so blieb er immer durch beynahe zu furchtsame Klugheit und Friedliebe gemäßigt. Bey dem Mißverständnisse, welche im J. 1777. die französische Bundesunterhandlungen zwischen dem Volk und der Regierung veranlaßten, war er ganz auf Seite der letztern; mit Hitze bestritt' er die entgegengesetzten Meinungen, ohne darum ihre Anhänger persönlich auch nur im geringsten weniger zu lieben.

Wenn ihm politischer Despotismus und daher entstehende Barbarey äusserst verhaßt war, so wars ihm nicht weniger Barbarey des Geschmacks; lebhaft überzeugt, daß sie sich gegenseitig erzeugen, und aus der gleichen giftigen Quelle, aus der Verdorbenheit der Sitten, entspringen. Luxus des Geistes war ihm eben so sehr als Luxus der Sinnen zuwider. So duldsam in ihm der Mensch war, so streng und unerbittlich war in ihm der critische Censor. Der Mensch, dacht' er, hat Anspruch auf Nachsicht, eben weil er Mensch ist und nichts anders seyn kann: nicht so der Schriftsteller und Künst-

ler, weil diese ja keineswegs zu solchem Berufe genöthigt werden; je ausgebreiteter ihr schädlicher Einfluß auf Welt und Nachwelt seyn kann, desto dringender ist von Seite des Kunstaristarchen scharfe Zurechtweisung. Wenn er, besonders auch in der letztern Hälfte seines immer höchstthätigen Lebens, selten andere als die angesehensten und in mancher Absicht verdienstvollen Männer herausfoderte, warum wol, als weil eben die Fehler solcher Männer am liebsten nachgeahmt werden? Je wolgemeinter seine Absichten waren, desto weniger scheute er sich, zuweilen auch selbst den Verdacht der Eifersucht auf sich zu laden. — Der Ermüdung des Lesers bog er in seinen, freylich oft allzu harten Kritiken vor, durch immer abwechselnde Formen. — Auch Anfangsgründe der deutschen Sprachkunst hat er geliefert; und noch liegt in seinem Pulte eine Historie der deutschen Sprache.*

Ein Unding schien ihm schöner Styl ohne innern Gehalt; schien ihm eben so abgeschmackt als schöne Gesichtszüge, die weder Verstand noch Empfindung verrathen. Ueberall anerkennte er keine Schönheit ausser dem sinnlichen Ausdruck des moralischen Guten. Rousseaus Werke und die Theorie

* Diese Historie ist nunmehr in das schweizersche Museum eingerückt.

der schönen Künste und Wissenschaften von seinem Sulzer waren unter den Neuern seine liebsten Bücher, in denen er am meisten und nachdrücklichsten sich selbst las.

Noch in hohem Alter besuchte ihn die epische Muse und er schrieb Conradin von Schwaben, Hedwig von Gleichen, Hildebold, Maria von Braband, Wilhelm von Oranse. In diesen Erzählungen athmet der Geist der provenzalischen Dichter. — Wilhelm von Oranse gehört dem Stofe nach Eschlibachen; die Ausarbeitung ist Bodmers; Kreusa und Evadne hatte er von Euripides, von Homer den Telemach und den Menelaus bey Ovid geborgt.

Auch von der Aeneide übersetzte er einige Gesänge; doch stimmte sein Character weniger mit Virgils Majestät als mit Homers naiver Einfalt zusammen. —

Bodmer hatte itzt siebzig und mehr Winter auf den Schultern; und noch fühlt' er sich kühn genug, die Iliade und Odyße in einer poetischen Uebersetzung zu liefern, deren Werth auch seine jüngern Wettkämpfer erkennen. — Von seiner Uebersetzung des Apollonius sagt er: „Wem es zu viel gesagt „dünkt, daß das graue Haupt von achtzig Jahren den Argnauten in der Uebersetzung Licht und „Leben mitgetheilt habe, der wird doch eingeste-

„ hen, daß Apollonius erquickende Stralen von „ Licht und Leben in den welken Körper des Ver„ fassers geworfen habe. “

Würklich blieb er in Absicht auf Geist und auf Körper immer derselbe, immer äusserst lebhaft bis an sein Ende. Wenige Tage vorher warf ihn ein kleines Fieber ins Bethe: „ Es geht nicht mehr, “ sprach er gelassen zum Arzte, „ wie erst noch vor „ vier und drey Jahren. “ Wegen Erschwachung der Brust redete er wenig; äusserst sanft entschlief er in der Nacht des 2. Jänners 1783. Einige Stunden vorher fragte ihn Hirzel um sein Befinden, ob ihm wol und heiter ums Herz sey? „ So ganz „ eben nicht, “ antwortete er halbträumend — „ ich „ habe da ein Papier vor mir, aus dem ich nicht „ recht klug werden kann. “

Sein letzter Wille athmet die wohlthätigsten Gesinnungen. Aus Mißverstand ward er in seinem Leben für allzusparsam gehalten; allein nicht Geitz, sondern Geschmack war seine Frugalität. Aus Grundsätzen so wol als aus Temperament haßte er jede Art unnützer Verschwendung. Dieses haushälterische Wesen trieb er freylich so weit, daß er z. B. (wie auch Johnson von Pope erzält,) seine Verse auf die Hinterseite von Briefen schrieb: Allein darum war er nicht knickerisch gegen andere. Häufig beschenkte er junge Studierende nicht etwann bloß

mit seinen eigenen Werken, auch mit andern kostbaren Büchern. — Unter so vielen höchstbeträchtlichen Vermächtnissen zu Gunsten der Predigerwittwen, der studierenden Jünglinge, der Stadtbiliothek, der Armenhäuser u. s. w. die bey einigen tausend Gulden betragen, erwähnen wir besonders, daß er der Töchterschule in Zürich nebst tausend Gulden an Kapital auch sein Haus und seinen Garten bestimmt hat, und in dem Hause ein Zimmer, in welchem, unter Aufsicht der von ihm selbst ernennten Curatoren, seine seltene Bücher, sein zahlreicher und interessanter Briefwechsel, und seine Handschriften zu öffentlichem Gebrauch aufbewahrt werden.

Albrecht von Haller.

Derselbe ward den 16. October 1708. gebohren. Sein Vater war der erste bernerische Landschreiber der Grafschaft Baden, nachdem selbige im J. 1712. von Bern und Zürich erobert worden. — Schon in dem siebenten Jahr seines Alters fing der junge

Haller an, alles, was er gelernt hatte, in Schrift zusammen zu fassen. In seinem zwölften Jahr las er Bayle und Moreri, nach deren Anleitung verfertigte er Aufsätze von dem Leben einiger hundert Gelehrten. Dichtkunst war seine Lieblingserholung; er machte Verse und besonders Epigrammen in verschiedenen Sprachen, auch ein episches Gedicht von 4000. Versen.

Hierüber heißt es in Gottscheds Beyträgen zur critischen Geschichte der deutschen Sprache und Poesie, St. XV. s. 445.: „Wenn es wahr ist, „was man uns berichtet hat, daß Haller an einem „Heldengedichte von dem Ursprunge des Schweizerbundes arbeitet, so kann man sich die Hofnung „machen, daß Deutschland endlich ein Heldengedicht, so seinem alten, zur Freyheit geneigten, „grossen Geiste gemäß ist, bekommen werde.“ — Von diesem Jugendversuche ist nichts mehr vorhanden. So gleichgültig Haller in späterm Alter für seine Gedichte war, so enthusiastisch liebte er sie in der Jugend. Als einst in seiner Nachbarschaft Feuer auskam, ließ er all seine Sachen liegen, und sprang nur mit seinen Versen davon. Seine Art, Gedichte zu machen, war folgende: Der Knabe nahm ein Gedicht von einem andern, z. B. von Brockes, schrieb dann über denselben Gegenstand seine eignen Gedanken nieder, und verglich sie mit

dem Gedichte des Andern. Alle Welt verachtete ihn wegen diesen poetischen und litterarischen Beschäftigungen. Man hielt ihn für ganz einfältig und unbrauchbar. Auch blieb er ganze Monate im Zimmer verschlossen. Von dem Vater ward er zum geistlichen Stande gewiedmet, und bey Hause von einem Privatlehrer unterwiesen. Nach dem Hinscheid des Vaters kam der junge Mensch im J. 1721. in die öffentlichen Collegia zu Bern. Immer blieben Historie und Poesie seine liebste Beschäftigung; die Rechenkunst lernte er von selber — unvermerkt erwachte bey ihm Neigung zur Arzneykunst. Von seinen Verwandten ward er nunmehr nach Biel geschickt: allein der cartesianische Pedantismus seines dortigen Lehrers schreckte ihn vom Studieren beynahe ganz ab; immer belustigte er sich am liebsten mit poetischen Phantasien. Im J. 1723. begab er sich nach Tübingen; daselbst übte er sich in der Zergliederungskunst und Botanik. Vom Jahr 1725. bis 1727. war er in Leyden. Wenn es für ihn ein Glück war, einen Boerhaven und Albin zu Lehrern — so war es für diese ein Theil ihres Ruhmes, einen Haller zum Lehrjünger zu haben. Von Leyden begab er sich erstlich nach England und hernach nach Paris; an letzterm Orte besuchte er sieben Monate lang die Spitäler, um sich auch in der Wundarzneykunst zu üben. Eine Krankheit machte seinen Vorsatz, nach Italien zu reisen, zu nichte. Im

Frühling 1728. gieng er nach Basel. Daselbst brachte er es unter Anleitung des Joh. Bernoulli in den mathematischen Wissenschaften ungemein weit; so sehr verliebte er sich in diese Wissenschaften, daß er auch an seinem Hochzeittag sich mit dem Diefferential-Calcul beschäfftigte.

Der Anblick der Alpen verstärkte seine Neigung zur Botanik. Mit seinem Freund, dem Chorherr Geßner von Zürich, that er eine Reise durch die ganze Schweiz. Eines Tages sank dieser letztere, von beschwerlicher Kräuterjagd ganz ermüdet, in gefrorner Atmosphäre in tiefen Schlaf. Bey der fürchterlichen Kälte wußte Haller nicht, wie er ihn vor der Todesgefahr sichern konnte. Er zog sein Gewand aus und bedeckte damit den Schlummernden, indem er ihn mit Wohlgefallen in der sorglosen Ruhe anlächelte, und darin nicht stören wollte. Botanische Reisen setzte er hernach alle Jahre fort. Einer derselben haben wir sein Gedicht über die Alpen zu danken.

Schon im zwanzigsten Jahre vertrat er in Basel einige Zeit die anatomische Lehrstelle; zugleich nahm er bey einem andern Professor Privatunterricht über die ausübende Arzneykunst. Nicht zu scheu war er zum Lehrer, zu stolz nicht zum Schüler.

Zum erstenmal hatte er sich im Jahr 1731. ver-

heyrathet und nunmehr lebte er in Bern, iedoch ohne öffentliche Bedienung. Im J. 1734. ward für ihn ein anatomisches Theater errichtet; dasselbe besorgte er ohne Besoldung. Auch gelangs ihm nicht, die lediggewordene Stelle eines Spitalarzts zu erhalten. Im J. 1735. aber ward er einhellig zum Bibliothekar der Stadtbibliothek erwählt. In diesem Amt brachte er die zahlreichen Schaumünzen in Ordnung. Ungefähr um diese Zeit ernannte ihn die königliche Gesellschaft zu Upsal zum Mitglied. Ihm ward es nicht so gut, ein Professorat in Bern zu bekommen; er selbst glaubte, daß hieran einige seiner Satyren Schuld seyn. Also ging er dann im J. 1736. als Lehrer der Arzneykunst, der Botanik und Chirurgie nach der neuerrichteten, hohen Schule in Göttingen. In wenig Tagen nach seiner Ankunft hatte er seine Gattin verloren. Um den Schmerz zu besiegen, verdoppelte er nunmehr seine gemeinnützige Thätigkeit. Er legte einen medicinischen Garten und ein anatomisches Theater an; er brachte eine reformirte Kirche zu Stande; er errichtete eine Hebammenschule, ein Collegium von Wundärzten, und endlich die königliche Societät der Wissenschaften, davon er der beständige Präsident war. Die Belohnungen wuchsen mit seinen Verdiensten. Im J. 1739. bekam er den Titel eines königlichen Leibarzts; im J. 1743. eines königlichen Hofrathes; im J. 1740. ward er zum Mit-

gliede der königlichen Gesellschaft in London, im J. 1745. zum Mitgliede des grossen Rathes in Bern erwählt. Im J. 1747. bekam er als der zweyte Ausländer Zutrit in die königliche Akademie der Wissenschaften in Stockholm; auch erhielt er Vocationen nach Oxfort und Utrecht, die er aber ausschlug. Unterweilen hatte er neue Schweizerreisen gemacht und sich zum zweytenmale verheyrathet. Im J. 1749. ward er mit seiner Nachkommenschaft von Kaiser Franz I. in den Adelstand erhoben. In gleichem Jahr erhielt er von dem König in England, der die hohe Schule in Göttingen besuchte, vorzügliche Merkmale des Wohlwollens. Weder Er noch seine Nachkommen bedienten sich des ihnen bewilligten Baronentitels. Sein blosser Namen, sagt Zurlauben, der in sich beyde Vorzüge, so wol Adel als Gelehrsamkeit vereinigt, ist schon an sich allein weit glänzender als alle noch so hochtönende Titel. Der König von Preussen liess ihn im J. 1750. nach Berlin berufen; daselbst sollte er, ohne Auftrag zu einiger bestimmten Arbeit, ein ansehnliches, königliches Gehalt geniessen: allein er schlug den Beruf aus; bald darauf ward er zum Mitgliede der kaiserlichen Academie der Naturforscher, wie auch zum Mitglied der Academie in Bologne, und der parisischen Academie der Wundärzte ernannt. Eine grosse Gesellschaft von Gelehrten und Standespersonen, unter

welchen

welchen auch der König von Dännemark war, machte ihn zum Director einer americanischen Reise.

Wegen geschwächter Gesundheit verließ er im J. 1753. Deutschland und wurde Ammann in Bern. Diese Wiederkunft hat Mörikofer durch eine Schaumünze verewigt. Die botanische Gesellschaft zu Florenz und die helvetische Gesellschaft in Basel nahmen itzt Hallern in ihren Schooß auf. Im J. 1754. erhielt er von Ludwig XV. was man in Frankreich le Cordon bleu d'un homme de lettres nennt, eine Stelle unter den acht fremden Mitgliedern der königlichen Academie der Wissenschaften in Paris. Noch hatte ihn der König von Preussen nicht vergessen. Im J. 1755. trug er ihm durch viele Briefe die Würde eines Curators der Preußischen Academien — und die durch den Tod des Freyherrn von Wolf erledigte Kanzlerstelle bey der hohen Schule in Halle an: allein von dem täglichen Rath in Bern ward Haller ersucht, sich ferner seinem Vaterlande zu wiedmen, und Haller zog das Vaterland seinem Glücke vor. Seit seiner Zurückkunft diente er dem Staate in dem academischen Senat, in dem Oberconsistorium, in der Landesfriedlichen Kammer u. a. Mit besonderm Fleisse arbeitete er an der Verbesserung der Salzwerke, wie auch an dem Entwurfe des Waisenhauses. Im J. 1757. ward er nach Lausanne gesendet, um daselbst der Academie eine

vortheilhaftere Einrichtung zu geben. In dem folgenden Jahr machte er auf oberkeitliches Ansuchen eine Reise nach Kulm, woselbst unter seiner Anleitung beträchtliche römische Alterthümer entdeckt wurden. Im gleichen Jahr wählte sich Haller die Aufsicht aus über das Salzwesen von Roche, ein Amt, das ihm jährlich 5000. Gulden an baarem Geld auswarf. Nunmehr hatte der Genfersee zween merkwürdige Anwohner an Voltairen und Hallern. Glückliche Gegend, wohin sich die erhabensten Genien, fern vom Glanze der Thronen, in die freyen Schatten begeben!

In der sechsjährigen Musse, welche ihm die Aufsicht der Salzwerke verschaffte, durchreisete er zu wiederholten Malen die ganze, umliegende Gegend, und von derselben verfertigte er die genauste Beschreibung. Um so viel heiliger ist für die gelehrte Welt sein Pathmos, weil er im Schoosse der Ruhe und Freyheit die grosse Physiologie zu Stande bringen konnte. Auch zu seiner schweizerischen Flora sammelte er hier sehr beträchtliche Beyträge; auf eigne Unkosten sandte er Leute aus, die ihm Pflanzen aus noch unbereiseten Gegenden Helvetiens zurückbrachten. Diese neuen Entdeckungen sind in der Historia Stirpium Helveticarum enthalten, welche im J. 1768. in drey Foliobänden herauskam.

Nach seiner Zurückkunft in Bern ward er in die

Oberappellationskammer des deutschen Bernergebiets erwählet; so ward er ein Rechtsgelehrter, schlichte-te Prozesse und revidirte das Gesetzbuch des Amts Ae-len. In der landwirthschaftlichen Committee besorg-te er die allgemeine Landwirthschaft; noch genauer besorgte er diese als Präsident der ökonomischen Ge-sellschaft in Bern; eigne Versuche machte er in der von ihm gekauften Herrschaft Goumoëns le jux und Eclagnen. In der Direction über das Waisen-haus bezeigte er für die Aufnahme desselben den edel-sten Eifer.

In den Jahren 1766. 67. 68. zeigte er sich vor-züglich auf dem politischen Schauplatze. Nebst den einsichtsvollsten Männern ward er dem geheimen Ra-the als ausserordentlicher Beysitzer zur Behandlung der Genfer-Zwiste zugeordnet. Hier entwarf er die meisten Schriften, die dem französischen Hofe, be-sonders wegen der Veränderungen zu Versoix, zu-gesandt worden. Mit dem französischen Gesandten trat er auch selbst in persönliche Unterhandlung. — — Zwischen dem bayerischen Hof und dem Kanton Bern vermittelte er einen beträchtlichen Salzliefe-rungstractat.

Beynahe wäre Haller seinem Vaterland von neuem entrissen worden. Einen Ruf nach Pertersburg lehnte er zwar von sich selbst ab. Weit dringender war der Ruf des englischen Hofes; derselbe bot ihm

die Kanzlerstelle zu Göttingen nebst beträchtlichen Vortheilen an: allein der tägliche Rath hielt ihn abermal zurück, und der souveraine Rath gab ihm eine seltene Probe seiner Hochachtung; derselbe ernennte ihn zum beständigen, ausserordentlichen Beysitzer des Sanitätrathes; zugleich erhielt er damit ein Jahrgehalt von 1500. Liv.

Seither entschloß sich Haller in der Stille zu leben. Mit unermüdetem Fleisse erfüllte er die Pflichten des Vaters, des Bürgers, des Regenten, des Lehrers. Selbst nicht die geschwächte Gesundheit kann ihn zu weniger thätigem Leben bewegen. Seine Beyträge zur Encyklopädie sind beträchtlich; zu mehrern Bänden wuchs seine mediciniſche Bibliothek an. Erbaulich sind seine Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung; So fromm er war, so verdächtig schien gleichwol, (wie es der Fall so manches grossen Manns ist,) den Dummköpfen seine Rechtgläubigkeit. Im J. 1742. hatte ihm Lametrie die Zueignung seines Homme machine zugedacht und ihn öffentlich als Kameraden seiner Ausschweifungen verschrien. Hierüber beklagte er sich schon damals bey Maupertuis, dem Vorsteher der Academie in Berlin; auch erklärte er sich in dem Journal des Savans und in der Bibliotheque raisonnée, daß er denjenigen niemals für seinen Freund ansehen könne, der solche Irrlehren behaup-

te. Seine politischen Romanen verrathen tiefe Kenntnisse über die Gesetzgebung. Etwas seltsam scheint es, daß die grösten Genien, ein Haller, ein Fenelon, Rousseau, Montesquiou sich genöthigt sehn, Zuflucht zu der Form der Romane zu nehmen, wenn sie Weisheit und Tugend ausbreiten wollen. —

Wenige Zeit vor seinem Hinscheid sah sich Haller mit einem persönlichen Besuche des grossen Kaisers beehret. — — Er starb im J. 1777.

Hallers Gedichte sind ins Französische, Italiänische, Englische, Lateinische übersetzt worden. Dem Verfasser des Almanachs für Dichter und schöne Geister (aufs J. 1785.) sagte einmal ein Metaphysiker: „ Unter den Produkten deutscher Dichter seyn „ Hallers die einzigen, die er in ordentliche Schlüsse „ auflösen könne. “ Wirklich ist er eines von den seltenen Genien, bey denen tiefe Philosophie mit der stärksten Malerey im Ausdrucke gepaart gehn. Wie sehr bereicherte er nicht die verarmte, vaterländische Dichtkunst mit den ungeheuren Schätzen, die er aus dem Heiligthume der Wissenschaften hervorholete! Man sieht, wie er gerungen hat mit der Sprache, um seinen Versen die ganze, gedrungene Fülle zu geben. Wie lehrreich sind nicht für den Sprachkünstler und Schöngeist die Varianten in den spätern Ausgaben seiner Gedichte! Nur hie und da erlaubt er sich entweder ein veraltetes Wort oder

eine ungrammatische Wortfügung, wenn er durch Aufopferung einer geringern Schönheit irgend eine höhere z. B. mehr Energie und Kürze zu erreichen im Stand ist. Aeusserst selten sind die Spuren von Lohensteins Schwulste, wovon er in der ersten Jugend zum Theil noch verblendt war.

Schon im J. 1729. erschien sein herrliches Gedicht über die Alpen, erhaben und ewig daurend wie die Gebirge, die er besang. Die mannigfaltigsten Naturscenen im kräftigsten Colorit, und durch und durch mit philosophischen Lehren beseelt. Auch den kleinern Gegenständen weiß er Würde und Hoheit zu geben. So z. B. sagt er von der Gentiana:

Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin:
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Stralen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Stralt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant:
Gerechtestes Gesetz! Daß Kraft sich Zier vermäle,
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.

Und wie groß sind nicht die Character? So z. B.

Bald aber spricht ein Greiß, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte nimmt,
Die Vorwelt sah ihn schon, die Last von hundert Jahren
Hat seinen Geist gestärkt, und nur den Leib gekrümmt:
Er ist ein Beyspiel noch von unsern Heldenahnen,
In deren Arm der Blitz, und Gott im Herzen war.
Er mahlt die Schlachten ab, zält die ersiegten Fahnen,
Umschanzt der Feinde Wall und nennet jede Schaar.
Die Jugend hört erstaunt, und zeigt sich in Gebehrden
Voll edler Ungeduld noch löblicher zu werden.

In gleichem Jahre mit dem Alpengedichte erschien das Gedicht über Vernunft, Aberglauben und Unglauben. In der Vorrede sagt Haller: Dieses Gedicht sey gleichsam eine Wette gewesen, um seinen Freunden zu zeigen, daß die deutsche Sprache nicht weniger als die englische für philosophische Gedichte gemacht sey. Wie in allen seinen Gedichten, so ist besonders auch in diesem der größte Reichthum von historischen Anecdoten verbreitet. Wegen seiner kühnen Ausfälle auf Aberglauben und Schwär-

merey kam er bey den Zeloten in den Verdacht des Unglaubens ; Haller in den Verdacht des Unglaubens, er, der gleichwol eine Bibelausgabe besorgte, und hernach in seinen spätern Schriften über die Religion sich den Vorwurf nur gar zu ängstlicher Rechtgläubigkeit zuzog! Sceptisch genug indeß lauten in der ersten Ausgabe folgende Verse:

Unseliges Geschlecht, das nichts aus Gründen thut,
Dein Wissen ist Betrug, und Tand dein höchstes Gut.
Du fehlst, so bald du glaubst, und fällst, so bald du wanderst,
Wir irren allesammt, nur jeder irret anderst.
Wie, wenn man sein Gesicht gefärbtem Glas vertraut,
Ein jeder, was er sieht, mit fremden Farben schaut;
Nur sieht der eine falb, und jener etwas gelber,
Der eine wird verführt, und der verführt sich selber:
Der glaubt an ein Gedicht, und jener eignen Tand,
Den macht die Dummheit irr, und den zu viel Verstand:
Da jenes Pöbel macht, wird dieser uns zum Büttel.
So schlimm der Abweg ist, so schwer ist auch das Mittel.
Für mich ist dieß der Schluß: Wer ruhig leben will,
Bedenkt sich bis in Tod, hört an und schweiget still.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Vernunft steht still bey Gott, mehr ist ein Ueberfluß.
Nichts wissen macht uns dumm, viel forschen nur Verdruß.
Was hilft es Himmelan mit schwachen Schwingen fliegen,
Der Sonne Nachbar seyn, und dann im Meere liegen?
Vergnügen geht vor Witz. Auch Weisheit hält ein Maß,
Das Thoren niedrig dünkt, und Newton nicht vergaß.
Wer will, o Stähelin, ist Meister des Geschickes,
Zufriedenheit war stets die Mutter wahres Glückes.
Uns ist die Seelenruh und ein gesundes Blut,
Was Zeno nur gesucht, des Lebens höchstes Gut.
Uns soll die Wissenschaft zum Zeitvertreibe dienen,
Für uns die Gärten blühn, für uns die Wiesen grünen ꝛc.

Ebenfalls dem Prof. Stähelin gewiedmet, ist das Gedicht über die Falschheit menschlicher Tugenden, vom J. 1730.

Allein was hilft es doch, sich aus der Welt verbannen,
Umsonst, o Stähelin, wird man sich zum Tyrannen,

Wenn Laster, die man haßt, vor grössern Lastern
fliehn,

Und wo man Ratten tilgt, itzt Lölch und Drespe
blühn.

Wir achten oft uns frey, wenn wir nur Meister
ändern,

Wir fluchen auf den Geiz und werden zu Verschwen-
dern.

Der Mensch entflieht sich nicht, umsonst erhebt er sich,
Des Körpers schwere Last zieht stets ihn unter sich;
So, wenn der rege Trieb in halbbestralten Sternen
Von ihrem Mittelpunkt sie zwingt sich zu entfernen,
Ruft sie von ihrer Flucht ein ewig starker Zug
Ins enge Gleis zurück, und hemmt den frechen
Flug.

— — — — — — — —

Wie Gut und Böses sich durch enge Schranken
trennen,

Was wahre Tugend ist, wird nie der Pöbel kennen,
Kaum Weise sehn die March, die beyde Reiche
schließt,

Weil ihre Gränze schwimmt und in einander fließt.
Wie an dem bunten Taft, auf dem sich Licht und
Schatten

So oft er sich bewegt, in andre Farben gatten,
Das Auge sich mißkennt, sich selber niemal traut,
Und bald das Rothe Blau, und Roth, was Blau
war, schaut:

So irrt das Urtheil oft. Wo findet sich der Weise,
Der nie die Tugend haß und nie das Laster preise?

Im J. 1734. erschien Hallers vortrefliches Lehrgedicht über den Ursprung des Uebels. Diesem Gedicht gab er selbst vor allen andern den Vorzug. Wie glücklich und mahlerisch ist nicht die Eröffnung der Scene? In glänzendem Schmucke stralt die abstracteste Wahrheit. Unter dem Schöpferblicke des Dichters enthüllt sich die Nacht des Chaos zum heitersten Tage. Mit Gewalt reissen wir uns los, um nicht allzuweitläuftig von Gedichten zu reden, die ohnehin in jedermanns Hande sind.

Schon im J. 1731. schrieb Haller, als junger Cato, die Satyre über die verdorbenen Sitten, so fruchtbar an den treffendesten Sittengemälden! Zur Probe nur den Character des Appius.

—— —— —— Die prächtige Gestalt,
Ein Wort, ein jeder Blick zeigt Hoheit und Gewalt.
Des grossen Mannes Thor steht wenig Bürgern offen,
Und einen Blick von ihm kann nicht ein jeder hoffen.
Sein Ansehn dringt durchs Recht, sein Wort wird uns zur Pflicht,
Er ist fast unser Herr, und seiner selber nicht.

Doch fällt der Glanz von ihm, so wird der Held
gemeiner,
Der Unterscheid von uns ist in dem Innern klei-
ner ꝛc.

Und Sicin —

— — — — Der Sauertäig des Standes,
Der Meister guten Raths, der Pachter des Ver-
standes,
Der nichts vernünftig findt, wenn es von ihm nicht
quillt,
Und seine Meinung selbst in fremdem Munde schilt;
Bald straft man ihm zu hart, bald laufen Laster
ledig,
Heut ist der Staat ein Zug, und morgen ein Ve-
nedig.
Wer herrscht, der ihm gefällt? Vor ihm ist Alles
schlecht,
Belohnen unverdient, versagen ungerecht.

Aus der Satyre: Der Mann nach der Welt; die Haller im J. 1733. schrieb, nur folgenden Eingang:

Warum, o —— ! lähmt die Herzen unsrer Zeit
Der allgemeine Frost der Unempfindlichkeit?
Der Tugend Nam' erlischt, sie ist zum Mährlein
worden;
Man zält die Sittenlehr' in Arthurs Ritterorden,

Und lacht, wenn noch ein Buch von Leuten Nachricht giebt,
Die Etwas sich versagt, und ausser sich geliebt.
Verdammte Spötterey, du Weisheit schlauer Thoren!
Die die Unwissenheit vom Uebermuth gebohren,
Du hast zuerst bey uns der Dinge Werth verwirrt,
Daß Tugend lächerlich, und Laster artig wird.

— — — — — — — —

Vor diesem war ein Mann, der rühmlich wollte seyn,
Erhaben am Verstand, in seinem Thun gemein;
Dem Vaterland getreu, der Gottheit ehrerbietig;
Sich selber war er arm, und gegen Arme reich;
Sein Herz war, wo das Recht, sein Ohr bey beyden gleich;
Hold dem, was er gewält, für andres unempfindlich;
In Kleinigkeiten fremd, in Recht und Klugheit gründlich;
Gehorsam besserm Rath, auch wenn ein Feind ihn giebt,
Und dem Gesetze treu, auch träf es, wen er liebt;
Geschäftig, wenn allein, und müßig zum Verhöre;
Nicht hungrig nach dem Lohn, noch fühllos für die Ehre;
Aus Eifer nicht zu kühn, nicht feig beym Widerstand,

Und keinem Freund so hold, als wie dem Vaterland;
Im Reden kurz aus Witz, aus Nettigkeit begreiflich;
Dienstfertig unbezalt, um keinen Preis erkäuflich,
Stieg er, und Bern mit ihm, Verdienst war sein Patron,
Die allgemeine Gunst war ihm der liebste Lohn.

Ueberflüßig ist die Darstellung des Gegenstücks.

Sehr erhaben ist das Fragment über die Ewigkeit. — Der übrigen Gedichte gedenken wir nur im Vorbeygehn. Schon im J. 1725. hatte Haller seine poetischen Morgengedanken geschrieben. Im J. 1726. die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Im J. 1728. die Ode über die Ehre. Im J. 1729. die saphische Ode über die Tugend. Im J. 3730. Doris. Im J. 1734. das Gedicht an Johannes Geßner. Im J. 1736. das Trauergedicht beym Hinscheid seiner Mariana. Im J. 1738. Antwort auf Bodmers Trostschreiben. Im J. 1741. Gedicht bey dem Tode seiner zwoten Gemahlin, Elise.

Wenn wir Hallers Sprache mit der Sprache der heutigen Neologisten vergleichen, so empfinden wir lebhaft die Wahrheit dessen, was Johann Christoph Schwab in seiner gekrönten Schrift über die Allgemeinheit der französischen Sprache s. 212. sagt:

„ Der Verfasser ist aus Gründen überzeugt, daß
„ die Anlagen des menschlichen Geistes in der ge-
„ genwärtigen Periode seines Daseyns sich nur bis
„ auf einen gewissen Grad entwickeln lassen; daß
„ es daher bey der Cultur der Nationen, wenig-
„ stens was die Menge ihrer Begriffe anbelangt,
„ ein Maximum giebt, über das sie nicht hinaus-
„ streben können, ohne sich zu verschlimmern und
„ zu verwirren. Hieraus folgt, daß auch die Voll-
„ kommenheit einer Sprache ihr Maximum hat,
„ das man ohne Gefahr, sie zu verderben, nicht
„ überschreiten kann; daß also die Sprache, wenn
„ sie einmal diesen Grad erreicht hat, durch eine
„ Art von (freylich nicht politischer) Autorität
„ fixirt werden soll. Ich erinnere mich, in einem
„ Privatschreiben des sel. Herrn von Haller an den
„ Herrn Präsident von G*** die Versicherung ge-
„ lesen zu haben, daß er die **Lavaterische Spra-**
„ **che in den Physiognomischen Fragmenten**
„ an vielen Orten gar nicht verstehe. Der gelehrte
„ Mann, der eine so ausserordentliche Stärke in
„ mehr als Einer Sprache besaß, und dem die
„ Deutsche so viel von ihrer Bildung zu danken
„ hat — der grosse Physiolog und Dichter hätte
„ sich also in seinem Alter entschliessen müssen,
„ Deutsch zu lernen, um die Physiognomischen Frag-
„ mente zu verstehn.“ So weit **Schwab.**

Friedrich von Hagedorn.*

Hagedorn wurde den 23. April 1708. zu Hamburg gebohren. Sein Vater, aus altem adelichen Geschlechte, war königlich dänischer Konferenz- und Staatsrath und Minister bey dem niedersächsischen Kreyse. Er war so eifrig und geschickt in dem Dienste seines Herrn, daß er sich gleichsam zu vervielfältigen wußte. Unter anderm war er auch erster Kommissar in der gräflich-Ranzauischen Sache.** Er hatte die sicherste Hofnung, nach Beendigung derselben die Oberlandrostenstelle oder Administration der Grafschaft zu erhalten. Das Tagebuch seiner Reise durch Deutschland und Italien verräth ausgebreitete Kenntnisse. Nur Schade, daß die eingeflochtenen, wirthschaftlichen Bemerkungen bisher die Herausgabe desselben verhinderten. Unter den günstigsten Glückesumständen und unter der weisen Aufsicht des Vaters erhielt unser Dichter die beste Erziehung. Sehr frühzeitig äusserte sich bey diesem die Neigung zur Dichtkunst. Der Vater hielt sie so

wenig

---

* S. Chr. H. Schmids Biographie der Dichter, Th. II.

** S. Mosers Reichsfama, Th. II. s. 281.

wenig zurück, daß er sie vielmehr ermunterte. Er selbst belustigte sich mit den Musen und eines seiner Sinngedichte, bey Zurücklegung des zwanzigsten Jahres, soll sich in Wernickens Sammlung befinden. Er war stolz auf Canitzens Bekanntschaft, und, besonders vor seiner Verheyratung, gegen Dichter überaus gastfrey. Nachricht hievon liest man in Menantes Leben von Benjamin Wedeln. Hunold und Wernicke genossen häufig seine Gesellschaft, und oft mischte sich Barthold Feind in ihre Symposien. Amthorn zog er in Dänische Dienste. Auch Richey fand an ihm einen Beschützer. Von Kindheit auf sog der junge Hagedorn poetische Luft ein. Der Vater verstattete, daß er schon im zwölften und in den nächstfolgenden Jahren Kleinigkeiten durfte drucken lassen, jedoch ohne daß sie ausgetheilt wurden. Die gute, hauptsächlich französische Bibliothek in dem Hause benutzte der Jüngling frühzeitig. Ausser den Büchern reitzte ihn nichts lebhafter als die unschuldigen Vergnügungen der Natur, die niemand so tief, wie der Dichter empfindt. Beynahe noch im Flügelkleide hatte er auf einem Rasenplatze in einem Lustwäldchen mit seinem Lämmchen gespielet. Er band es an einen Baum fest und beym Herumtreiben verwickelte er sich so in den Strick, daß er sich bald zu tode gewürgt hätte. Glücklicherweise eilte ein Gärtnermädchen herbey und rettete Deutschland den Dichter.

Es währete nicht lange, so ward ihm die Jugend durch die Unglücksfälle des Vaters verbittert, besonders durch die im J. 1717. in Ditmarschen wütende Wasserflut. Noch vorher wurde der alte Hagedorn das Opfer der Freundschaft wegen Verbürgung für sechstausend Thaler, die er für einen Freund auszahlen mußte. Er starb den 11. Decembr. 1722. Seinen Kindern hinterließ er nichts als das traurige Andenken an ehmaligen Reichthum. Den Verlurst desselben ersetzte bey ihnen die gute Erziehung und das edle Beyspiel, wodurch sie die fromme Mutter zur Tugend ermunterte.

Der bisherige Hofmeister der jungen Hagedorne, H. A. Günther, verließ nun das Haus. Friedrich Hagedorn kam daher um Ostern 1723. ins Hamburgische Gymnasium. Es fehlete ihm zwar nicht an Unterstützung, gleichwol sah er sich zu eingeschränktrer Lebensart, als bisher, genöthigt, und oft war er so arm, als nur ein Dichter seyn kann. Mit der Delicatesse, an die er sich im väterlichen Schoosse gewöhnte, verband er nunmehr in seinem Character jene Energie, die nur durch Kampf und Noth gestählt wird. Bey noch so trüben Aussichten, behielt er doch seine heitere Laune. Der Mangel schreckte ihn vom Dienste der Musen so wenig zurück, daß er vielmehr in ihrem Umgange seinen süssesten Trost fand. Vorzüglich beschäftigte er sich

mit den claßischen Schriftstellern so wol des Alterthums als des Auslandes. Wenn er vorher schon, auch nur bey den Versen eines Brockes, ja selbst eines Richey, Neumeisters, Weichmanns, seinen poetischen Beruf zu fühlen anfing, wie viel lebhafter wurde nicht itzt sein Enthusiasmus für Dichtkunst und Litteratur! Noch auf dem Gymnasium schrieb er zween Briefe in den hamburgischen Patrioten, eine der ersten deutschen Wochenschriften, St. CXI. nebst einer Satyre über die damalige Mode, nichts als französische Bücher zu lesen. Er selbst besaß grosse Stärke in der französischen und italiänischen Sprache. Schon im J. 1725. schrieb er in beyden Sprachen schöne Gedichte. Unter seinen Handschriften hinterließ er einige französische Poesien, wenige Jahre vor seinem Ende verfertigt.

Den 14. Febr. 1726. begab er sich auf die Universität Jena. Daselbst studierte er drey Jahre lang die Rechte. Nach seiner Zurückkunft schickte er einen Aufsatz in die Matrone, eine Wochenschrift. Er that es unerkannt, an eben dem Tag, da, gleichfalls unerkannt, auch sein Bruder einen Aufsatz einsendete. Im XLVII. Stücke erschien von unserm Dichter ein Aufsatz über die menschliche Seele, mit dem frommen Beschlusse:

Weil meine Seel ein Werk, o Gott, von deiner Hand,

So laß auch dir zum Ruhm den Willen und Verstand
Sich nicht von ihrem Zweck, und nie von dir entfernen,
Und mich bey ihrem Werth und ihrer Eigenschaft,
O Schöpfer, immer deine Kraft
An meinen Kräften kennen lernen!
Dein Wille heilge meinen Willen,
Und deine Weisheit sey stets der Gedanken Licht;
So fürcht' ich Fehl und Irrtum nicht,
So kann das Gute nur mir Wunsch und Sehnsucht stillen.

In einem andern Stücke vom 29. Decembr. 1728. erschien zum erstenmale das Gedicht, welches anfängt:

Vom Laufe der Natur, von Dingen, so geschehen,
Nichts mit Bewunderung, ohn' Absicht anzusehen u. s. f.

Woraus hernach mit einigen Veränderungen das **Schreiben an einen Freund** entstand. Ohne Beyspiel, ohne Kunstrichter, ohne Publicum, schrieb er aus innerm Antreib und durchbrach die Nebel seiner Zeit. Ohne Verabredung beförderte er im Norden von Deutschland, so wie Haller im Süden die Epoche des güldenen Alters. Ausser den angeführten Gedichten, hatte Hagedorn schon im J.

1718. einige andere, sehr vortrefliche geliefert, z. B. Aus den Reben fleußt das Leben u. s. w. Mein Mädchen mit dem schwarzen Haare u. s. w. wie auch die Vergötterung und das frohlockende Rußland. Nur das letzte erschien in der Sammlung seiner Erstlinge, die er im J. 1729. unter folgender Aufschrift herausgab: F. von H. Versuch einiger Gedichte, oder auserlesene Proben poetischer Nebenstunden, Hamburg. Selbst die Vorrede ist in einer noch ungebildeten Schreibart. Er verweißt zur Rechtfertigung seines poetischen Zeitvertreibs auf Maßieu Verthäidigung der Poesie, welche er übersetzt und zu gelegentlicher Herausgabe fertig gemacht hatte. Durch sein ganzes Leben behielt er ein rühmliches Mißtraun gegen seine Talente. Und wie einnehmend ist nicht dieses Mißtraun bey einem Jüngling, der mit weiser Bescheidenheit von sich selbst sagt: „Ich habe auf das sorgfältigste „ eingesehn, wie viel die Vollkommenheit eines ge„ schickten Aufsatzes erfordert, und daß wir uns „ der Nachwelt als einer Richterin zeigen, die un„ erbittlich, und nicht weniger als die itzigen Zei„ ten über uns zu erkennen berechtiget ist. Die „ Anmuth mit der Tiefsinnigkeit, das Feuer mit „ der Ordnung und Reife, die Schönheit wolge„ wälter Worte mit der Schönheit neuer Gedan„ ken, die Natur mit der Kunst zu verbinden, und „ hiebey Abwege zu vermeiden, schiene mir nichts

„ geringes. Je seltener ich daher mit meiner Dicht-
„ art zufrieden war, desto seltener durfte ich auch
„ die Feile ruhen lassen. Meine Muse mußte bey
„ ihrem Mangel den wortreichen Ueberfluß so vie-
„ ler deutschen Pelletiers beneiden, denen ihre eili-
„ ge Geburten weniger Wehen als Frohlocken ver-
„ ursachen, und mehr Dinte als Zeit und Nach-
„ sinnen kosten. Freunde, die mir die Ausgabe
„ meiner Poesien anriethen, wurden von mir für
„ Verführer angesehen und ich vermochte vor zwey
„ Jahren den Vorschlägen eines gewissen gelehr-
„ ten Schlesiers noch nicht Platz zu geben, der mit
„ meinen Kleinigkeiten die Welt zu beschweren
„ dachte.“ Wie schwach noch damals sein Ideal von poetischer Schönheit gewesen, beweist unter anderm das übertriebene Lob, welches er S. 33. Günthern, König, und der deutschen Gesellschaft in Leipzig gegeben. Der Poet, eine Satyre, ist ein Versuch, der zwar gereinigtern Geschmack verspricht, zugleich aber noch Spuren verräth von Zeitvorurtheilen, über welche er sich noch nicht weggesetzt hatte. Zum Beyspiel folgende Stelle:

Die Zahl ist gar zu klein, die ieden Zug em-
pfindt,
Durch welchen ein Virgil den Baven überwindt,
Uns Gottscheds Muse mehr, als —— vergnüget,
Und Günthers flüchtger Scherz Paulinens Fleiß be-
sieget.

S. 70. und anderstwo muß der gute Virgil sichs gefallen lassen, neben Pietschen zu stehn. Nicht immer wird ein Genie ohne Cultur reif, und diesen Gedichten merkt man es an, daß der Verfasser erst ein und zwanzig Jahre alt war. Seither verwarf er sie grossentheils selbst. Noch vor ihrer Herausgabe ließ er einige Poesien in Weichmanns Proben einrücken, die ohngefehr von gleichem Werth sind. Sehr fliessend war immer sein Vers, und rein seine Sprache; die Gedanken aber nicht selten matt und gedehnt. Zeit und Studium bedarf es zum Anbau und zur Berichtigung des Geistes. In solchen Gedichten, wo weniger Geschmack, wo gewiß weniger Philosophie als Empfindung und Einbildungskraft erforderlich sind, gelangte der Verfasser auch frühzeitiger zu einem höhern Grade der Vollkommenheit. Schon im J. 1729. schrieb er, ob er sie gleich noch nicht herausgab, jene vortreflichen Lieder: Wein, den die Bosheit ausgedacht u. s. w. Neulich sah man aus den Sträuchen u. s. w. Ihr Freunde zecht bey freudenvollen Chören u. s. w. und das Heidelbergerfaß.

Noch im J. 1729. suchte er sein Glück in London bey dem dänischen Gesandten, Freyherrn von Söhlenthal. Daselbst blieb er bis ins J. 1731. Beym Gesandten hatte er nur Wohnung und Tafel frey. In England schrieb er einige seiner schön-

sten Oden und Lieder. Auch unter den Ausländern blieb er den deutschen Musen ergeben.

Im October 1732. starb die Mutter der Hagedorne, eine verehrungswürdige Dame, die mit ungeheuchelter Frömmigkeit vorzügliche Talente vereinigte. Ihre beyden Söhne, der Dichter und der grosse Kunstkenner, liebten sich zärtlich. Als jener aus England zurückkam, traf er diesen nicht mehr in Hamburg an. Im December besuchte er ihn in Halle. Von da gingen sie mit einander nach Jena. Hier wars, wo sie sich zum letztenmale umarmten. Ein Denkmal ihrer Bruderliebe stiftete der Dichter am Ende des Lehrgedichtes von der Freundschaft.

Ungefähr ins Jahr 1733. setzt man Hagedorns endliche Versorgung. Er ward Secretair bey dem Englischen Court zu Hamburg, oder bey der dortigen Handelsgesellschaft. Diese Bedienung verschafte ihm zugleich freye Wohnung in einem Nebengebäude des Englischen Hauses. Er hatte also eine Stelle, die ihm alle Unruhe wegen der Zukunft benahm, die ihm nicht mit zu vielen und nicht zu unangenehmen Geschäften überlud, die ihm Zutrit in vornehmen Familien und eine Verbindung mit der Nation erwarb, die er so hoch schätzete. Hiezu kam seine philosophische Zufriedenheit, die er in einem Gedichte von diesem Jahre, unter der Aufschrift: Die Wünsche, so männlichschön ausdrückt.

Kurze Zeit darauf entschloß er sich zu einer Heyrath, die zu beyder Ehegenossen Verdruß ausfiel. Er vermählte sich mit einer Engländerin, einer gebohrnen Butler. Sie war nicht ohne Mittel; ihr größter Reichthum aber war ihr gutes Herz. Hagedorn wußte ihre Vorzüge zu schätzen. Nur war er zu beklagen, daß er sie nicht glücklicher machen konnte. Nicht wol vertrugen sich sein poetischer, wenn auch noch so unschuldiger Epicureismus und seine Liebe der Freyheit mit den Banden der Ehe. Indeß verscheuchten die Runzeln des Hymens weder die lachenden Götter noch die gefälligen Musen. Seit beynahe zehn Jahren hatte sich Hagedorn für sich sehr fleißig in der Dichtkunst geübt, aber doch der Welt nichts mitgetheilt, als nun auf einmal im J. 1738. das erste Buch seiner Fabeln erschien. Gegen jene ersten Proben war er nun ein ganz neuer Dichter. Hier eben so edel, gedrungen und wolklingend, als dort unharmonisch, niedrig, gedehnt; hier eben so originell, so wenig ers dort war. Aus diesen Fabeln leuchten schon die didactischen und moralischen Talente hervor, die man nachher an dem Verfasser bewunderte. Etwas weitschweifig ist seine Erzählung, ohne schleppend zu seyn; sie ist eben nicht naiv und familiär, aber doch treuherzig; weniger dramatisch und episch als declamirend; weniger mahlerisch als rednerisch; reich an Sentenzen, warnender Moral, socratischer

Ironie. Die Erfindungen sind meistens fremde, aber von ihm auf ganz eigene Weise behandelt. Die im Register angeführte Schriftsteller sind nicht immer die Originale seiner Kopeyen, meistens sinds Parallele zur Vergleichung. Unverzeihlich ist es Gottscheden, daß er Hagedorns Fabeln mit Stoppens verglich und diesen beynahe den Vorzug gab. Unter die Fabeln mischte unser Dichter auch Allegorien und historische Erzählungen. Einige sind Meisterstücke. Wer kennt nicht z. B. Johannen, den muntern Seifensieder?

Im J. 1740. schrieb Hagedorn die schöne Satyre: Der Gelehrte. Im J. 1741. das erhabene Gemählde des Weisen. Im J. 1742. das allgemeine Gebet, eine Paraphrase von Popen. Er ließ seine moralischen Gedichte anfangs alle einzeln in Quart drucken, und theilte sie selbst aus, um die Urtheile der Kenner zu hören und zu benutzen, ehe er sie sammelte. Im J. 1743. schrieb er das berühmte Gedicht: Die Glückseligkeit, gleich ehrenvoll für seinen moralischen Character wie für seine Talente. Seine bescheidnere Muse weiß wenig von grossen Dichtungen und dithyrambischem Fluge; sie hat mehr gefällige Eleganz als blendendes Kolorit; mehr socratische Weisheit als orientalischen Schwung. Sermoni propiora sind seine Lehrgedichte, wie die Briefe und Satyren seines Horaz.

Im J. 1744. schrieb er die schriftmäßigen Betrachtungen über einige Eigenschaften Gottes. Die feurigsten Schriftstellen sind in diesem Gedichte in ein erhabenes Ganzes zusammengeschmolzen. Gleichzeitig ist die Modernisirung von Horazens Schwätzer, so lebhaft dialogirt und so voll von Schilderungen nach dem Leben, als immer beym römischen Dichter. Ins J. 1747. gehört vornehmlich das Schreiben an einen Freund, ein lehrreicher Kommentar über Horazens Nil admirari. In gleiches Jahr fällt auch die Erzählung Adelheit und Heinrich, wenigstens die letztere Hälfte. Ins J. 1748. das Gedicht über die Freundschaft. Die Stelle dieses Gedichtes:

Den Leuten helf ich gern, nur nicht dem Baurensohn

und die dabey befindliche Anmerkung giebt uns die allerbeste Gelegenheit, eine merkwürdige Anecdote von Hagedorns menschenfreundlichen Gesinnungen einzustreun. Gottlieb Fuchs, ein junger Mensch von vielen Talenten, der sich schon auf der Schule zu Freyberg durch einige Lieder, unter dem Namen eines Baurensohns, bekannt gemacht hatte, kam von Geld und aller Unterstützung entblößt, nach Leipzig auf die Universität. Er wendete sich an Gottsched, und dieser stand ihm auch anfänglich bey, bis er Gärtnern, und durch diesen den übrigen Verfassern der bremischen Beyträge bekannt

ward. Gärtner gab sogleich Hagedornen von Fuchsens Talenten und Zustande Nachricht. Durch Hagedorns Fürsprache ward von verschiedenen Standespersonen in Hamburg, und durch des Abt Jerusalems Vermittelung von dem Karolinum zu Braunschweig eine beträchtliche Unterstützung für Fuchsen erhalten. Seines eigenen Verdienstes um diesen Mann gedenkt Hagedorn selbst mit keinem Worte.

Im J. 1750. erschien die erste Sammlung der moralischen Gedichte, denen das erste Buch der Fabeln beygefügt ward. Im J. 1751. wurden diese Gedichte mit einem neuen vermehrt, worin er zugleich mit Horazen sich selbst mahlt. In eben diesem Jahre ermunterte der weise, moralische Dichter die Nation zur Fröhlichkeit. Die ernsthafte, deutsche Muse verschwisterte er mit den Scherzen und Grazien. Geist, Witz, Enthusiasmus, Natur, Treuherzigkeit, Einfalt, Leichtigkeit, musicalische Harmonie entzücken in seinen Oden und Liedern. In der Feinheit des Scherzes und in der Wendung der Einfälle kann man ihn mit Priorn vergleichen. In der Einleitung zu seiner Liedersammlung beurtheilt er sehr gelehrt seine Vorgänger unter den Ausländern und in Deutschland, indeß nur zu gelinde ist die Kunstrichterey eines so grossen Virtuosen. Je grösser er selbst war, desto weniger erniedrigte er andere.

Im J. 1752. erfolgte die zwote Ausgabe der mo-

ralischen Gedichte, nebst beträchtlichen Zusätzen, besonders auch Sinngedichten. Im J. 1754. erschien eine vermehrte Auflage der Lieder, nebst Eberts Uebersetzung von des la Nauze zwo Abhandlungen über die Lieder der Griechen.

Mitten in seiner glänzenden Laufbahn, den 28. October 1754. entriß ihn der Tod. Er hatte zuvor noch eine langwierige und schmerzhafte Krankheit, die Wassersucht, auszustehn. Er ertrug sie mit Standhaftigkeit und auch itzt noch fand er Erholung im Umgange der Musen. So z. B. schreibt er:

Mein Auge füllt sich leicht mit freundschaftlichen
Zähren:
Itzt flösset mir die Dauer eigner Pein
Die Thräne der Betrübnuß ein.
Die Weisheit wird sie nicht verwehren;
Es ist erlaubt, sein eigner Freund zu seyn.

Und an einem andern Orte:

Mein Sophorn, nichts geschieht vergebens.
Uns witziget, uns übt die Widerwärtigkeit
Im Prüfungsstande dieses Lebens.
Die Seele siegt nicht ohne Streit.
Wenn wir auch nicht den Sieg erwerben;
So hat dennoch das Unglück seinen Werth,
Weil es die größte Kunst uns lehrt:
Die, Glücklichen so schwere, Kunst zu sterben.

Mit einem Buche in der Hande schlief er ein, im sieben und vierzigsten Jahre seines Alters. Einige sagen, seine Liebe zum Wein sey die Ursache dieses frühzeitigen Todes gewesen. Doch liebte er den sokratischen Becher an der Seite seiner Busenfreunde, Brockes und Karpser, aber nie den Trunk.

So wie er in dem ganzen Leben sehr tolerante Gesinnungen in Ansehung der Religion gehegt hatte, so ließ er sich auch auf seinem Todtenbette so wol von dem lutherschen Prediger Zimmermann, als dem englischen Muray besuchen. Beyde waren mit ihm, so wie unter einander, sehr zufrieden.

Hagedorns Wittwe genoß von der Großmuth der englischen Kaufleute eine Pension, nebst freyer Wohnung. Die Landsleute des Dichters, die Dänen und Hamburger, würden sie haben verhungern lassen. Zachariä wiedmete Hagedorns Gedächtnisse ein eignes Gedicht. Ganz kurz, aber mit feiner Wendung, lobte ihn Gerstenberg, wenn er unter dem Chore verklärter Geister auch ihn singen läßt:

Als ich ein Sterblicher war,
Bekränzt' ich mit Rosen mein Haar,
Und menschliches, zartes Gefühl
Floß in mein Saitenspiel.
Was Menschen gefällt,
Sang ich, und entzückte die Welt.

Heil sey den frohen Stunden!
Der Schönheit ew'ge Harmonie
Hab' ich schon damals empfunden,
Hieß Hagedorn, und ward ein Dichter durch sie.
Auch sang ich, zwar schüchtern, Herr Zebaot, Dich;
Denn du, mein Vater, warst um mich;
Entzündetest mich:
Doch itzt, doch itzt, o Herr, wie selig bin ich!

Uz hat ihn in seinem berühmten Briefe so characterisirt:

Mit ihm (Hallern) schwingt am entfernten Belt
Ein angenehmer Geist sein glänzendes Gefieder:
Nie fliegt er bis zum Pöbel nieder:
Er unterrichtet, er gefällt
Dem Weisen, wie der grossen Welt,
Im feinen Scherz der schönsten Lieder,
Und im Johann, dem Seifensieder.

Herr Fuchs hat seinen Bruder in einem Gedichte getröstet. Auch zeichnete sich das Soliloque seines Freundes, des Herrn von Bar, aus.

Wenige Dichter haben ihre Werke so mühsam gefeilt als Hagedorn. Alle seine Einfälle schrieb er auf, warf sie in ein grosses Portefeuille, und nach einem Jahre musterte er sie. Was ihm alsdenn nicht gefiel, verbrannte er, wie Thomson, ohne Barmherzigkeit; der Ueberrest ward noch ein Jahr bey-

seite gelegt, und alsdenn nochmals mit gröſter Strenge geprüft. Mit seinem Horaz überzeugt, daß man nicht bis ins Alter Dichter seyn müsse, hatte er die Absicht, zu seiner letzten Arbeit kritische Briefe zu machen. „ Sie wissen, “ schreibt er an einen Freund, „ daß ich von Jugend auf am Lesen ein grosses Vergnügen gefunden habe, und dieses vermehrt sich „ bey mir mit den Jahren. Indessen habe ich es „ oft für eine nicht geringe Glückseligkeit gehalten, „ daß es niemals mein Beruf gewesen ist, noch hat „ seyn können, ein Gelehrter zu heissen. Dafür habe ich die beruhigende Erlaubniß, bey den Spaltungen und Fehden der Gelehrten nichts zu entscheiden. Meine müßigen Stunden genieſſen der „ erwünschten Freyheit, mich in den Wissenschaften nur mit dem zu beschäftigen, was mir schön, „ angenehm und betrachtenswürdig ist. Meiner „ Dichterey ist, wie ich mir schmeichle, nicht nachtheilig, daß ich, um weniger unwissend zu seyn, „ die beſten Muster der Alten und Neuern mir täglich bekannter mache, obwol ich dadurch weit mehr „ suche, gebessert, klüger, oder auch zu Zeiten aufgeräumter, als sinnreich und dichterisch zu werden. “ Mit Bodmer erhielt er eine fleiſsige Korrespondenz. So vertraut er mit ihm war, so blieb er doch der Friedfertige, es mochte ihn bald die Bodmersche, bald die Gottschedische Partey in den

Krieg

Krieg zu verwickeln suchen. * Es beschuldigen ihn Einige, daß er kein Freund der Klopstockischen Muse gewesen. Klopstock, habe er gemeint, bezeuge zu wenig Schonung für die Regeln der Sprache. Er habe gelacht, wenn man die Klopstockischen Verse für Hexameter ausgegeben. Wie dem auch seyn mag, so schätzte und liebte er doch diesen Dichter sehr, auch kannte er ihn persönlich.

Im J. 1756. erschien die grössere Ausgabe von Hagedorns poetischen Werken, und das Jahr darauf die kleinere. In die Choix des Poesies Allemandes übersetzte Huber einige von seinen selbsterfundenen Fabeln. Auch erscheint hier zuerst eine kurze Nachricht von Hagedorns Leben.

Ein Bruder unsers Dichters war Christian Ludwig von Hagedorn, geheimer Legationsrath und Generaldirektor der Kunstacademien in Sachsen. Er ward 1717. zu Hamburg gebohren, und starb zu Dresden 1780. Ausser den Betrachtungen über die Malerey (Leipzig 1762.) hat er auch die Lettre à un Amateur de la peinture &c. (Dresde 1755.) herausgegeben, und zur Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste viele Beyträge geliefert. Durch seine Betriebsamkeit wurden in Sachsen die schönen Künste ausserordentlich befördert.

* S. Langens Briefe Th. I. S. 142. wie auch Bodmers kritische Briefe, Pamphlete, litterarische Denkmale, Apollinarien.

Anhang.

Heinrich Frauenlob.*

Pantaleon setzt seinen Geburtsort in Niederdeutschland. Er lebte Anfangs des XIVten Jahrhunderts. Zu Maynz wiedmete er sich den schönen Künsten und Wissenschaften. Durch Meistergesänge entflammte er die Deutschen zu heroischem Patriotismus. Vornemlich pries er in seinen Gedichten die Tugenden des schönen Geschlechts. Sein Lobgedicht auf dieses Geschlecht überschreibt er selbst: Unsrer Frauen Lied. Daher erhielt er den Namen Frauenlob und die durchgängige Hochschätzung der Weiber. Weiber trugen ihn mit eignen Händen zu Grabe. Durch ganz Deutschland trugen sie Leyd um ihren Lobredner. Seine Gruft begossen sie so milde mit Wein, daß er wie eine Bache um dieselbe herfloß. Er wurde zu Maynz bey der Dohmkirche im Kreutzgang neben der Treppe bestattet, auf St. Andreä 1317.

---

* S. Alb. Crantz, und Pantaleon's Heldenbuch f. 374., wie auch Wagenseil von den Meistersängern; die récréations historiques de M. Dreux du Radier, T. I. p. 128., die Observat. hist. sur la litterature allemande, par un François, Rotisbonne 1782.

Sebastian Brand.

Sein Leben fällt in die Zeiten des Kaiser Maximilian I., eines grossen Beförderers der Gelehrsamkeit und besonders auch der Dichtkunst. Dieser Kayser war im J. 1459. zu Wien gebohren, und starb im J. 1519. Die besten Nachrichten von ihm giebt Grünbeck, sein geheimer Rath. Im J. 1721. gab sie der ältere Moser zu Tübingen heraus. Maximilian war nicht allein ein enthusiastischer Freund der deutschen Litteratur, er nahm auch würklich Theil an den Arbeiten der Schriftsteller und verfertigte selbst in der Sprache seines Vaterlandes interessante Aufsätze. Ausser dem Weiß Kunig, den sein Secretair, Marx Treitzsaurwein in Ordnung brachte, und der nun aus der kaiserlichen Hofbibliothek nebst vielen Holzschnitten im J. 1775. Wien edirt ist, sollen in der Wiener-Bibliothek noch verschiedene Werke von ihm in Handschrift aufbewahrt liegen. Ihre Titel führt Lambeck an. Auch kann man Khautzens Versuch einer Geschichte der Oesterreichischen Gelehrten nachschlagen. Die wichtigsten Lebensumstände dieses grossen Kaysers findt man in dem Theuerdank, einem gereimten Ritterromane von Pfinzing, dem Kaplan zu St. Alban.

Mit vorzüglicher Gnade beehrte Maximilian auch unsern Sebastian Brand. Dieser war im J. 1458. zu Straßburg gebohren. * Zu Basel studirte er mit grossem Erfolge die Rechte und ward daselbst öffentlicher Lehrer. In dieser Stadt trug er zur Aufnahm der Buchdruckerkunst viel bey. Der Kayser machte ihn zum Rath und Hof-Pfalzgraf. Er starb als Canzler in seiner Vaterstadt im J. 1520.

Ausser dem Narrenschiff, gedenkt Pantaleon unter seinen Schriften besonders auch zwoer Elegien, die eine auf Kayser Friedrichs Absterben, die andere auf Kayser Maximilians Gefangenschaft; ferner der Hierosolimitanischen Geschichten, wie auch der Lebensgeschichte verschiedener Heiligen. In dem Verzeichnisse seiner Schriften bey Melch. Adami (de germ. Jurisconsult.) vermißt man seine gereimte Verdeutschung von Cato's Distichen. Von Seb. Branden befinden sich auf der Zürcherschen Stadtbiliothek folgende, grossentheils seltene Bücher:

Exposit. titul. leg. 4. Bas. 1490. Von gleichem Werke noch zwo andere Ausgaben in Octav, Bas. 1514. Lugd. 1578.

Richterliche Klagspiel, fol. Straßb. 1527.

Leben Vespas. und Trajans, Fol. Ebend. 1520.

De moribus & facetiis mensæ, translatum in Teutonicum. 4. Bas. 140.

---

* S. Dav. Clement Biblioth. curieuse, T. V.

Epithal. in nuptias Maximil. reg. & Blancæ Mariæ. 4. Baſ. 1493.

Facetus, von ihm gedeutſcht. 4. Baſel, ohne Anzeige der Jahrzahl.

In Straßburg werden auſſer den ſchon erwähnten Schriften unſers Seb. Brands noch folgende aufbewahrt:

1°. Invectio contra Maculiſtarum Virg. Mariæ furorem.

2°. Nænia in Turcarum Nyciteria. 4. Arg.

3°. De origine & converſatione bonorum regum & exhortatione Hieroſolymæ recuperandæ. 4. Baſ. 1495.

4°. Varia Carmina in laudem B. Mariæ & aliorum S. S. 4. 1498.

5°. Elegia in mortem Philippi R, Caſtellæ. 4.

6°. Traum in deutſchen Reimen. 4. Pforzheim. 1502.

7°. Memorabiles Evangeliſtarum figuræ. 4. 1502.

8°. Plenaria artis arithmeticæ reſolutio. Deutſch. 8. Frankf. 1596.

9°. De modo ſtudendi in utroque jure. 8. Lugd. 1608.

Sein Narrenſchiff oder Schiff aus Narragonien, ein ſatyriſches Gedicht, machte auſſerordentliches Aufſehn. Aus des Maittaire typographiſchen Annalen ſieht man, daß es im J. 1499. ins Franzöſi-

sche, und im J. 1509. ins Englische übersetzt worden. In lateinische Verse wurde es von Jacob Locher, wiewol sehr frey übersetzt. Von dieser Uebersetzung besitzt die Zürchersche Stadtbibliothek vier verschiedene Ausgaben, drey in Quart, Straßb. 1497. Basel 1498. Paris 1505., und eine in Octav mit Figuren, Basel 1572. Auch Jodocus Badius, (Ascensius) commentirte dieses Gedicht in Versen und gab es mit Noten heraus. Von andern Ausgaben und von Nachahmungen findet man Nachricht im I. Bande des Alten und Neuen aus allen Theilen der Geschichte, No. XV. Der stärkste Beweis von dem grossen Eindrucke des Brandischen Gedichtes auf die Zeitgenossen ist wol, daß Johann Geiler von Kayserßberg, Doctor der Theologie und Prediger zu Straßburg, (auch ein Mann, den Kayser Maximilian öfters zu sich berief,) hundert und zehn Predigten über Brands Narrenschiff gehalten. Nach dessen Tod wurden sie im J. 1511. von Jacob Otther gesammelt, unter der Aufschrift: Navicula, sive speculum Fatuorum, auch im J. 1513. nebst Geilers Leben von Beatus Rhenanus zum zweyten male herausgegeben. Eine deutsche Ausgabe hat man unter folgendem Titel: „ Weltspiegel, oder Narrenschiff, darinn aller Ständt „ Schandt und Laster, üppiges Leben, grobe narrachte Sitten und der Weltlauff, gleich als in „ einem Spiegel gesehn und gestraft werden: alles

„ auf Sebastian Brands Reimen gerichtet; aber
„ mit viel andern herrlichen, christlichen, auch nütz-
„ lichen Lehren, Exemplen und Vermahnungen zu
„ einem ehrbaren christlichen Leben. Sampt gewis-
„ ser Schellen Abtheilungen, dadurch eines jeden
„ Standes Laster zu erkennen. Weilandt durch den
„ Hochgelehrten Johann Geiler, Doctor der heil.
„ Schrift in lateinischer Sprache beschrieben, itzt
„ aber mit sonderm Fleiß aus dem Latein in das
„ recht hoch Teutsch gebracht, und erstmals im
„ Truck ausgegangen. Durch Nicolaum Höniger
„ von Tauber Königshofen. Getruckt zu Basel,
„ durch Seb. Heinr. Petri 1574.“

In dieser Ausgabe machen Brands Reime den Text, und Gaylers Discurse den Commentar aus: „Auch als Urkunde der Sitten,“ heißts im teutschen Merkur, Febr. 1776., „Lebensart, Moden „in Kleidung, Putz, Ergötzungen u. s. w. würde „dies Buch von einem deutschen Hüme zu benu-„zen seyn. Diejenigen, welche Gaylern übel ge-„nommen haben, daß er diese Homilien öffentlich „gehalten, müssen nicht überlegt haben, daß seine „Art in den besondersten Detail der sittlichen, häus-„lichen und bürgerlichen Thorheiten hineinzugehn, „gerade die einzige ist, wie man Moral predigen „müßte, wenn wirklicher Nutzen dadurch geschaft „werden sollte. Diese Art zu predigen war im „XVIten Jahrh. sehr gewöhnlich u. s. w.“

Von Brands Narrenschiff hab' ich eine Ausgabe vom J. 1494. zu Basel mit vielen Figuren vor mir. Auch besitz ich eine spätere, die im J. 1563. zu Zürich bey Froschower, und zwar schon in einer etwas rauhern Sprache herauskam. Was der Dichter von sich selbst sagt, zeigt Freyheitssinn und Festigkeit:

„ Wenn man sprechen wollte: Arzt, heile dich selbst,
„ denn du bist auch aus unserer Rotte, so weiß ich
„ das, und bekenne es Gott, nämlich daß ich viel
„ Thorheiten gethan habe und noch itzt im Narren-
„ orden gehe; wie fast ich an der Kappen schüttle,
„ will sie mich doch nicht ganz lassen. Doch habe
„ ich zu diesem Ende Fleiß und Ernst angekehrt und
„ damit so viel gelernt, daß ich itzo viel Narren ken-
„ ne; ich habe auch Muth, mich, ob Gott will,
„ ferner mittelst Witzes und mit der Zeit zu bessern.
„ Die ganze Welt lebt in finstrer Nacht. Alle Stras-
„ sen und Gassen sind voll Narren. Aus dieser Ur-
„ sache hab ich gedacht, Schiffe für sie auszurüsten,
„ Galeren, Fusten, Kragken, Nauen, Barken,
„ Kiele, Weidlinge, Hornachen, Rennschiffe, da-
„ neben Schlitten, Karren, Roßbären, Rollwa-
„ gen: Denn Ein Schiff möchte nicht alle die tra-
„ gen, die itzt in der Zahl der Narren sind. Eini-
„ ge haben gar kein Fahrzeug gefunden. Diese alle
„ stieben um mich herum wie die Immen; viele un-
„ terstehn sich zum Schiffe herzu zu schwimmen.
„ Hier will ein jeder Fuhrmann seyn. Es ist nie-

„ mand, dem nichts gebricht. Wer sich hingegen
„ vor einen Narren achtet, der ist bald zu einem
„ Weisen gemacht; hingegen wer gescheut seyn will,
„ der ist mein Gevater Fatuus. Ich achte es nicht,
„ ob man mich schon mit Worten hintergehn und
„ meine nützliche Lehre schelten wird. Ich habe
„ mehr derselben Narren, denen die Weisheit nicht
„ wol gefällt. Dies Buch ist derselben voll. Doch
„ bitte ich einen jeden, daß er vielmehr Vernunft
„ und Ehre, als mich oder mein schwaches Gedicht
„ ansehen wolle. Ich habe wahrlich nicht ohne Ar-
„ beit so viele Narren zusammengebracht. Manch-
„ mal des Nachts habe ich gewacht, da die schlie-
„ fen, derer ich gedachte; oder vielleicht beym Spiel
„ und Wein sassen und wenig an mich dachten. Ei-
„ nige fuhren im Schlitten im Schnee herum,
„ daß sie wol halb erfroren. Andre gingen sonst
„ auf Kalbsfüssen; noch andere rechneten den Ver-
„ lust, den sie den Tag gehabt hatten oder was ih-
„ nen vor Gewinn aus etwas kommen mögte, oder
„ wie sie Morgens lügen und mit Schwätzen ver-
„ kaufen und manchen betriegen möchten. “

Gar oft verdirbt ein Hantwerksmann
Der viel Gewerb und Hantwerk kann,
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zwen Hasen vohen a) mit eym Hund,

a) fahen.

Dem wirt b) etwan kum c) eyner wol
Gar dik wirt im ganz nůt zumol d)
Wer schiessen uß vil Armbrust will
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* * *

Wer uff sich selbst viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß seyn und anderswo
Der ist recht weder hie noch do.
Wer tun will, das eym jeden g'falt
Der muß han Ottem e) warm und kalt
Und schluken vil das im nit smekt
Und strecken sich nach der Gedek f)
Und künnen g) pfulven understraven h)
Eym jeden underm Ellenbowen
Und schmyeren yedem wol syn Styrn,
Und lügen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter schmeken wol
Man wermbt sich bald bey grosem Kol i)
Und wer vil Weyn k) versuchen dut
Den dunkt doch nit eyn jeder gut.
Dann schlecht geschmydt ist bald bereit
Dem Wisen liebt Eynfaltigkeyt.

* * *

---

b) wird. c) kaum. d) nichts zumal. e) Athem. f) Decke. g) können. h) streuen. i) Kohlfeuer. k) Wein.

Syner Mutter Schild gar mancher fürt
Das er vielleicht am Vater irrt.
Viel hant des Brief und Sygel gut
Wie daß sie sint von edelm Blut,
Sie went l) die ersten syn von recht
Die edel sint in irem Gschlecht
Wie wol ichs nit ganz straff noch acht
Uß Tugend ist all Adel gmacht
Wer noch gut Sitt, Ehre, Tugend kann,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Aber wer hatt keyn Tugend nitt,
Kein Zucht, Scham, Ehre, noch gut Sitt
Den halt ich alles Adels leer
Ob joch m) eyn Fürst syn Vatter wär.
Adel alleyn by Tugend stat n)
Uß Tugend aller Adel gat. o)

* * *

Das Narrenschiff ist eine Art von Lehr- und Strafgedicht voll gesunden Verstandes, Welt- und Menschenkenntniß, und hat mehr socratischen Geist als lucianisches Salz. Seine Verse sind die zu seiner Zeit beynahe allein bekannten, kurzen Jamben. Seine Sprache schwebt zwischen der Sprache der Minnesinger und dem heutigen Hochdeutschen. Der Vortrag hat wenig poetisches Leben, doch fehlts

---

l) wollen. m) auch. n) steht. o) geht.

auch nicht an feinen Wendungen und glücklichem Ausdruck. Leicht begreift man, daß viele von seinen Lehren und Satyren heut zu Tage Gemeinplätze seyn können, die vor bald dreyhundert Jahren noch sehr kühn und originell seyn mochten. Aus einer Ausgabe von Straßburg, bey Jacob Cammer Lander 1545. folgende Stelle zur Probe, so wie sie von Dav. Clement angeführt wird:

Der Bettel hat auch Narren vil,
All Welt die richt sich izt vff Gil,
Vnd will mit Betteln neren sich,
Pfaffen, Münchsörden sint vast rich,
Vnd klagent sich als werens arm,
Hey Bettel das es Gott erbarm,
Du bist zur Notdurft vast erdacht,
Vnd hast groß Haufen zamen bracht
Noch schreyt der Prior trag her plus
Dem Sack dem ist der Boden vß.
Desglychen thunt die Heylthumführer,
Styrnenstösser, Stacionierer,
Die nienen kein Kirchweih verligen
Auf der sie nicht öfftlich vsschrigen,
Wie das sie füren in dem Sak,
Das Hew das dieff vergraben lag
Vnder der Kripff zu Bethleem,
Das sey von Balams Esels Bein,
Ein Feder von Sanct Michels Flügel,
Auch von Sanct Jörgen Roß ein Zügel,

Vnd hand auch aller Heilgen Zan,
Viel Narrn die glauben denn daran.
Sagen vons heylgen Geystes Neßt,
Seyn auch by Sanct Toma gweßt
Vnd newlich kummen herus,
Lauffen den Lüten so zu Bus,
Zeigen von Sanct Luxen ein Horn,
So handt sie aber Spyß bis Morn,
Ihr Sack und Fläschlein zu füllen,
Ziehn fürbas mit Vnwillen.
Bald schlahen sie dann weiter an,
Was sie wöllen mer für Heyltum han,
Thun sich gar kurz besinnen
Vnd thun bald nachher bringen
Die Bundtschuch von Sanct Claren. . .

Nach dieser Probe sehn wir, daß auch Seb. Brand, so wie sein Ausleger, Dr. Jo. Geiler von Keisersberg, nicht ohne Grund von Michaelis in Catalog. Biblioth. Ludewig. P. L. p. 70. unter die Beförderer der Glaubensverbesserung gezält wird. Von Brands religioser Ehrerbietung gegen die heilige Jungfrau finden wir indeß merkwürde Spuren in einem andern Buche, das unter folgender Aufschrift heraus kam:

Varia Sebastiani Brant Carmina.
Quæ tibi diva miser christipara, carmina lusi
Cœlicolisque aliis: Suscipe grata velim.

Et mihi pro reliquis erratibus optima virgo
Exores veniam: Criminibusque precor.
Nam pro laude tui nati, ſuperique tonantis:
Cuncta hæc concinui que liber ille tenet.

1498.
Nihil ſine cauſa
OLPE.

Am Ende des Buches ſteht: Carminum Sebaſtiani Brant tam divinas quam humanas laudes decantantium opus: Fœlici fine conſummatum Baſileæ opera & impenſis Jo. Bergman De Olpe Kl. Maiis. 1498. in 4to. Irrig verwechſelt Maitaire dieſes Buch mit der Stultifere navis. Mit dem Narrenſchiffe hat es keine Gemeinſchaft auſſer dem Namen des Verfaſſers. Es iſt eine Sammlung von geiſtlichen, hiſtoriſchen, moraliſchen Gedichten. In gleichem Jahr erſchien von dieſer Sammlung ein Nachdruck in Straßburg bey Joh. Grüninger. Seb. Brand anerkennt für die ſeinige nur die Baslerſche. Er ſchreibt:

Reſpue cuncta velim quæ non Baſilea reviſit:
Quæque carent OLPES nomine nullus emat.

So ächtkatholiſch er in dieſem Werke ſich zeigt, ſo ſehr eyfert er gleichwol gegen die Ausſchweifungen und den Mißbrauch des Mönchſtandes. Zum

Beweiſe folgendes Lobgedicht auf den Abt Trithemius:

In venerandi patris Johannis Tritemii abbatis Spanheymenſis opuſculum de miſeria prælatorum clauſtralium, epigramma ſapphicum Sebaſtiani Brant.

Qui meas nuper pater Abba venit
In manus multi precii libellus,
Is tuum nomen tulit, huncque lata
Fronte relegi.

Nempe condignus fuit ille viſus
Qui meas lectus penetraret aures:
Quando præſcriptos titulos Trytemi
Patris habebat.

Addo quod Sanctos docet ille mores,
Regulam ponit, Studiumque vitæ, &
Cuncta quæ felix Benedictus olim
Prodidit Abbas.

Hunc tuum patres utinam laborem
Qui ſtudent ſomno, canibus, caballis
Perlegant: major foret his profecto
Cura Salutis.

Hi ſtruunt ædes, ſtabula atque turres
Nulla librorum ſtudiive cura eſt:
Scorta conducunt, famulos ſuperbos
Ventris amici:

Turgidis buccis. capite atque craſſo
Abſtinent quantum, facile eſt videre:
Æſtuant Baccho, Veneremque putrem
Venter ineſcat.

Tu doces ſolo ſtudio beari
Poſſe: Prælatos miſeros reformas,
Deſides pungis Monachos, jubesque
Vivere Chriſto.

Hi vel æquales calices, repleti
Hauriunt: horas totiens diurnas
Negligunt: ludo vigiles nefando
Non ſua perdunt.

Seculi pompas agitant inanes:
Principes quærunt: ſimulant forenſes
Sæpius cauſas: juvat hosque ſoli
Vivere mundo.

Sobriam vitam tua ſcripta ſuadent:
Carnis & monſtras vitium domandum.
Vota quo ſervent modo; fraticellis
Dogmate tradis.

Noctibus totis vigilas legendo:
Deſeris nunquam ſtudium diurnum,
Comparas amplam, ſtruis atque dignam
Bibliothecam.

Hi

Hi ſinunt fratres lepores fugare,
Inſequi cervos, volucres, ſagenas:
Fornices cunctos, male pervagare,
Veſte rejecta:

Tu jubes ſanctas legitare fratres
Litteras, cellis habitare claüſis,
Seculi ſordes fugere & maligni
Dæmonis arma:

Jure te totus ſacer ordo fratrum,
Jure te Clerus colit undiquaque,
Teque doctorum celebret virorum
Turba Chorusque,

Vive, vale memorande pater, qui dogma ſacratum
Tamque bonum, vita litterulisque doces,
Tu decus es Rheni, Monachorum gloria, noſtris
Germanis, celebri ſemper honore parens.
Carmina quæ noſtros inter, cape cruda, labores
Luſimus: ah, tanto vix bene digna viro.

Ohne Zweifel in gleichen Geſinnungen edirte unſer Sebaſtian Brand die ſelten gewordene Ausgabe von des Zürcherſchen Chorherrn, Felix Hämmerlins oder Malleolus variæ oblectationis Opuſculis. Nach Fabritius und Niceron erſchien dieſe Ausgabe zu Straßburg 1532. Hämmerlins Opuſcula begleitete Seb. Brand mit einem lateiniſchen Lob-

gedicht auf den Verfasser und einer Zueignungsschrift an den Cöllnischen Churfürsten Hermann.

Wir beschlieſſen mit dem Lobe, welches Fischart, nebst andern Satyrikern dieses Zeitalters, besonders auch unserm Sebastian Brand giebt:

Hat nit von Straßburg Doctor Brand
Im Narrenschiff gstraft ieden Stand,
Bey Narren große Weisheit glert?
Weil man nit ernsthaft Ding gern hört,
Was soll ich vom Euln Reimer* melden,
Der im gereimten Eulenhelden
Den Eulenspiegel stekt zum Zwek
Allen Schälken im Bubeneck,
Im großen Bubeneck der Welt;
Dann Schälk erfüllen Stätt vnd Feld.
So hat der Eisler Kappenschmid
Erhebt der Narrenkappen Sitt.
Auch Doctor Knaust rümt die Ammaisen
Vnd thut die faul Rott zu in weisen.
Vnd wer hat nicht gelesen heut,
Die Wolfsklag, wie er klagt und schreyt
Das man im gibt kein Kuttelflek
So trüg er kaine Schaf hinwegk,

* Dieses Eulenspiegels und einiger Zeitverwandten Schriften in gleichem drolligten Tone gedenkt auch Joh. Agricola rühmlich in seinen deutschen Sprüchwörtern.

Vnd das er sich vom Stegraif nehr
Dieweil man in kain Handwerk lehr.
Wer siht nicht wat für selzam streit
Vnsre Prifmaler heut,
Da sie füren zu Feld die Katzen
Wider die Hund, Mäus und die Ratzen.
Wer hat die Hasen nicht gesehen
Wie Jäger sie am Spieß umdrehen;
Oder wie wunderbar die Affen
Des Butterkrämers Kram begaffen
Vnd andre Prillen und sonst Grillen,
Damit heut fast das Land erfüllen
Die Prifmaler vnd Patronirer,
Die Las Prjstrager und Hausirer.

In F. G. Freytags Adparat. litterar. T. I. 19. p. 71. finden wir die Anzeige von folgendem Buche: „ Esopus Leben und Fabeln, mit sampt den Fa„ beln Aniani, Adel'onsi und etlichen Schimpfre„ den Poggii. Dazu Auszüge schöner Fabeln vnd „ Exempeln Doctors Sebastian Brant, alles klärlich „ mit schönen Figuren vnd Registern ausgestrichen. „ In Quart. " Die Uebersetzung ist von Heinrich Steinhöwel, der auch durch eine Chronik bekannt ist. Da er schon im J. 1531. mit Tod abgieng, so ist dies eine spätere Ausgabe. Sie erschien im J. 1755. zu Freyburg im Brisgäu. Häufig sind nach dem Zeitgenius die schlüpfrigsten Erzälungen und Einfälle eingewebt. Das

Buch ist dem Herzog Siegmund von Oesterreich gewiedmet. Die Fabeln des Sebastian Brand machen den zweyten Theil aus. „ Den andern Theil „ dieß Buchs, heißt es, hat zusammengesetzt der „ hochgelert Doctor Sebastianus Brand sinen Sun „ Onophric, das er lerne leben in guten Sitten „ vnd warnemme vetterlicher Lere, so er im vsgezogen hat vß vil schönen Fabeln, Bispilen, Geschichten vnd wiser Menschen Lehre. Vnd sind „ dise Fabeln oder Bispil lieblicher vnd angenehmer „ zu lesen dann die andern. “ Eine jüngere Ausgabe erschien zu Frankfurt am Mayn 1608. Bey oben angeführtem Freytag Th. I. S. 370. findt man ebenfalls Nachricht von einem seltenen Buche: „ Catho in Latein, durch Seb. Brand getütscht. “ Von dieser gereimten Uebersetzung der Catonschen Distichen hat man verschiedene Ausgaben. * Auch den Frydank gab Brand heraus. Wenn im Frydank wenig eigentliche Poesie herrscht, so herrscht doch darin besondere Energie der Gedanken, z. B. von den Verliebten heißt es:

Der Liebe fleucht, den fleucht auch si,
Und der jr begehrt, dem ist sie by.
Da man um Pfening Lieb feil treit,
Da kauft ein Mann Unseligkeit.

---

* S. Catalog. Bibl. Uffenbach. T. II. Append. II. p. 111. und T. III. p. 514.

Von den Weibern:

Durch Not muoß oft syn keüsch ein Wib,
Der niemand anspricht jren Lib.
Versagen was je der Frauen Sitt,
Doch tut in sanft daß man sie bitt.
Thut ein Weib eine Missethat,
Der ein Mann tausend an jm hat,
Der Tausend will er Ere han,
Vnd muoß des Wibes Er zergon.

Von der Weisheit:

Den Wisen oft gar manches würret,
Das die Thoren ganz nicht irret.
Die Wisen möchten nicht genesen,
Sollten sie ganz on Thoren wesen.
Wie vil der Wis Wisheit ausgiet,
Hat er des minder Wisheit nit.

Von dem Lobe:

Wer wol thut, lobt sich selber wol.

Von der Freyheit zu denken:

Des Herzens Auge gibt kein Pfandt,
Es geht durch Meer und alle Landt,
Durch Himmel vnd durch Hölle nyder,
Und kömmt doch snell herwider,
Man vahet gar wol Wyb vnd Mann,
Gedanken niemand vahen kann.
Die Bande kunt niemand je erfinden,
Damit man die Gedanken mocht binden.

Sebastian Brands Ausgabe des Freydanks muß man nicht mit einer spätern verwechseln, die Seb. Wagner im J. 1539. zu Worms herausgab. In einer gereimten Vorrede führt Wagner den Freydank folgender massen redend ein:

Ich bin lang Zeit verlegen bliben,
Und wär noch manchem vnerkannt,
Hett mich nit funden Doctor Brant,
Mich neben sein Schiff lassen schwimmen,
Vnd mir mein Orgel lassen stimmen,
Mein kurzen Reimen corrigiert
Aus dem Finstern in das Licht gfiert.

Lauter Ausdrücke, sagt ein grosser Kenner der vaterländischen Litteratur,* die es vermuthen lassen, daß Freydanks Gedicht vor Brants Ausgabe gar nicht gedruckt gewesen. Bestätigt wird diese Vermuthung durch dasjenige, was Enoch Hanemann in seinem Auszuge von Spangenbergs Buch über die Meistersänger anführt. In diesem Auszuge wird Albrecht von Halberstadt, Uebersetzer der ovidischen Verwandlungen, um das J. 1210. erwähnt, und dann hinzugesetzt: Vmb dieselbe Zeit oder je kurz „ hernach hat gelebet Freydank, welcher mit we-

* S. Beyträge zur Geschichte und Litteratur, von Leßing und Eschenburg, fünfter Beytrag, No. XXVI.

„ nig Worten viel seiner Lehren kurz fassen können,
„ wie aus seinem Buch, das D. Seb. Brand ans
„ Licht bracht hat, zu sehen. Man hielt damals
„ auf keinen Spruch nichts, den nicht Herr Frey-
„ dank gedichtet. " — Aus Brands eignen Versen, die sich in der Wormser Ausgabe Bl. XXXIX. vor seiner Beschlußrede befinden, ergiebt sich, daß er Freydanks Versen durch mehrere Anführungen und Beyspiele aus der heiligen und weltlichen Geschichte eine grössere Ausdehnung ertheilt habe.

Noch bemerken wir, daß das Lehrgedicht des Freydanks, wovon unter anderm zu Straßburg und zu Wolfenbüttel handschriftliche Exemplare aufbewahrt werden, die Aufschrift hat: „ Von dem
„ rechten Wege des Lebens und aller Tugenden
„ Aemtern und Eigenschaften. " Der erste Abschnitt handelt von der Bescheidenheit, d. i. von dem Ziel und Maasse in unserm Thun und Lassen. Den ältern Freydank aus dem XIIIten Jahrhundert muß man unterscheiden von Jacob Freydang aus Kärnthen, der im J. 1569. die Layenbibel herausgab.

König Tyrol, Winsbeck und Winsbeckinn.*

Die Sittensprüche des vorgeblichen schottischen Königes Tyrol an seinen Sohn Friedebrant, wie auch die Sittensprüche Winsbecks an seinen Sohn, und der Winsbeckinn an ihre Tochter, didactische Gedichte aus dem XIIIten Jahrhunderte, hatte schon Melchior Goldast im J. 1604. edirt. Eine neue und verbesserte Ausgabe besorgte Joh. Georg Scherzius im J. 1727. Den König Tyrol hält man für einen erdichteten Namen, und das Gedicht, das seinen Namen trägt, für eine Uebersetzung aus der schottischen Sprache. Auch Winsbeck und Winsbeckinn halten Einige für erdichtete Personen. Scherzius indeß spricht ihnen die wirkliche Existenz so geradezu nicht ab. Winsbeck, sagt er, war ein Ritter, der sich zur Zeit des Kaiser Friedrichs des Rothbarts und seines Sohns Heinrichs die gedoppelten Lorbeern des Helden und Sängers erworben. Die Winsbeckinn, stand wegen ihrer Tugenden und ihrer Talente in so grosser Achtung, daß man sie bey den poetischen Wettstreiten mit einhelliger Stimme

---

* Dieser Abschnitt gehört eigentlich als Anhang zu dem Abschnitte von Rüedger Maneß, S. 46.

zur Richterin wählte. — An dem Rande der Winsbeckschen Handschrift steht, von einer spätern Hande geschrieben, der Name von Winsback. Winsbach liegt nicht weit von Werdenberg, einer Glarnerschen Herrschaft in der Schweiz.

Von Winsbecks treuherzigen Lehren an seinen Sohn nur folgende zur Probe:

15. Sun, ich sage dirs sonder wan
Des Mannes herze ist ungesunt
Das sich niht innan reinen kan
Mit wibes libe zaller Stunt
Es was ein tugentlicher Funt
Do Gu(o)ter wibe wart gedaht, hat jeman Sor-
gen sveren bunt
Den truric mu(o)t bestrichen hat
Der striche wiblich Gu(e)te dar, als am einto(o)
sin not zergat.

16. Sun, sit du seide iit an in
Dù nie mit lobe ir zil vol Mas
So diene in gerne hastù sin
Du lebst in eren dester bas
Got sin an selden nie vergas
Dem ir Genade wirt beschert, und er mit truwen
dienet bas
Dem stat der Schilt zehalse wol
Jm kumt ze Lone ein blanker Arm, da im der rie-
me ligen sol.

17. Sun, du ſolt viſſen das der Schilt
Hat werdekeit und eren vil
Den ritter tugende niht bevilt
Der im zerehte volgen wil
Die warheit ich niht enthil
Er iſt de werlte ſunder wan ein hohgemeſſen
fro(e)i zil.
Nimt in zehalſe ein tumber man
Der im ſin reht erkennet niht, da iſt der Schilt
unſchuldig an.
18. Sun, lat dich Got geleben die zeit
Das er mit rehte wirt dein dach
Was er dir danne Fro(e)iden git
Wiltu im baltlich volgen nach
Weiſt du wie Gamvret beſchach
Der uon des Schiltes werdekeit der Mo(e)rin in
ihr herze brach
Si gab im lib, lant und Gu(e)t
Er git dir noch eren vil, gibſt du im lip, herze
und Mu(o)t.

Die mütterlichen Erinnerungen an die Tochter beginnt Winsbeckinn folgender maſſen:

1. Ein wiblich wib mit Zúthen ſprach
Zir tochter, der ſi ſchone pflac
Wol mich das ich dich je geſach
Geho(e)het ſi der ſu(e)ſſe tac
Da Din Geburt von erſt anlac

Sit ich mit ganzer warheit wol mit wiſer lere
ſprechen mac
Din Anblik iſt des Meien Zit
Got ſuln wir drumbe loben, der alſo riche Gab
uns git.

Die Tochter:

2. Des volge ich liebe mu(o)ter dir.
Ich lobe in ſo ich beſte kan
Er ſoll der Sinne helfen mir
Das ich in ſehe mit O(v)gen an
Durch ſine tugende ich in des Man
Ich wil in ſinen hulden leben, ob ich mir ſelbe
der eren gan
Vater und Mu(o)ter, Sun, dú Kint
Eren und iemer leren wol, du in des vil gehor-
ſam ſint.

3. Rat liebu(o) mu(o)ter und ſprich
Wie und was dln ville ſi;
Des ſoltu rehte bewiſen mih
Ich wil dir ſin mit volge bi
Dú Jugent wil ſin vro und fri
Ir beider kan ich mich verwegen, hochwart, ve-
lurſt der eren zwi
Ich wil min herze laſſen nider
Swelb Frowe kumt in ſwaches wort, du ſuh des
ſo verrichtet vider.

Die Mu(o)ter:

4. Trut Kint du ſin hoh gemu(o)t

Und darunder in zuhten leben
So wirt din lob den werden gu(o)t.
Uhd ſtat din roſenkranz dir erben
Den ere genden ſolt du geben
Mit zuthen dinen ſenften gru(o)s, und la in dinen herzen ſweben
Scham und maz uf ſteten pin
Schús wilder blicke nit zevil, loſe merker bi dir ſin.
5. Scham und Maſſe ſint zwo tugent
Die geben uns Frowen hohen pris
Lat ſi Gott leben in diner jugent
So gru(o)net diner Selden ris
Du macht in eren werden gris

Die Tohter:

Nu rath viel liebu mu(o)ter min (darzu(o)) ſo bin ich niht ze wis
Wie wilde blicke ſind geſtalt
Wie und wa ich di miden ſul, das ſi mich machen niht ze balt.

Die Mu(o)tter:

6. Es heiſſent wilde Blicke wol
(Als ich ze houe gewiſet bin)
Swenne ein wib fur ſich ſehen ſoll
Lat ſie dú o(v)gen fliegen hin
Alsam ſie habe unſteten Sin
Und ane maſſe das Geſicht, das iſt ir lobe ein kranc Gewin
Die Melder merken unſer Sitte
Du Twinc du O(u)gen deſte bas, das rate ich Tochter und bitte.

Staatliche Bibliothek Passau

Lbac

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meister, Leonhard, 1741-1811

Characteristik deutscher Dichter

Bd.: 1

St. Gallen ; Leipzig 1789

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Lbaa (b) 3-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342462-0
VD18 15511111-001